Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

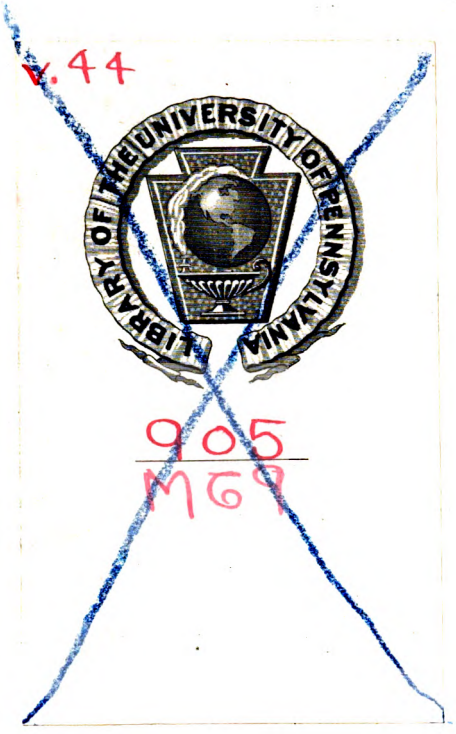
MITTEILUNGEN
AUS DER
HISTORISCHEN
LITERATUR

44
1916

Z
6205
.H7

B 585106

Digitized by Google



Digitized by Google

Z
6205
.H7

Digitized by Google

Digitized by Google

Historische Gesellschaft zu Berlin

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben

von

Fritz Arnheim

Neue Folge — Vierter Band
Der ganzen Reihe 44. Band

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1916

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Compl.-Sets
U. of Penn
2-24-27
14606

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Albrecht, J., Beiträge zur Geschichte der portugiesischen Historiographie des 16. Jahrhunderts. (Sange) 198
Graf Andrassy, J., Wer hat den Krieg verbrochen? (Sternfeld) . 83
Askenazy, S., Fürst Joseph Poniatowski. (Kaindl) 109
Baltische Studien. N. F. Register für I—XVII. Hrsg. v. P. Magunna. (F. Arnheim) 63
Baltische Studien. N. F. XVIII. (Zickermann) 297
Bassermann, E., Sein politisches Wirken. Reden und Aufsätze. I. Herausg. von E. Mittelmann. (W. Schultze) 117
Bauer, G., Die Heidelberger Epitome. (Geyer) 12
—, W., Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. (Dreyhaus) 6
Becker, J., Die Werke Liudprands von Cremona. 3. Aufl. (Hoppe) 15
Bees, N. A. Beiträge zur kirchlichen Geographie Griechenlands im Mittelalter usw. (Philipp) 140
Befreiungskrieg 1813 und 1814. I—V. Herausg. v. k. k. Kriegsarchiv. (v. Landwehr) 172
Behne, A., Der Inkrustationsstil in Toscana. (Schillmann). . . . 78
Belger, E., Die Sozialdemokratie nach dem Kriege. (Bender) . . 53
v. Below, G., Deutschland und die Hohenzollern. (Gumlich) . . . 248
Berger, H., Die religiösen Kulte der französischen Revolution usw. (Herse) 207
—, M., Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882—1907. (Wolf) 46
Bergsträßer, L., Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch. (Sternfeld) 88
Bericht über die 13. Versammlung deutscher Historiker zu Wien 1913. (Koernicke) 174
Bitterauf, Th., Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. (Sternfeld) 84
Blok, P. J., Geschichte der Niederlande. V. Deutsch v. O. G. Houtrouw. (Kohl) 300
Boschan, R., Das Bildungswesen in der Stadt Potsdam bis zur Wiederaufrichtung des preußischen Staates. (Rethwisch) . . 60
Brackmann, A., Studien und Vorarbeiten zur Germania pontificia. I. (Hofmeister) 146
Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. XI. XII. Herausg. von G. Kawerau u. L. Zscharnack. (Hoppe). . 150
Brecht, J. R., Historischer Bericht von der Religionsveränderung in Düttlenheim 1686. (Herr) 273
Breßlau, H., Die Werke Wipos. 3. Aufl. (Hoppe) 16
Brönnle, P., Vor 45 Jahren usw. (Markull) 218
Bruggaier, L., Die Wahlkapitulationen der Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt 1259—1790. (Bonwetsch) 101
Bücher, K., Unsere Sache und die Tagespresse. (Koehne) . . . 54
Büchi, R., Die Geschichte der panamerikanischen Bewegung. (Fridrichowicz) 141

Digitized by Google

Seite
Buddecke, A., Die Literatur über den Feldzug von 1864. (F. Arnheim) 114
Buol, M., Garibaldis Spaziergang von Marsala nach Neapel. (v. Janson) 283
Burgeß, J. W., Der europäische Krieg usw. (Fridrichowicz) . . . 290
Castle, Ed., s. Nagl.
Chamberlain, H. St., Neue Kriegsaufsätze. (Bonwetsch) 79
Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh. XXXI, 2. (Girgensohn) 131
Clemen, O., s. Luthers Werke.
Cordier, L., J. J. Rousseau und der Calvinismus. (Sange) . . . 275
Die deutsch-lettischen Beziehungen in den Baltischen Provinzen. Mit einem Vorwort von O. Külpe. (Girgensohn) 225
Dukmeyer, Fr., Die Deutschen in Rußland. (Bonwetsch) 301
Eberstadt, R., Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerkerverbände usw. 2. Aufl. (Koehne) 155
Frhr. v. Egloffstein, H., Carl August auf dem Wiener Kongreß. (Dreyhaus) 36
Ehses, Steph., s. Tridentinum.
Erben, W., Fichtes Universitätspläne. (Dreyhaus) 111
Fallmerayer, J. Ph., Schriften und Tagebücher. I. II. (Bleich) . 38
Feierabend, H., Die politische Stellung der deutschen Reichsabteien während des Investiturstreites. (Hofmeister) 16
Fischer, M., Heinr. v. Kleist, der Dichter des Preußentums. (Sange) 276
Fleiner, F., Die Staatsauffassung der Franzosen. (Ostwald) . . . 59
Forschungen und Versuche zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift für D. Schäfer. (Bonwetsch) 187
Franz, W., Heiliges Vaterland usw. (Philipp) 295
Randglossen zum Französischen Gelbbuch. (Sternfeld) 90
Fredrich, C., Vor den Dardanellen usw. (Rethwisch) 139
Geographische Zeitschrift. XX, 12. XXI, 4. Herausg. von A. Hettner. (Koernicke) 79
Geyer, J., Papst Klemens III. 1187—91. (W. Cohn.) 99
Giesau, H., Eine deutsche Bauhütte usw. (Taube) 77
Grupp, G., Kulturgeschichte des Mittelalters. 2. Aufl. IV. (Fridrichowicz) 13
Gürtler, F., Wordsworths politische Entwicklung. (Tschirch) . . 210
Haedecke, R., Die Schlacht bei Dennewitz usw. (v. Friederich) . 168
Hartmann, R. J., Der russische Feldzug 1812. (v. Janson) . . . 162
Hasenclever, A., Die Orientalische Frage 1838—41. (Markull) . . 37
Haufe, R., Der deutsche Nationalstaat in den Flugschriften von 1848/49. (Dreyhaus) 212
Hauschild, K., 1813. Österreichs entscheidender Anteil an den Kämpfen usw. des Befreiungsjahres. (v. Landwehr) 174
Heichen, W., Die Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte von Marathon bis Tsuschima. (v. Janson) 11
v. Heigel, Th., Deutsche Reden. (Ködderitz) 127
Heinecker, W., Die Persönlichkeit Ludwigs XIV. (Fitte) 28
Helfferich, K., Die Entstehung des Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandmächte. (Sternfeld) 86
Hellinghaus, O., Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. III. IV. (Penner) 112. 217
Helmolt, H. F., Die geheime Vorgeschichte des Weltkriegs. (Sternfeld) 83
—, Die Hohenzollern 1415—1915. (F. Arnheim) 250
Hermelink, H., Reformation und Gegenreformation. (Wolf) . . . 104
Hintze, O., Die Hohenzollern und ihr Werk. (Dreyhaus) 241
Hofmann, M., Die Stellung des Königs von Sizilien usw. (W. Cohn) 196
Hofstetter, B., Vorgeschichte d. französ. Protektorats in Tunis usw. (Markull) 45
Hohenzollern-Jahrbuch. XVIII. Hrsg. von P. Seidel. (F. Arnheim) 252
Hönger, A., Zeugnisse zum deutschen Aufstieg 1750—1914. (Gumlich) 125
Hönig, Joh., Ferdinand Gregorovius als Dichter. (Schuster) . . . 214

Digitized by Google

Seite

Houtrouw, O. G., s. Blok.
Hubrich, E., Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung. 2. Aufl. (Hofmeister) 73
Huch, R., Wallenstein. Eine Charakterstudie. (R. Wolff) 201
Internationale Monatsschrift für Wissenschaft usw. IX, 12—14. Herausg. von M. Cornicelius. (Tschirch) 258
Jacobs, E., Briefe Friedrichs d. Großen an Thieriot. (F. Arnheim) 29
Jannasch, W., Erdmuthe Dorothea, Gräfin von Zinzendorf. (Haering) 203
v. Janson, R. A., Moltke, Ein Lebensbild. (Herrmann) 49
Jerusalem, W., Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre. (Kende) 7
Joachimsen, P., Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. (Steffens) 285
Jordan, R., Chronik der Stadt Mühlhausen i. Th. V. (F. Arnheim) 62
Jüngst, J., s. Rinn.
Jürgens, A., Zur schleswig-holsteinischen Handelsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. (Holtze) 72
Juster, J., Les Juifs dans l'Empire romain, leur condition juridique, économique et sociale. I. II. (Bees) 261
Kania, H., Staatsbürgerkunde in vergleichenden Übersichten usw. (Koehne) 177
Kerchnave, H., und Veltzé, Al., Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg. (v. Landwehr) 173
Keßler, O., Die Ukraine. Beiträge usw. (Ostwald) 302
Kirsch, C., Enchiridion fontium historiae ecclesiasticae. 2. u. 3. Aufl. (Hofmeister) 236
Kjellén, R., Die Großmächte der Gegenwart. Übersetzt von C. Koch. 3. Aufl. (Markull) 56
Klein, T., 1848. Der Vorkampf deutscher Einheit u. Freiheit. (Schuster) 277
Klemm, M., Sachsen und das deutsche Problem 1848. (Bergsträßer) 113
v. Klocke, Fr., Das westfälische Geschlecht v. Klocke usw. (Kekule v. Stradonitz) 305
Klüpfel, L., Die äußere Politik Alfonsos III. von Aragonien 1285—91. (Taube) 18
Koch, C., s. Kjellén.
Köhler, H., Die Ketzerpolitik der deutschen Kaiser und Könige 1152—1254. (Taube) 268
Kolshorn, O., Markgräfin Anna Sophie von Brandenburg usw. (Schuster) 107
Kossinna, G., Die deutsche Vorgeschichte usw. 2. Aufl. (Bleich) 266
Krones-Uhlirz, Österreichische Geschtchte II. III. 3. Aufl. (Tangl; Levinson) 197. 109
Kühn, J., Wie Lüttich dem Reiche verloren ging. (Herse) . . . 31
Külpe, O., s. Die deutsch-lettischen Beziehungen usw.
Kuske, Br., Die städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter usw. in Köln bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. (Koehne) 69
Kuschnir, Wl., Die Ukraine usw. im gegenwärtigen Krieg mit Rußland. (Ostwald) 138
Lampe, F., Kriegbetroffene Lande. (Rethwisch) 220
Lamprecht, K., Deutscher Aufstieg 1740—1914. (Gumlich) . . . 124
—, Zur neuen Lage. (Markull) 119
Lautenschlager, Fr., Die Agrarunruhen in den badischen Standes- und Grundherrschaften 1848. (J. Philippson) 42
Lea, H. Ch., Geschichte der spanischen Inquisition. II. III. Deutsch von Pr. Müllendorff. (Herr) 76. 239
Liebermann, F., Über die Gesetze Ines v. Wessex. (Sange) . . . 99
Liudprand, Werke, s. Becker.
Mitteilungen aus dem Gebiet der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. XX, 3. (Girgensohn) 64
Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. XXI, 1. (Girgensohn) 300
Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. XXV. (Herr) 132
Luckwaldt, Fr., Die Vorgeschichte des Krieges. (Sternfeld) . . . 84

Digitized by Google

Seite
Lulvès, J., Die Stellung des Papsttums im Weltkriege 1916. (Ed. Wilh. Mayer) 296
Luthers Werke in Auswahl. IV. Herausg. von O. Clemen. (Herr) 103
Magunna, P., s. Baltische Studien usw.
Marcks, E., Der Imperialismus und der Weltkrieg. (Ostwald) . . 218
Matthias, A., Kriegssaat und Friedensernte. (Bleich) 294
Frhr. v. Mayer, E., Die völkerrechtliche Stellung Ägyptens. (Fridrichowicz) 233
Meinecke, Fr., Deutsche Kultur und Machtpolitik im englischen Urteil. (Kende) 219
Mertens, M., Historisch-politisches ABC-Buch. 2. Aufl. (Geyer) . 258
Mette, S., Napoleon und Moreau in ihren Plänen usw. 1800. (Herrmann) 276
Meyer, Ed., Reich und Kultur der Chetiter. (Herr) 95
—, Thukydides und die Entstehung der wissenschaftlichen Geschichtschreibung. (Geyer) 9
Mittelmann, E., s. Bassermann.
Müllendorff, Pr., s. Lea.
v. Müller, Fr., Spekulation und Mystik in der Heilkunde. (Bleich) 93
Nagl, J. W., Zeidler, J., u. Castle, Ed., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. II, 1. (Kaindl) 304
Neubauer, Th., Zur Geschichte der mittelalterlichen Stadt Erfurt. (Taube) 297
Novák, J. Fr., Des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg Briefe an seine Frau. (v. Landwehr) 173
Oberhummer, E., Hellas als Wiege der wissenschaftlichen Geographie. (Geyer) 10
Oncken, H., Vorgeschichte und Ausbruch des Weltkriegs. (Sternfeld) 85
Österreichische Bibliothek. I—VI. Herausg. von H. v. Hofmannsthal. (v. Landwehr) 122
Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. IV, 1. Herausg. von Th. Schiemann. (v. Landwehr) 65
Ostwald, P., Japans Expansionspolitik 1900—14. (Nachod) . . . 232
—, Von Aufgaben und Problemen des modernen Geschichtsunterrichts. (Rethwisch) 257
Pahncke, R., Die Parallel-Erzählungen Bismarcks usw. (Markull) . 116
v. Pastor, L., Conrad v. Hötzendorf. (v. Janson) 120
Die Persönlichkeit. Monatsschrift usw. I, 2. 4. Herausg. von E. Schneider. (Bleich) 91
v. Petersdorff, H., Deutsche Männer und Frauen. (Hein) . . . 50
Pfannkuche, A., Staat u. Kirche usw. seit der Reformation. (Gumlich) 21
v. Pflugk-Harttung, J., Belle-Alliance usw. (v. Friederich) . . 170
—, Der Stadt- und Polizeipräsident v. Tilly und die Zustände in Warschau usw. 1799—1806. (Markull) 110
Piper, O., Abriß der Burgenkunde. 3. Aufl. (Spatz) 308
—, P., Altonas Brand 8. Januar 1713. (Penner) 273
v. Poschinger, H., Neues Bismarck-Jahrbuch I. (Ködderitz) . . 47
Rademacher, O., Aus Merseburgs alter Geschichte. 7. 8. (Taube) 132
Redlich, O. R., Jülich-bergische Kirchenpolitik am Ende des Mittelalters usw. II, 1. (Wolf) 199
Regel des Heiligen Benedikt. 6. Aufl. Herausg. von F. Segmüller. (Hoppe) 235
Regula Sancti Benedicti. 5. Aufl. Herausg. von F. Segmüller. (Hoppe) 235
Reich, H., Das Buch Michael. (Bersu) 295
Reiff, P. F., Friedrich Gentz, an opponent of the French revolution etc. (Pflüger) 32
Rendtorff, F., Schweden und die schwedische Kirche zur Kriegszeit. (F. Arnheim) 57
Rethwisch, C., Jahresberichte über das höhere Schulwesen. XXIX. (Bersu) 180

Digitized by Google

Seite

Rinn, H., u. Jüngst, J., Kirchengeschichtliches Lesebuch. Gr. Ausg. 3. Aufl. (Bonwetsch) 75
Ritter, A., Der organische Aufbau Europas. (Ostwald) 130
Rogge, B., Fünf Jahrhundert Hohenzollernherrschaft usw. (Gumlich) 249
Rosenstock, E., Königshaus und Stämme in Deutschland 911—1250. (Taube) 193
Roth, K., Geschichte Albaniens. (v. Landwehr) 303
Roethe, G., Von deutscher Art und Kultur. (Bleich) 51
Salomon, R., Johannis Porta de Annoniaco liber de coronatione Karoli IV. Imperatoris. (Taube) 102
Schäfer, D., Das deutsche Volk und der Osten. (Gumlich) . . . 128
Scheffel, P. H., Verkehrsgeschichte der Alpen. II. (Kende) . . 144
Scheffler, W., Karl IV. und Innocenz VI usw. 1355—60. (Hofmeister) 19
Schilling, H., Der Zwist Preußens und Hannovers 1729/30. (Hein) 274
Schmidt, L., Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung. II, 2. 3. (Philipp) 186
Schubert, R., Die Quellen zur Geschichte der Diadochenzeit. (Geyer) 185
Schultze, F. E. O., Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht. (Bleich) 182
Schuster, G., Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. (F. Arnheim) 252
—, 500 Jahre Hohenzollern. (F. Arnheim) 251
Schwabe, L., Dorpat vor 50 Jahren. (v. Hauff) 62
Segmüller, F., s. Regel und Regula.
Seippel, P., Die heutigen Ereignisse vom Standpunkte der romanischen Schweiz. (Gumlich) 223
Sieveking, H., Grundzüge der modernen Wirtschaftsgeschichte usw. bis zur Gegenwart. 2. Aufl. (Koehne) 309
Spahn, M., Deutsche Lebensfragen. (Markull) 50
Steffen, G. F., Weltkrieg und Imperialismus. (Sternfeld) 84
Sternberg, K., Zur Logik der Geschichtswissenschaft. (Sange) . 92
Stieve, Fr., Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte. (Zickermann) 126
Frhr. Stockhorner v. Starein, O., Zur Parallele der russischen Kriegführung 1812 und 1915. (v. Janson) 161
Stroh, W., Das Verhältnis zwischen Frankreich und England 1801/03 im Urteil der politischen Literatur Deutschlands. (Markull) . 209
Sturdza, D. A., Europa, Rußland und Rumänien. (v. Landwehr) . 231
Tornius, V., Die Baltischen Provinzen. (Girgensohn) 136
Concilium Tridentinum etc. V, 2. Herausg. von St. Ehses. (Wolf) 269
Troeltsch, Deutsche Zukunft. (Kende) 287
Ukrainische Rundschau. XIII, 1. 2. 3. Herausg. von Wl. Kuschnir. (Ostwald) 138
Revue Ukranienne. I, 1. 2. Herausg. von A. Seelieb. (Ostwald) 138
Ulmann, H., Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814. I. II. (v. Friederich) 162
Unus, W., England als Henker Frankreichs. (Markull) 80
Valentin, V., Kolonialgeschichte der Neuzeit. (Irmer) 1
Valter, M. P. C., Neue Beiträge zur Entstehung des Weltkriegs 1914. (Sternfeld) 82
Veltzé, Al., s. Kerchnave und Woinovich.
Verlagskatalog der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung usw. 1763—1913. (Dreyhaus) 67
Vigener, F., Quellen zur Geschichte der mittelalterlichen Geschichtschreibung. II. (Markull) 267
Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs. X. Herausg. von A. Helbok. (Ilwof †) 135
Wappler, P., Die Täuferbewegung in Thüringen 1526—84. (Barge) 23
Weber, O., Von Luther zu Bismarck. 2. Aufl. I. II. (Markull) . 268
Wendland, W., Die Hohenzollern und die evangel. Kirche. (Gumlich) 250

Digitized by Google

Seite

v. Wilamowitz-Möllendorff, U., Reden aus der Kriegszeit. 3. (Dreyhaus) 120
Wintzer, E., Prinz Ferdinand von Preußen als Mensch und Musiker. (A. Arnheim) 208
Wipo, Werke, s. Breßlau.
Wocke, H., Arthur Fitger, sein Leben und Schaffen. (Stammler) . 284
v. Woinovich, E., u. Veltzé, Al., 1813—15. Österreich in den Befreiungskriegen. IV.—X. (v. Landwehr) 173
Woynar, K., Lehrbuch der Geschichte des Altertums usw. 2. Aufl. (Cauer) 97
Zeidler, J., s. Nagl.
Zivier, E., Neuere Geschichte Polens. I. (Bellée) 226

Digitized by Google

1.

Zur neuzeitlichen Kolonialgeschichte.

Valentin, Veit, Kolonialgeschichte der Neuzeit. Ein Abriß. Mit 2 farbigen Karten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1915. Gr. 8°. XI u. 226 S. Preis geh. M. 4.80, geb. M. 6.—.

Das vorliegende Buch ist, wie der Verf. in seiner Vorrede sagt, der kurz zusammengefaßte Niederschlag von akademischen Vorlesungen über Kolonialgeschichte. Dieser „Abriß der Kolonialgeschichte der Neuzeit" soll nach ihm ein Versuch sein, „die Studierenden, die Lehrer und den weiteren Kreis der Geschichtsfreunde in ein Gebiet der neueren Historie einzuführen, das der Forschung, wie der Bildung (sic) bei uns noch immer weniger naheliegt". In diesem Sinne eines Leitfadens der Kolonialgeschichte muß das Buch wohl auch angezeigt werden; die Anhänge „Vergleichende Übersicht des Bestandes des Kolonialbesitzes" (aus dem Gothaer Hofkalender von 1877—1915), „Gesamt-Übersicht der Einzel-Kolonien" und weiter der alten Kolonialmächte und der neuen, sowie die beiden Kärtchen weisen ebenfalls auf die Bestimmung eines Lehrbuchs. Also weniger eigene, ursprüngliche geschichtliche Forschungsarbeit — die Archive sind ja für diesen Zweck noch nirgends geöffnet — auch nicht Ergebnisse praktischer überseeischer Erfahrung; aber reiche Lesefrüchte und anregende Betrachtungen. Und am Ende gibt es für die Vorträge eines Hochschullehrers keine angenehmere Mitgift als die Kraft der Anregung. Aber der Verf. fordert doch auch mehr für sich; er verspricht in seinem Buche den kolonialen Stoff „unter einem neuen wissenschaftlichen Gesichtspunkt zu gestalten". Er will „Kolonialgeschichte", keine „Kolonialpolitik" schreiben (S. VI), betont aber auch an zwei Stellen, daß er das Geschäft des „politischen Historikers" betreiben will (S. IV). Darin liegt ein gewisser Widerspruch. Und dann ist doch die Politik von der Geschichte gar nicht zu trennen, am allerwenigsten in dem neueren kolonialen Werdegange; am Ende ist die Politik der Gegenwart nichts anderes als werdende Geschichte, sie ist die Entwicklungszeit zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Der Verf. unterscheidet drei Betrachtungsweisen, durch die man des kolonialen Stoffes und seiner Schwierigkeiten Herr zu werden versucht: die erste gehe aus von der geographischen

Digitized by Google

Verteilung der Kolonien, die zweite von der kolonialen Arbeit der einzelnen Nationen, die dritte von der Epochenbildung des gesamtgeschichtlichen Verlaufs. „Die bisher vorhandene kolonialgeschichtliche Literatur wende eine dieser drei möglichen Betrachtungsweisen an. Er habe nun den neuen Versuch gemacht, eine Vereinigung der drei Betrachtungsweisen herbeizuführen, und zwar im Standpunkt des politischen Historikers." Ich fürchte, der Verf. unterschätzt denn doch seine Vorgänger auf diesem Gebiete etwas sehr. Alle, von dem fleißigen Koschitzky (1887) an bis zu Zimmermann, Köbner, Rohrbach und andern, haben ohne Ausnahme, unter Zusammenfassung aller in Betracht kommenden kolonialen und überseeischen Gesichtspunkte, als „politische Historiker" Kolonialgeschichte geschrieben, ganz gewiß nicht einseitig. Und gar erst einer der Altmeister deutscher Geschichtschreibung: Dietrich Schäfer! Überdies sind viele darunter, die mit einer großen kolonialen und überseeischen Erfahrung ausgestattet sind; ich brauche nur auf Rohrbach hinzuweisen. Der Verf. wird mir zugeben, daß für einen kolonialen Geschichtschreiber die überseeische Praxis doch von nicht zu unterschätzendem Wert ist. Und was Alfred Zimmermanns fünfbändiges Werk „Die europäischen Kolonien" angeht, von dem Valentin auf S. 216 eine nicht gerade hohe Meinung niederschreibt, so sollte niemand übersehen, daß Zimmermann, der jahrelang in der Kolonialabteilung tätig war und von Beruf Historiker ist, seiner umfangreichen Lebensarbeit eine genaue Kenntnis des Werdegangs der deutschen Kolonialpolitik aus den Akten des Auswärtigen Amtes und auch eine solche der fremden Kolonien aus den Gesandtschaftsberichten von Paris, Brüssel, Rom und auch London zugrunde gelegt hat. Diese Kenntnis ist vor ihm und nach ihm bisher nur sehr wenigen zugänglich gewesen; schon aus diesem Grunde ist sein Werk für jeden kolonialen Geschichtschreiber unentbehrlich. —

Die letzte Epoche der modernen Kolonialpolitik — sie steht unter der deutschen Anregung seit 1876, darin hat Valentin durchaus recht — nennt er nach Kjellén die „planetarische". Er ist glücklich über die Prägung dieses neuen Fremdworts im kolonialen Sprachschatz; „der ganze Planet" wird von da an von kolonisierenden Mächten verteilt. Ich glaube, der Verf. wird in deutschen kolonialen Kreisen nur wenige finden, die ihm in seiner Bewunderung für den Ausdruck der „planetarischen Epoche" in der Kolonialgeschichte folgen mögen. Das Entscheidende für dies jüngste Zeitalter der Kolonialgeschichte liegt in der Eröffnung eines überraschenden, ganz neuen Weltverkehrs. Die Sicherheit und Verkürzung aller See- und Landwege hat den Welthandel nach den entferntesten Inseln und in die unerschlossenen Kontinente geführt. Der Weltverkehr hat die neue koloniale Epoche heraufgeführt. Gegenüber dieser Erkenntnis muß der Ausdruck „planetarische Epoche" formal und

Digitized by Google

nichtssagend erscheinen. Man vergesse doch nicht, daß die „imperialistische", die Weltpolitik heute zu einem sehr großen Teile Welthandelspolitik ist.

Der Verf. beginnt sein Buch mit dem Satze, daß „Kolonisation im letzten und höchsten Sinne der Machtausdruck des reifgewordenen modernen Staates sei", und fährt dann fort: „Die Kolonisation kann somit angesehen werden als letzter Gradmesser nationaler Kraft und nationalen Selbstbewußtseins." Etwas Richtiges liegt ganz gewiß darin; aber als Leitsatz kann, glaube ich, das Gesagte denn doch nicht dienen. Geographische Lage, Übervölkerung, übergroße industrielle Ausgestaltung, wachsende Seegeltung und noch manches andere treiben die Völker zur Kolonisation. Auch zeigt gerade das neueste Zeitalter der Kolonialgeschichte in Belgien ein Beispiel, daß selbst Staaten ohne militärische Machtmittel, ohne nationalen Unterbau Kolonialpolitik zu treiben vermögen, allerdings nur mit vorübergehendem Erfolg. Der Kongostaat war ein Retortengeschöpf, und König Leopold II., der meines Erachtens von Valentin ungebührlich überschätzt wird, ist ganz gewiß mehr Unternehmer und Börsenspekulant gewesen, als alles andere. Wer den Hexensabbat des kolonialen Spekulantentums in Brüssel miterlebt hat, wird davon Wunderdinge erzählen können. Auch hier war Brüssel nur die Nachäffin von Paris, wie in andern Dingen auch. Wenn der Verf. dabei die Bemerkung macht, daß mit der Vereinigung Belgiens und des Kongostaates auch der belgischen Neutralität der Boden genommen sei, so ist das ganz gewiß richtig (S. 187).

Auch in der Kolonialpolitik Frankreichs herrscht das Unternehmertum wie in Belgien vor (S. 97). Für die Charakterisierung dieses kolonialen Spekulantensystems, dem sich schon Napoleon III. dienstbar gemacht hat, können auch über das hinaus, was Valentin anführt, als recht markante Beispiele die Baugründungen der Kanäle von Suez und Panama herangezogen werden. Das mexikanische Kolonisationsprojekt hängt eng mit der Panama-Spekulation zusammen. Aber trotzdem bin ich doch geneigt, die französische Kolonialpolitik höher einzuschätzen, als es Valentin tut. Vor allem deswegen, weil man in Frankreich den richtigen kolonialen Gedankengang zeigt: Erwerbung großer geschlossener kolonialer Gebiete vor den Toren oder in nächster Nähe des Mutterlandes. Ich kann darum auch der skeptischen Auffassung des Verf. über den Wert des Erwerbes von Marokko nicht zustimmen. Um phantastischen Ehrgeiz handelte es sich hier ganz gewiß nicht; die Beweggründe waren sehr realpolitischer Natur. Die kolonialpolitischen Kreise Deutschlands waren darum — soweit sie nicht offiziös infiziert waren — nahezu einstimmig g e g e n das Marokko-Abkommen. Gegenüber einem Marokko in französischen Händen gab es für Deutschland keine Kompensation; am allerwenigsten konnten dafür die Erbsümpfe des

Digitized by Google

seligen Kiderlen am Kongo in Betracht kommen (S. 100). Die Erwerbung Marokkos war für Frankreich nicht allein der Schlußstein seiner großzügigen Afrikapolitik, sondern sie bedeutete auch für die französische Wehrkraft — das haben die französischen Militärexperten schon vorher mit anerkennenswerter Naivität in ihrer Presse offen ausgesprochen — eine Steigerung um mehrere Armeekorps im Kampfe um die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen. Und hier treffe ich mit dem Gedankengang Valentins zusammen, der in der gleichzeitigen Beibehaltung der Revanche-Politik die Unmöglichkeit der Durchführung der französischen Kolonialpolitik zu sehen scheint. Das ist gewiß richtig; andernfalls, ohne diese Verknüpfung mit dem Revanchegedanken, wäre meines Glaubens die französische Afrikapolitik nicht gescheitert. Bismarck ist gewiß gegenüber der kolonialen Expansion Frankreichs überaus nachsichtig gewesen, vielleicht zu nachsichtig; aber hier hätte auch für ihn die Grenze seiner Geduld gelegen. Im übrigen gefällt mir der Teil der Arbeit Valentins, der sich mit der Kolonialpolitik Bismarcks beschäftigt, am besten. Seine Charakterisierung ist hier klar und überzeugend. Es handelt sich aber dabei weniger um Gegensätze zwischen Bismarck und seinen Nachfolgern, als vielmehr um verschiedene Entwicklungsperioden. Sobald Deutschland zur Seegeltung gelangt war, mußte auch die deutsche Kolonialpolitik ihre Ziele weiter stecken; das Weiterfahren im englischen Kielwasser mußte dann aufhören.

Es würde im Rahmen einer Anzeige zu weit führen, den Anschauungen Valentins über Neu-Seeland und vor allem über Australien als „englischste Kolonie" (S. 145) entgegenzutreten. Es wird genügen, auf die Auslassungen des bisherigen Ministerpräsidenten Fisher hinzuweisen; sie zeigen offen, daß Australien seine eigenen Wege gehen will, auch „nicht englische", sobald die Zeit dazu gekommen zu sein scheint. Mit der italienischen Kolonialpolitik macht es der Verf. kurz; sie verdient es auch nicht, daß man sich heute noch viel damit beschäftigt.

Aber ein paar Einzelheiten Valentins über kolonialpolitische Persönlichkeiten darf ich aus Gründen der Gerechtigkeit nicht unwidersprochen lassen. Vorausschicken möchte ich dabei, daß ich über Cecil Rhodes fast auf dieselben Gedanken gekommen bin, als ich mit diesem merkwürdigen Mann in Berlin amtlich zu verhandeln hatte, wie sie der Verf. (S. 200) ausspricht. Ganz gewiß; dieser robuste Egoist mit dem brutalen Gesicht und den breiten Schulterknochen wäre ein Instrument gewesen, mit dem ein Bismarck Kolonialpolitik hätte treiben können. Aber wenn Valentin in diesem Falle von einem so gewalttätigen, skrupellosen Mann, wie Rhodes es war, vorurteilsfrei denkt, wie in aller Welt kann er dann zu einem so unbilligen Urteil über Karl Peters (S. 203) kommen? Solche außergewöhnliche Menschenenergien, die auf eigene Faust Ostafrika für Deutschland erwerben, kann

Digitized by Google

man doch nicht aus Mönchsklöstern holen! Im übrigen ist der Verf. auch über die „Katastrophe Peters“, wie mir scheinen will, nicht genügend unterrichtet. Es steht doch fest, daß Bebel offen seine Düpierung mit dem Tuckerbriefe zugegeben, das Schriftstück, das die Hauptunterlage seiner Anklage bildete, für eine Fälschung erklärt hat. Auch darin irrt Valentin, daß Karl Peters nur seinen „Titel“ zurückerhalten hat; er besitzt Titel und Pension, ist wie jeder andere im Ruhestande lebende Beamte gestellt; er ist also als amtlich völlig rehabilitiert anzusehen. Auch das Urteil über Knappe (S. 211) kann ich nicht gelten lassen. Allerdings hat Bismarck seinen Namen mit dem „furor consularis“ verknüpft. Aber in unterrichteten Kreisen weiß man heute, daß es das Mißverständnis einer nicht präzis gefaßten Depesche Herbert Bismarcks gewesen ist, die leider zu dem kriegerischen Zusammenstoß unserer Truppen mit Mataafas Samoanern geführt hat. Andernfalls wäre es ganz undenkbar gewesen, daß Knappe mit allen Ehren später wieder ins Amt zurückgeholt wurde. Wie Großes Knappe in seinen letzten Lebensjahren in Schanghai für die deutsche Wirtschaftspolitik geleistet hat, zeigt schon die Lücke, die sein früher Tod dort gerissen hat, und die bis heute noch nicht ausgefüllt ist.

Der Verf. will sein Werk nur als einen „Versuch“ angesehen wissen. Man darf also hoffen, daß er es bei diesem Anlauf nicht bewenden läßt, sondern seine Schrift zu einem Handbuch der deutschen Kolonialgeschichte ausarbeitet, wenn erst der Ausgang dieses Weltkrieges die Neuorientierung der deutschen Kolonialpolitik festgelegt hat. Ein solches wird überall in kolonialen Kreisen willkommen sein.

Berlin-Wilmersdorf. Georg Irmer.

Digitized by Google

2.

Bauer, Wilhelm, Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen. Gr. 8°. VII u. 335 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1914. M. 8.—.

„Die öffentliche Meinung und ihre geschichtlichen Grundlagen." — Es gehört schon etwas Wagemut dazu, sich an eine solche Aufgabe zu machen, selbst wenn man sie bescheiden nur einen „Versuch" nennt. Was ist unter „öffentlicher Meinung" zu verstehen? Das Wort ist da, doch fehlen die Begriffe. Gar mancher hat nach einer Definition gesucht. Aber gefunden hat sie wohl noch niemand. Und ich glaube, es wird auch niemandem gelingen. Denn die öffentliche Meinung ist keine Größe, deren Maße sich ein für alle mal festlegen lassen. Sie ist abhängig von Ort und Zeit, von Art und Rasse. Wo ist aber in diesen Dingen ein fester Punkt? Nirgends. Alles ist in stetem Wechsel. Daher läßt sich das Wesen der öffentlichen Meinung auch niemals voll und ganz erkennen. Am nächsten kommt man ihm, wenn man, wie der Verf. es tut, zunächst einen kurzen Abriß der Geschichte der öffentlichen Meinung gibt und dann ihre allgemein gültigen Eigenschaften untersucht. Um dabei eine gewisse Definition der öffentlichen Meinung zu haben, lehnt sich B. an die Äußerung Schmollers in dessen „Grundriß der Volkswirtschaftslehre" an: „Die öffentliche Meinung ist die Antwort der zunächst mehr passiv sich verhaltenden Teile der Gesellschaft auf die Wirkungsweise des aktiven Teiles. Bestimmte Nachrichten erwecken bestimmte Gefühle und Stimmungen. Regierung, Parteiführer, Journalisten, Kirchen- und andere Lehrer, Geschäftshäuser und Börsenleute suchen durch den psychophysischen Apparat heute auf das Publikum zu wirken wie es früher nur Redner konnten .... Die öffentliche Meinung ist wie eine große Äolsharfe von Millionen von Saiten, auf die die Winde von allen Richtungen heranstürmen."

Die in dieser Definition angedeuteten Merkmale der öffentlichen Meinung behandelt der Verf. in sieben Kapiteln, die in ihrer Bedeutung aber durchaus nicht gleichwertig sind. Meinem Ermessen nach kann man etwa wie folgt gliedern. Den ersten Hauptteil bildet das Verhältnis der öffentlichen Meinung zum einzelnen wie zum Staat. Der zweite, umfangreichere wäre zu überschreiben: Die öffentliche Meinung, ihre Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel. Diese erstrecken sich auf mündlichen Ausdruck, Schrift, Druck, Zeitung und Tat. Aus dieser Aufzählung ersieht man, daß es dem Verf., wie er im Vorwort auch selbst sagt, nicht auf eine methodisch einwandfreie Arbeit ankam. Das Problem an sich ist ihm Hauptsache. Und in dessen Behandlung bietet er sehr viel Interessantes.

Bereits aus dem geschichtlichen Abriß erkennt man, daß die öffentliche Meinung eigentlich erst seit der großen französischen

Digitized by Google

Revolution zu einem wirklich bedeutsamen Faktor geworden ist. Durch diese ungeheure Bewegung sind eben alle Kräfte im Menschen zur Entfaltung gekommen. Wer je an der Bedeutung des Individualismus gezweifelt, findet in all den Kapiteln, die jedesmal unter einem der genannten Gesichtspunkte gewissermaßen die ganze Weltgeschichte überschauen, Belege für die befreiende Macht dieser vornehmsten Lehre der Revolution. Stehen aber Individualismus und öffentliche Meinung in solch engem Zusammenhang, so wird man die geschichtlichen Grundlagen der letzteren auch wohl auf einem Gebiete zu suchen haben, das eine ganze Reihe von Wissenszweigen umfaßt, dessen unwichtigster sicherlich nicht die Völkerpsychologie ist. Bedauerlicherweise scheint der Verf. an einem Werke wie Wundts Völkerpsychologie vorbeigegangen zu sein. Dieses hätte ihm besonders für die Terminologie wertvolle Winke geben können. Immerhin hat er das Problem im großen deutlich erkannt und mehrfach betont, daß er öffentliche Meinung nicht mit Publizistik gleichsetzt. Im Gegenteil, er weist diese in ihren engen Wirkungskreis zurück, wobei er, soweit es der lose Rahmen gestattet, jene in ihrem ganzen Umfang zu bestimmen sucht.

Nach allem kann man sagen, daß das vorliegende Werk für die wissenschaftliche Behandlung des Begriffes und der Geschichte der öffentlichen Meinung einen recht wertvollen Beitrag liefert. Hoffentlich gelingt es nunmehr dem Verf. oder anderen, auch von der methodischen Seite dem schwer faßbaren Wesen der öffentlichen Meinung beizukommen.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

3.

Jerusalem, Wilhelm, Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre. Gr. 8°. VII u. 116 S. Stuttgart, F. Enke, 1915. M. 3.—.

Der erste Abschnitt formuliert das Problem: es gilt die Widersprüche, die der Krieg zwischen den Forderungen der mächtig erstarkten Staatsgewalt und den Wünschen und Ansprüchen der selbständig und innerlich reich gewordenen Individuen zeitigt, klarzulegen, ihren Ursachen nachzugehen, um die Vereinigung beider zu einem gemeinsamen Ziele zu versuchen.

Die drei nächsten Abschnitte erörtern das Verhältnis des Krieges zum menschlichen Urzustand, zur modernen Kultur und zum Staate. Der Krieg, den wir aus den Urzeiten unseres Geschlechtes überkommen haben, besitzt die Tendenz, uns diesem Urzustande näherzubringen (Hervorbrechen niederer Instinkte, der Krieg schafft vielfach eine ähnliche soziale Gebundenheit wie sie primitiven Zuständen eigentümlich ist, er schließt uns auch in ökonomischer Hinsicht enger an die Anfänge der mensch-

Digitized by Google

lichen Gesellschaft). Für die moderne Kultur scheint J. die panökonomische Weltanschauung (der egoistische Intellektualismus), ein Produkt der individualistischen Entwicklungstendenz, bezeichnend; dieser intellektualistisch ausgerüstete wirtschaftliche Egoismus ist seinem Wesen und seiner Natur nach international gerichtet. Der Krieg aber hat die Weltwirtschaft fast überall gestört. Doch auch in der weitgehenden Entrechtung der Individuen steht der Krieg mit der individualistischen Entwicklungstendenz in Widerspruch; er drängt ferner die aus dem Individualismus hervorgegangenen kosmopolitischen Tendenzen stark zurück. Dagegen widerspricht er nicht der anderen Tendenz der modernen Kultur, dem Nationalismus. Zum Staate aber zeigt der Krieg folgende Beziehungen: durch Kriege sind die meisten großen Nationalstaaten und auch viele kleinere zur Einheit zusammengeschlossen worden, Krieg und Kriegsbereitschaft waren bisher für alle ein unentbehrliches Mittel, ihre Machtorganisation zu erhalten und ihre Einheit zu stärken (der Staat wird definiert als „eine Machtorganisation, die durch das Zusammenwirken der individualistischen und nationalen Entwicklungstendenzen immer mehr vergeistigt" worden ist), Staat und Nation sind in der neuesten Zeit in lebendige Wechselwirkung getreten.

Der fünfte Abschnitt weist mit seinen Wünschen über die Analyse des Gegenwärtigen und Vergangenen hinaus in die Zukunft; der Machtentfaltung des Staates wird als Ziel gesetzt das „Wachstum in die Tiefe", die innere Stärkung, die „Hebung und Kräftigung der Staatenwürde", die in den sittlichen Forderungen besteht, die der Staat an sich selbst stellt; diese Staatenwürde „ist der Ausdruck der moralischen Autonomie und eine Art von innerer Souveränität". Die Forderung der Staatenwürde wird dort am meisten Verständnis finden, wo die im Staate verkörperte Nation ein starkes Pflichtgefühl in sich entwickelt hat, und wo der einzelne gewöhnt ist, sich höheren Zwecken unterzuordnen. Doch ist Staatenwürde nicht möglich ohne festgegründete Staatenmacht; nur ein kraftvolles Gemeinwesen vermag sich zur Forderung der inneren Würde zu erheben.

Der sechste Abschnitt enthält eine kurze Schlußbetrachtung. Sie nennt den Weltkrieg ein Leid, eine Hoffnung und eine Aufgabe. Das Leid zeigt sich als objektives in den zerstörten Menschenleben und als subjektives, von den Verstümmelten, Kranken und Verwaisten erlebtes. Als Hoffnung hegt J., daß die durch den Krieg bewirkte Vereinfachung unserer Seelen auch später erhalten bleibe, das soziale Pflichtgefühl durch den Krieg eine dauernde Stärkung erfahren werde. Neue Aufgaben erwachsen unseren Frauen und Männern hinsichtlich der Fortpflanzung der Nation, den Lehrern und Erziehern, die aus dem Kriege lernen müßten, „daß die Jugend gar nicht früh genug mit dem Bewußtsein erfüllt werden kann, daß jeder Mensch nur als Mitglied einer großen Organisation zu leben vermag"; die

Digitized by Google

schwersten Aufgaben aber wird der Krieg allen jenen znrücklassen, die zur Leitung der Staaten berufen sind.

Dies sind in Kürze die Gedankengänge des ansprechenden, empfehlenswerten Buches; zu kritischer Stellungnahme fordern sie nur wenig heraus. Das Wesen der besonderen „soziologischen Methode" ist dem Referenten allerdings auch durch ihre Anwendung in den vorliegenden Untersuchungen nicht recht klar geworden.

Wien. Oskar Kende.

4.

Meyer, Eduard, Thukydides und die Entstehung der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung. Vortrag, gehalten in der VII. ordentlichen Versammlung des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Gr. 8°. 26 S. Wien, C. Fromme, 1913. M. 0 70.

Oberhummer, Eugen, Hellas als Wiege der wissenschaftlichen Geographie. Vortrag, gehalten im Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums am 18. Dezember 1912. (Sonderdruck aus dem 14. Heft der Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums.) Gr. 8°. 23 S. Wien, Carl Fromme, 1913. M. 0.60.

Zwei berufene Vertreter der Altertumswissenschaft haben, jeder auf seinem Gebiete, vor den Freunden des humanistischen Gymnasiums in Wien die Bedeutung der griechischen Kultur dargelegt.

Ed. Meyer sieht mit Recht in Thukydides den Begründer der wissenschaftlichen Geschichtschreibung. Weder die Listen der Jahrbeamten noch die Tagebücher an den Königshöfen des Orients noch die Prunkinschriften der Pharaonen und assyrischen Könige noch auch die Felsinschrift von Behistun können als Geschichtschreibung bezeichnet werden: sie reihen nur äußere Tatsachen aneinander. Nur in den ältesten Bestandteilen der Bücher der Richter und Samuelis haben wir Schöpfungen einer historischen Literatur. Die Logographen, wie Hekataios, haben wohl die Sagengeschichte rationalistisch neubearbeitet, und Herodot hat zum ersten Male den grundlegenden Unterschied zwischen der Sagengeschichte und den wirklich geschichtlichen Überlieferungen gesehen; aber ein Geschichtswerk in unserem Sinne ist auch sein Buch noch nicht. Erst Thukydides hat für sein Werk die Form gefunden, die den wissenschaftlichen Anforderungen genügte. Er ist den tatsächlichen Begebenheiten bis ins einzelne nachgegangen und hat so „die Erkenntnis der Bedingtheit aller geschichtlichen Wirksamkeit und alles geschichtlichen Lebens" gewonnen. „Sein Ziel ist, dem Leser die Dinge so vorzuführen, als spielten sie sich vor seinen Augen ab. Aber er soll sie so sehen, daß er sie versteht." Diese Auffassung ihm zu vermitteln, ist die Aufgabe des Historikers. Überall läßt Thukydides die

Digitized by Google

Dinge selbst sprechen. Bei der Auswahl und Anordnung der Begebenheiten verfährt er mit bewußter Absicht. Die handelnden Personen charakterisiert er nirgends — nur Themistokles bildet eine Ausnahme — unmittelbar: „aus den Dingen selbst, aus ihren Taten, aus den Stimmungen und Urteilen der Menschen soll ihre Eigenart erkannt werden". Die Reden dienen lediglich dazu, die Auffassung des Historikers „über die gegebenen Bedingungen, die Machtmittel der Staaten, die Motive der politischen wie der militärischen Aktion" zum Ausdruck zu bringen. Scheinbar tritt so Thukydides mit seinem Urteil ganz hinter die Ereignisse zurück. „Aber in Wirklichkeit steckt er natürlich nur um so mehr in jedem Wort darin, in der Auswahl der Tatsachen, in der Art, wie er sie gruppiert, in dem, was er mitteilt, in dem, was er verschweigt." (S. 25.) —

Oberhummer will in seinem Vortrag zeigen, daß die Begründung der Erdkunde als eines Gegenstandes bewußter Forschung eine Tat der Hellenen ist. Wohl haben die orientalischen Völker uns die Kenntnis der wichtigsten Sternbilder, der Jahresdauer und der Sonnenbahn, der 7 Planeten, die auf der Grundzahl 6 beruhende Teilung des Kreises wie der Maße uud Gewichte vermittelt, aber die Lehre von der Erdkugel ist ein leuchtendes Hochziel hellenischer Geistesarbeit. Ausgegangen sind sie dabei vom Himmelsgewölbe. Oberhummer verfolgt nun vom ersten Aufkeimen wissenschaftlichen Denkens an, von Thales über Anaximenes und Anaximandros, die Entwicklung des Weltbildes bis zur Errungenschaft der Schule des Pythagoras, daß die frei schwebende Erde kugelförmig zu denken sei. Weiter fragte man nach der Größe dieser Kugel: schon vor Aristoteles ist wiederholt der Versuch gemacht worden, den Umfang der Erde zu bestimmen, und Eratosthenes hat ihn dann auf 39000 – 41000 km berechnet, eine bewundernswerte Leistung. Herakleides Pontikos hat die Rotation der Erde gelehrt, um 340 v. Chr., und Aristarchos von Samos (280 v. Chr.) und Seleukos (150 v. Chr.) haben zuerst die Umdrehung der Erde um die Sonne zu erweisen gesucht. Auch für das Verständnis der Unterschiede des Klimas sind die aus der Kugelgestalt sich ergebenden Folgerungen gezogen worden. Oberhummer geht weiter noch auf die Leistungen der griechischen Wissenschaft in der Höhenmessung und in der physischen Erdkunde ein: hier verweilt er besonders bei des Aristoteles' Buch „de inundatione Nili". Auch die Kunst länderkundlicher Darstellung und die Völkerkunde sind bei den Griechen zu finden. Zum Schluß behandelt der Vortragende noch eine höchst bedeutende Leistung der antiken Erdkunde: die Karte. So kann mit Recht behauptet werden, daß Hellas die Wiege der wissenschaftlichen Erdkunde ist.

Berlin-Halensee, z. Z. Wittenberg, Bez. Halle.

F. Geyer.

Digitized by Google

5.

Heichen, Walter, Die Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte von Marathon bis Tsuschima. Ein Buch vom Ringen der Völker um die Machtstellung in alter und neuer Zeit. Mit 12 Bildnissen, 22 Karten, Plänen u. Darstellungen von Schlachten nach Gemälden u. alten Stichen. Gr. 8°. VIII u. 472 S. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel, 1915. Geb. M. 5.—.

Der Verfasser will „die entscheidenden Schlachten der großen Feldzüge im Altertum, Mittelalter und neuer Zeit darstellen und die durch diese Schlachten unter den Staaten hervorgerufenen Umwälzungen verfolgen". Nicht ihre „strategische, sondern die weltgeschichtliche Bedeutung" soll dargelegt werden, ein an sich guter Gedanke, von dessen Durchführung man sich viel versprechen durfte, wenn nach der Wahl des Mottos: „Es ist nicht anders, die Waffen beherrschen doch die Welt; der Erfolg jahrhundertelanger Weisheit hängt an dem Glück eines einzigen Schlachttages" — Ranke den Weg weisen sollte. Noch besser würde allerdings ein anderer Rankescher Ausspruch das im Vorwort festgestellte Programm gekennzeichnet haben: „Tapfere Waffentaten erregen immer Bewunderung; zur weltgeschichtlichen Bedeutung erheben sie sich erst dann, wenn sie den großen Interessen der Völker und des Menschengeschlechtes entsprechen" (Weltgeschichte V, 1, S. 289). Ein Blick auf das Quellenverzeichnis erregt indessen bereits lebhafte Bedenken bezüglich der Möglichkeit einer sachgemäßen Lösung der selbstgestellten Aufgabe. Neben einigen ernst zu nehmenden Schriften werden vornehmlich längst überholte Bücher und solche, die nie einen Quellenwert besessen haben, genannt. Für die meisten Kapitel wird ein englisches Werk „Creasy, Decisive battles of the world from Marathon to Waterloo" als Hauptquelle vorangestellt. Als Beispiel sei angeführt, daß für die Schlacht bei Liegnitz allein Archenholz, Kugler und Galitzins „Kriegsgeschichte der Neuzeit" als Quellen angegeben sind, und für Königgrätz, außer dem trefflichen Werke Friedjungs „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland", nur Georg Hiltls populäres Buch „Der böhmische Krieg".

Heichen erzählt, jedesmal von einer allgemeingeschichtlichen Einleitung ausgehend, die Vorgänge in behaglicher Breite unter wörtlicher Einschaltung vieler Stellen aus anderen Schriften, mit Vorliebe sogar aus „historischen Romanen"; in der Schilderung der Schlacht bei Tannenberg finden sich z. B. $6^1/_2$ Seiten aus Sinkiewicz' Roman „Die Kreuzritter". Die Schlacht bei Leipzig wird, nach des Verfassers eigener Bemerkung, Beitzke nacherzählt.

Die nach dem Vorwort zu erwartende Darlegung der weltgeschichtlichen Folgen der einzelnen Schlachten ist in der Regel etwas kurz. Die zwischen die Kapitel eingeschalteten chronologischen Tabellen gewähren keinen Ersatz für das, was man hier vermißt.

Digitized by Google

Die besprochenen Schlachten sind: Marathon, Niederlage der Athener bei Syrakus, Arbela und Gaugamela, Schlacht am Metaurus, im Teutoburger Walde, auf den Catalaunischen Feldern, Tours und Poitiers, Hastings, Tannenberg, Orleans, Niederlage der spanischen Armada, die Türken vor Wien, Höchstädt, Poltawa, Liegnitz, Saratoga, Trafalgar, Borodino, Leipzig, Belle-Alliance, Königgrätz, Sedan, Tsuschima. Heichen gibt selbst zu, daß man über die getroffene Auswahl verschiedenartig urteilen könne.

Nach alledem darf auf eine Beurteilung vom Standpunkte der Geschichtsforschung verzichtet werden. Eine militärische Kritik schaltet der Verf. selbst aus, da es nicht in seiner Absicht lag, „die Strategie in den Vordergrund zu stellen". Wenn aber im Vorwort gesagt wird, man werde auf den beigefügten Schlachtplänen „manchen Schachzug verfolgen können", so ist das ein Irrtum. Die Mehrzahl der Skizzen zu den Schlachten der Neuzeit ist mit ganz verworrenen Truppeneinzeichnungen ausgestattet.

Nimmt man das Buch als das, was es doch wohl sein wollte, als „geschichtliches Lesebuch" für weite Kreise, auch für die reifere Jugend, so entspricht es seinem Zweck und kann als gut lesbar und anregend empfohlen werden.

Berlin. A. v. Janson.

6.

Bauer, Georg, Die Heidelberger Epitome. Eine Quelle zur Diadochengeschichte. Gr. 8°. III u. 104 S. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchh., Theodor Weicher, 1914. M. 2.40.

Im Codex Palatinus Graecus 129 zu Heidelberg, der die Exzerptensammlung eines Gelehrten enthält, haben sich auch 4 Exzerpte gefunden, die eine originelle Fassung der Diadochengeschichte darbieten. Reitzenstein (Poimandres, 1904) hat diese Stücke zuerst veröffentlicht und ihnen den Namen Heidelberger Epitome gegeben. Bauer will nun diese Quelle mit unsern anderen Berichten vergleichen und ihren Wert feststellen. Er gibt zunächst die 4 Abschnitte mit Übersetzung. Das 2. Kapitel bringt eine Übersicht über die Quellen der Diadochenzeit. Hieronymos ist ihm die glaubwürdigste Quelle, während Duris seine Darstellung mit novellistischen Zügen schmückte. Darauf werden sämtliche uns erhaltenen Quellen kurz gewürdigt. Im 3. Abschnitt wird eine eingehende Quellenanalyse und Erläuterung der Epitome gegeben. Über den Vertrag zwischen den Statthaltern, zwischen Ritterschaft und Phalanx, über die Nachfolge Alexanders bietet die Epitome Abweichendes; so erklärt sie, daß Arrhidaios nur bis zur Thronfähigkeit Alexanders II. König sein sollte. Diese Angabe ist jedoch staatsrechtlich unmöglich und sachlich unwahrscheinlich. Im ganzen ist festzustellen, daß die Epitome unverkennbar zu Diodor hinneigt:

Digitized by Google

sie hat mit ihm sprachliche Berührungen und sachliche Übereinstimmungen. So schildern beide übereinstimmend den Aufwand bei Alexanders Bestattung, die drei Schlachten des Eumenes gegen Antigonos; beide bieten genau die Regierungszeit des Arrhidaios. Nun finden sich in der Epitome auch Angaben, die bei Diodor fehlen: sie ist in nebensächlichen Punkten genauer als Diodor. Deshalb muß sie aus einer Quelle geschöpft haben, die teilweise mehr bot als Diodor. Die Abweichungen der Epitome von Diodor bieten dagegen schlechte Tradition. Ob sie aus einer anderen Quelle entnommen oder von der Epitome selbst erfunden sind, läßt sich nicht sagen. Bauer deutet an, daß Diodor und die Epitome vielleicht auf Agatharchidas zurückgehen; die Entstellungen könnten aus Timagenes geschöpft sein.

Berlin-Halensee, z. Z. Wittenberg, Bez. Halle.

F. Geyer.

7.

Grupp, Georg, Kulturgeschichte des Mittelalters. IV. Band, zweite, vollständig neue Bearbeitung, mit 17 Illustrationen. Gr. 8°. VIII u. 524 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1914. Brosch. M. 9.50.

Der Bibliothekar G. Grupp gehört unzweifelhaft zu den fleißigen, gewissenhaften und auch begabten Geschichtschreibern der Gegenwart; er hat sich aber eine Aufgabe gestellt, die zu bewältigen, über die Arbeitskraft eines Menschen hinausgeht. So sind denn auch nicht alle Teile des Buches [1]) gleichmäßig gut geraten. Man kann dem Buch gleichsam die Teile anmerken, auf denen der Verf. wirklich zu Hause ist, und die Teile, wo er sich nur referierend verhält. Gern läßt er sich verleiten, stark verallgemeinernde und übertreibende Urteile seiner Quellen zu übernehmen. Diesen Eindruck machen z. B. seine Ausführungen über die Roheit der Ritter, über die Untreue der Weiber, über die Vielweiberei, über die Ritterkämpfe. Als besonders verfehlt möchte ich bezeichnen den Abschnitt XCI: „Die wachsende Bedeutung des Volkes", in Abschnitt XCII den Unterabschnitt 7: „Die Landflucht" und in Abschnitt CI den Unterabschnitt 4: „Leben der Geistlichen". In diesen Abschnitten werden auch zeitlich und örtlich ganz auseinanderfallende Nachrichten zu sehr durcheinandergeworfen. Gerade hier wären aber eine sorgfältige Einzeluntersuchung und eine sorgfältige Abwägung der Bedeutung der einzelnen Nachrichten sehr erwünscht gewesen. Im Unterabschnitt: „Leben der Geistlichen" entspricht außerdem die vom Verf. gewählte Überschrift nicht dem Inhalt. Verf. hätte m. E. den 4. Unterabschnitt besser betitelt: „Leben

[1]) Über den 1. u. 2. Band der Neubearbeitung vgl. „Mitteilungen", XXXV, 396 f. u. XXXVII, 275.

Digitized by Google

der Pfarrer“ und dann im Gegensatz dazu den 5. Unterabschnitt: „Leben der Kanoniker und des höheren Klerus“. Falsch scheint mir auch die Überschrift zum XCIII. Abschnitt „Weltgeist und Weltwissen“. Ich möchte dem Verf. statt dieser Überschrift vorschlagen: „Der Einfluß der Kreuzzüge auf das Wirtschaftsleben, auf Kunst und Wissenschaft“. Sehr wirr ist der 6. Unterabschnitt des XCII. Hauptabschnittes betitelt: „Der Gewerbekauf“. Diese Einrichtung des Mittelalters hat der Verf. wohl kaum verstanden. Mißlungen ist ferner dem Verf. der XCIV. Abschnitt: „Rationalismus“. In dem Bestreben, kurz zu sein, hat er ihn zerrissen und abgehackt geschrieben. Unklar ist die Überschrift des 3. Unterabschnittes des XCVI. Abschnittes, betitelt: „Gottesminne“; in ihm ist alles Mögliche, was zu Gott Beziehung haben könnte, zusammengebracht: Gottesstreitertum, Wunderglaube, Verherrlichung der Jungfrau Maria durch die Minnedichter, Christuslegenden und Gralsage. Im 5. Unterabschnitt des LXXXIII. Abschnittes werden Sodomie und Paederastie nicht auseinander gehalten, während sie etwas durchaus Verschiedenes sind. Ein ganz besonderes Mißgeschick ist aber dem Verf. auf Seite 49 begegnet. Es heißt dort: „Aus der Mitte des 12. Jahrhunderts hören wir, daß die Kinder nur etwa ein Prozent der Bevölkerung ausmachten“. So etwas durfte nicht kommen. Auch ohne sich irgend einmal mit Statistik befaßt zu haben, mußte der Verf. wissen, daß dann in wenig mehr als einer Generation die Bevölkerung hätte aussterben müssen. Wie ist er nun aber zu der mitgeteilten, sehr seltsamen Nachricht gekommen? Das sagt uns die Anm. 3: „In Tournai gab es unter 900000 Menschen in zehn Jahren etwa 100000 Firmlinge“. Mit Recht entnimmt der Verf. daraus, daß jährlich etwa 10000 Kinder gefirmt seien, das waren doch aber nicht alle Kinder, sondern nur die Kinder, die im Firmelungsalter standen, d. h., nach den Gebräuchen der damaligen Zeit, im zehnten Lebensjahr; danach hätten also die Kinder eines Jahrganges etwas über ein Prozent ausgemacht. Aber auch diese Nachricht ist noch unzuverlässig. Hätte der Verf. sich etwas mit der Geschichte der Statistik beschäftigt, so wüßte er, daß das Mittelalter noch keine Volkszählungen kannte, und daß alle mittelalterlichen Angaben über die Volkszahl da, wo uns Mittel zur Nachprüfung geboten sind, sich stets als viel zu hoch erwiesen haben. Die Grafschaft Tournai entsprach ungefähr der heutigen belgischen Provinz Hennegau, diese aber hat heute, wo sie doch gewiß sehr viel dichter bevölkert ist, als sie es in der Mitte des 12. Jahrhunderts war, rund 1 150 000 Einwohner. Nehmen wir an, daß in der damaligen Zeit Tournai, was gewiß noch die Wirklichkeit übertraf, 500 000 Einwohner gehabt habe, so würde die zehnte Jahresklasse zwei Prozent ausgemacht haben und das entspricht auch den heutigen Verhältnissen. Sehr wenig sorgfältig gearbeitet ist endlich das Inhaltsverzeichnis. Es macht fast den Eindruck,

Digitized by Google

als wenn der Verf. die Herstellung des Verzeichnisses anderen überlassen hätte. Nur ein Beispiel dafür: In der Inhaltsangabe zum 3. Unterabschnitt des XCV. Abschnittes heißt es: „Zweifel an der Vorsehung (311); Siege der Araber (311), Schicksalstücken (313)". Es muß sinnesgemäß heißen: „Zweifel an der Vorsehung, insbesondere bei Siegen der Araber (311) und bei Schicksalstücken (313)".

Es ist die Aufgabe des Kritikers, auch auf die Mängel des von ihm zu besprechenden Buches hinzuweisen. Es wäre aber ungerecht, wollte ich hier meine Besprechung abbrechen. Es verlangt vielmehr die Gerechtigkeit, hervorzuheben, daß alle von mir erwähnten Mängel doch nur einen ganz kleinen Bruchteil des Buches ausmachen, und daß sie gegenüber allen übrigen Teilen des sorgfältig und verständig gearbeiteten Buches doch kaum in Betracht kommen. Ich möchte es darum nicht unterlassen, den Lesern der „Mitteilungen" die Lektüre des Buches aufs wärmste zu empfehlen. Ein jeder möchte wohl in ihm eine schöne Bereicherung seines historischen Wissens finden. Nur eins möchte ich dem Verf. ans Herz legen, nämlich, künftighin sein Inhaltsverzeichnis selbst herzustellen.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

8.

Die Werke Liudprands von Cremona. 3. Aufl. Herausgegeben von Joseph Becker. (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis separatim editi.) Gr. 8°. XL u. 246 S. Hannover, Hahn, 1915. M. 4.50.

Die Werke Wipos. 3. Auflage. Herausgegeben von Harry Breßlau. (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum usw.) Gr. 8°. LIX u. 127 S. Hannover u. Leipzig, Hahn, 1915. M. 3.—.

1877 sind die Werke Liudprands zum letzten Male in den Schulausgaben der Monumenta herausgegeben worden, die wohlgeformten Schriften des in nahen Beziehungen zu Otto d. Gr. stehenden, spitzzüngigen geistlichen Diplomaten, des eitlen, kenntnisreichen, zu Pikanterien geneigten Italieners, jenes seltsamen Mannes, an dem „das starke Selbstbewußtsein, eine gewisse Ungebundenheit und Maßlosigkeit und die ganze Art der Schriftstellerei an einen Humanisten der Renaissance erinnern". Der frühere Herausgeber, Dümmler, hatte gleich seinem Vorgänger Pertz (1839 und 1840) den Münchner Codex lat. 6388 saec. X als Autograph angesehen und der Ausgabe zugrunde gelegt. Joseph Becker hat durch seine „Textgeschichte Liudprands von Cremona", die 1908 in den Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, herausgegeben von Ludwig Traube, Bd. 3, H., 2 erschien, die Notwendigkeit einer

Digitized by Google

neuen Ausgabe erwiesen, die nun als sein Werk vorliegt. Er stützt sich in erster Linie auf jene Handschrift, die als dem Original am nächsten stehend bezeichnet wird, benutzt aber auch das gesamte übrige Handschriftenmaterial. Der reichlich erläuterten, mit Namen-, Wort- und Sachregistern versehenen, sauberen Ausgabe (Antapodosis, Historia Ottonis, Legatio) geht eine Einleitung voraus, die gründlich über Liudprand, seine Werke, ihre Überlieferung aufklärt. Sie ist übrigens, wie die Anmerkungen und Register, in deutscher Sprache geschrieben, die seit 1915 bei den Oktavausgaben der Monumenta zur Anwendung kommt.

Von Breßlaus kundiger Hand wird uns eine neue Auflage (die dritte) der Werke Wipos beschert, die desselben Gelehrten Ausgabe von 1878 überholt. Sie enthält das Hauptwerk des Hofkaplans Konrads II., die Lebensbeschreibung seines Herrn, seine erhaltenen Gedichte, im Anhang Auszüge aus Ableitungen der schwäbischen Weltchronik und zwei möglicherweise von Wipo stammende Gedichte. Die Ausgabe ist ein neuer Beweis für die Höhe deutscher Editionstätigkeit.

Dresden. W. Hoppe.

9.

Feierabend, Hans, Die politische Stellung der deutschen Reichsabteien während des Investiturstreites. (Historische Untersuchungen, herausgegeben von Conrad Cichorius, Franz Kampers, Georg Kaufmann, Georg Friedrich Preuß. 3. Heft.) Gr. 8°. 232 S. Breslau, M. u. H. Marcus, 1913. M. 8.—.

Der Verfasser will „durch Zusammenstellung der durch die Quellen überlieferten Nachrichten versuchen, ein Bild der Parteistellung und der Schicksale der einzelnen Reichsklöster während des Investiturstreites zu geben". Er hat bei der Sammlung des Materials möglichste Vollständigkeit angestrebt.

Das 1. Kapitel (S. 3—16) schildert, ohne Neues zu bieten, die Klosterpolitik Heinrichs II. und der Salier bis zum Ausbruch des Investiturstreites, das 2. verfolgt, ebenso in Anlehnung an ältere Arbeiten, die Hirschauer Bewegung und ihre Einwirkung auf die Reichsabteien, die von ihr zuletzt dauernd so gut wie nicht berührt wurden (S. 16—36), das 4. und letzte Kapitel (S. 187—219) gibt einen zusammenhängenden Überblick über die politische Haltung der Reichsabteien und die Klosterpolitik Heinrichs IV. und Heinrichs V. während des Investiturstreites.

Das Schwergewicht der Arbeit liegt im 3. Kapitel (S. 37 bis 187), einer fleißigen und umständlichen Zusammenstellung der Nachrichten über die einzelnen Reichsabteien, die, nach Diözesen geordnet, nicht nach der Folge der Erzbistümer, sondern in einer Art geographischen Gruppierung vorgeführt und denen sieben Reichspropsteien angereiht werden. Ein Anhang verzeichnet die

Digitized by Google

im Jahre 1125 reichsunmittelbaren deutschen Abteien und bemerkt zugleich, welche seit 1002 dem Reich entfremdet worden sind; danach sind beim Tode Heinrichs V. noch 65 Reichsabteien und 10 Reichspropsteien nachweisbar und seit dem Regierungsantritt Heinrichs II. (1002) 30 Abteien und 2 Propsteien dem Reich verloren gegangen, nahezu ein Drittel sämtlicher Reichsstifter, davon 14 Abteien durch Heinrich II., 12 Abteien und die 2 Propsteien durch Heinrich IV. Doch klebt der Verf. hier viel zu sehr an seinen Vorlagen bei Ficker und Matthäi, ohne den Fortschritt der Forschung seitdem zu beachten. Seine Zusammenstellung ist ohne genaue Nachprüfung unbrauchbar. Er kennt noch nicht die Ausgabe der Urkunden Heinrichs II. und Konrads II. (in den M. G. 1903 und 1909 erschienen); auch den seit 1911 vorliegenden 1. Band der Germania Pontificia von Brackmann hätte er hier wie im Text seiner Darstellung wiederholt mit Nutzen verwerten können. Die Schenkung von Stein an Bamberg erfolgte 1007 (D H. II. 166 = Stumpf 1462), nicht 1005 (Stumpf 1412 = D H. II. 511 ist gefälscht). Statt Teggingen muß es Deggingen heißen, wie der Verf. überhaupt im Gebrauch der richtigen Namensformen nicht sorgfältig genug ist, und dazu war außer D H. II. 357 = St. 1357 auch D H. II. 155 von 1007 anzuführen. St. 1860 ist durch Bloch als Fälschung Grandidiers erwiesen (vgl. die Vorbemerknng zu D K. II. 13); Schuttern ist erst 1016 als bambergisch bezeugt, D H. II. 348. Ob unter „Haselbach" St. 1461 = D H. II. 162 Haslach i. E. zu verstehen ist, läßt die Diplomata-Ausgabe zweifelhaft. Zur Geschichte Seligenstadts ist die Vorbemerkung zu D H. II. 5 zu vergleichen; St. 1310 = D H. II. 5b ist Fälschung. Kitzingen (St. 1457 = D H. II. 165) ist nicht mit Kissingen identisch. Ober-Altaich (wohl kaum Reichsabtei) gehörte zum Regensburger, nicht zum Passauer Sprengel (Germ. Pont. I 321 ff.). Wenn Osterhofen je Reichsabtei war, so kam es jedesfalls früh an Bamberg, vielleicht schon 1007, vgl. die Vorbemerkung zu D H. II. 163 und Germ. Pont. I 182. Auch sonst erscheint es öfter sehr zweifelhaft, ob es sich wirklich um Reichsabteien handelt. Hornbach war nicht eigentliche Reichsabtei, sondern salisches Hauskloster, das von dem Ahnherrn der Familie im 8. Jahrhundert gegründet worden war.

Mit der eigentlichen Darstellung scheint es nicht ganz so schlimm bestellt zu sein, wie diese Proben befürchten lassen könnten. Doch ist auch hier manches zu bessern und zu ergänzen; einzelne Anläufe zu selbständiger Kritik sind nicht von großer Tragweite. Mehr als eine brauchbare und trotz der mangelnden Gliederung (z. B. S. 8—16, S. 187—205, S. 206—215 ohne Absätze!) bequeme Zusammenfassung des Bestandes bietet die Arbeit nicht, die weder in den Gesichtspunkten noch in der Methode neue Bahnen weist, aber ein gutes Register als erfreuliche Ausnahme gegenüber mancher anderen mitbringt. Sie krankt vor allem

Digitized by Google

an dem Mangel einer genügend scharfen Umgrenzung des Begriffes der Reichsabtei; was S. 1 Anm. 1 gesagt wird, zeigt nur die völlige Harmlosigkeit des Verf. in den Fragen der kirchlichen Rechts- und Verfassungsgeschichte, die gerade mit Rücksicht auf das deutsche Klosterwesen des 11. und 12. Jahrhunderts durch die Arbeiten von Hans Hirsch, Schreiber und Brackmann neuerdings so ernsthaft angepackt worden sind.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

10.

Klüpfel, Ludwig, Die äußere Politik Alfonsos III. von Aragonien (1285—1291). Mit einem Anhang: Beiträge zur Geschichte der inneren Politik Alfonsos. (Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, herausg. von v. Below, Finke u. Meinecke, Heft 35). Gr. 8°. VIII u. 174 S. Berlin-Wilmersdorf, Dr. W. Rothschild, 1911—12. M. 5.50, Subskriptionspreis M. 5.—.

In die verworrene Geschichte kleiner Dynasten und werdender Staaten Südwesteuropas im ausgehenden 13. Jahrhundert führt die vorliegende, teilweise auf noch unbenutztem Material beruhende Arbeit.

Der kühnen Eroberungspolitik Peters des Großen von Aragon mußte bei der Verschiedenartigkeit seiner Länder und der verhängnisvollen Teilungspolitik ein Rückschlag folgen. In Katalonien und Aragon war ihm sein jugendlicher Sohn Alfonso III. gefolgt, ein tapferer, aber nicht sehr willenskräftiger und fremden Einflüssen zugänglicher Fürst. Seine etwa sechsjährige Regierung hat bei den Historikern vielen Tadel gefunden. Kl. zeigt jetzt, daß sie ihn nicht, oder wenigstens nicht in dem Maße verdient. Gegen Frankreich, Neapel, den Papst, Kastilien u. a. wie gegen die in der Union zusammengeschlossenen aufsässigen Aragonesen hat er in Krieg und Verhandlungen tapfer seinen Mann gestanden und den „Versuch fremder Mächte, über das Schicksal Aragons mit Waffengewalt zu entscheiden", abgewiesen. Die Früchte dieses Erfolges wie des im Innern allerdings durch Aufopferung königlicher Vorrechte erlangten Friedens konnte Alfonso nicht mehr genießen: bereits 1291 im 27. Lebensjahre starb er plötzlich. Seine Politik einer gewissen Nachgiebigkeit sollte sich unter seinem Nachfolger als richtig erweisen. Nicht unerwähnt mögen bleiben die Kapitel über seine Beziehungen zu den islamitischen Staaten, die am Ende des Jahrhunderts Kaiser Friedrich II. nichts mehr von der alten Kreuzzugsstimmung zeigen, und über seine Kirchenpolitik, die ihn als einen der Kurie sehr entgegenkommenden und wohl deshalb von seinem Klerus fast ausnahmslos treu unterstützten Fürsten erscheinen läßt. — Als Beilagen

Digitized by Google

sind 16 Aktenstücke zur Geschichte Alfonsos aus den Jahren 1286 bis 1291 abgedruckt.

Merseburg. Fr. Wilh. Taube.

11.

Scheffler, Willy, Karl IV. und Innocenz VI. Beiträge zur Geschichte ihrer Beziehungen 1355–1360. (Historische Studien, veröffentlicht von E. Ebering. Heft 101.) Gr. 8°. 174 S. Berlin, E. Ebering, 1912. M. 4.50.

Diese Königsberger Dissertation macht der Schule Albert Werminghoffs alle Ehre. Es sind eine Reihe tüchtiger Einzeluntersuchungen, die auf Grund sorgsamer Ausnutzung der besonders durch die Veröffentlichungen aus den Vatikanischen Registern neuerdings vermehrten Quellen mit nüchterner Kritik sich um die vielgestaltige Politik des vielgewandten Luxemburgers bemühen, die trotz der reichen Überlieferung sehr gegensätzlich beurteilt worden ist und mehr als einmal wohl auch ferner beurteilt werden wird. Wiederholt gelingt es dem Verf., ältere Irrtümer zu berichtigen und zu vertiefter Auffassung zu führen; auch bei schwierigen und oft erörterten Fragen weiß er in Ehren seinen Mann zu stehen. Die Grundlagen der Politik Karls IV., dieses nüchternen und zähen Rechners, der nirgends, wo er es vermeiden konnte, die Prinzipienfrage hervorkehrte und doch unbeirrt das gesetzte Ziel verfolgte, der auch in seinem Verhältnis zur Kurie meisterhaft größte Nachgiebigkeit in der Form mit fester Selbständigkeit des Handelns zu vereinen und jeden Vorteil sachlicher oder persönlicher Umstände auszunutzen wußte, sind im allgemeinen gut und anschaulich herausgearbeitet. Das Bild des Papstes dagegen ist nicht recht lebendig geworden mit den allgemeinen Hinweisen auf seine friedfertige Gesinnung, die ernste Auffassung seiner geistlichen Pflichten und sein Lebensziel: die Wiedereroberung des Kirchenstaates. Die Gefahr, Kanzleiphrasen für bare Münzen zu nehmen oder gar zum Rückschluß auf die den Papst persönlich bestimmenden Gründe zu benutzen, ist nicht immer vermieden worden. Der äußere Rahmen des diplomatischen Hin und Hers ist aber auch hier klar und übersichtlich dargestellt.

Der Stoff ist nicht chronologisch, sondern sachlich nach den verschiedenen Fragen geordnet, die nach- und nebeneinander zwischen Kaiser und Papst erörtert wurden. Das hat seine großen Vorzüge, läßt aber den Verf. gelegentlich den inneren Zusammenhang des Ganzen nicht ausdrücklich genug berücksichtigen. Er behandelt: 1. die Eroberung von Donaustauf (in Niederbayern) von Bischof Friedrich von Regensburg durch Karl, gegen die der Papst, vom Domkapitel angerufen, in der Sache vergeblich Widerspruch erhob und die für die überlegene Art von Karls immer nur auf die Sache gerichteter Politik sehr charakte-

Digitized by Google

ristisch ist; 2. die böhmische Kirchenpolitik Karls IV., die mit ihrem Bestreben, auch Schlesien und das Bistum Breslau sowie die Lausitz mit einem neuzuerrichtenden Bistum Bautzen dem Prager Metropolitanverband einzugliedern, nicht zum Ziele und in der Sache des schlesischen Peterspfennigs zu einem, wie R. Salomon im Neuen Archiv XXXVIII, 715 f. mit Recht bemerkt, lediglich formalen Erfolge des Kaisers führte (dieser Ausgang wird erst in Kap. IV, S. 79 ff. geschildert); 3. die Besetzung des Konstanzer Bistums 1356/57; 4. die päpstliche Forderung des Zehnten von der deutschen Kirche (1355), die unter kaiserlicher Vermittlung 1356/57 in ein freiwilliges Subsidium, dessen Höhe die deutschen Bischöfe bestimmen, umgewandelt wird; 5. die Goldene Bulle in ihrem Verhältnis zum päpstlichen Approbationsanspruch und zu Innocenz VI.; 6. die päpstlichen Versuche, den Kaiser zur Intervention im englisch-französischen Kriege zu bestimmen; 7. die kaiserlichen Erlasse auf Reformen in der deutschen Kirche 1359, mit beachtenswerten quellenkritischen Bemerkungen (zu Nauclerus) über den Mainzer Tag vom März 1359; 8. Karls Verlangen 1359/60, die Dekretalen „Romani principes" und „Pastoralis cura" ganz oder wenigstens teilweise aufzuheben, das nicht als prinzipieller Verstoß gegen die kuriale Theorie von der päpstlichen Herrschaft über das Kaisertum aufzufassen, sondern durch die hierauf gestützten Angriffe der Karl feindlichen Publizistik (Occam) gegen die Rechtgläubigkeit Heinrichs VII. und damit die Rechtmäßigkeit des Königtums seines Enkels hervorgerufen ist. Bei diesem hübschen Nachweis hätte die Parallele Philipps des Schönen erwähnt werden können, der von Clemens V. die Beseitigung der gegen ihn gerichteten Bullen Bonifaz' VIII. in den päpstlichen Registern erzwang, während sich Karl IV. mit der höflichen Versicherung begnügen mußte, daß die Dekretalen den Ruf des bis an sein Ende der Kirche treu gehorsamen Kaisers nicht herabsetzen, sondern nur die Rechte der Kirche, die hier ausdrücklich in vollem Umfang aufrecht erhalten werden, hätten wahren wollen. Besondere Beachtung verdienen die Bemerkungen über c. II, 4 der Goldenen Bulle, die mit Geschick und bemerkenswerter Selbständigkeit die ältere Auffassung neu begründen, daß hierdurch stillschweigend der päpstliche Approbationsanspruch ausgeschlossen werde. Mit Recht wird hier auf die einmütige und unveränderliche Rechtsanschauung des Kurfürstenkollegs zurückgegriffen, die auch bei der Fassung dieses Artikels wirksam geworden sei, während der Kaiser seiner ganzen Natur nach freilich, trotz der Hergänge bei seiner Erhebung und der Kaiserkrönung, schwerlich zu einer ausdrücklichen Anerkennung des päpstlichen Anspruchs die Hand geboten, aber ebensowenig auch ohne die dringendste Not grundsätzlich gegen sie Front gemacht hätte. Auch daß Innocenz VI. nicht gegen die Goldene Bulle protestiert hat, wird überzeugend dargelegt; und direkt bezeugt

Digitized by Google

wenigstens ist auch sonst keine dadurch hervorgerufene Trübung der Beziehungen zwischen Kaiser und Papst. Doch wäre hier die Vermittlung des Subsidiums ausdrücklicher in Anschlag zu bringen, durch die gerade auf dem Metzer Reichstage Karl sich die Kurie aufs stärkste verpflichtete, und daneben nicht außer Acht zu lassen gewesen, daß der fragliche Artikel zu den bereits in Nürnberg am 10. Januar 1356 publizierten Kapiteln gehört und gerade im Laufe des Jahres 1356 Innocenz sich dreimal gegen dringende Forderungen des Kaisers ablehnend verhielt: er verweigerte die Bestätigung des Abkommens über Donaustauf, gab damals die Urkunde über den schlesischen Peterspfennig noch nicht heraus und versagte sich dem Kaiser, der die Versetzung Dietrichs von Minden nach Konstanz verlangte. Man wird unter diesen Umständen die „Vermutung", daß in allem „nur sachliche Motive" für die Stellungnahme des Papstes bestimmend waren, noch nicht als erwiesen voraussetzen dürfen.

Falsch wird S. 132, Anmerkung 76 für das Jahr 1360 „XVI. cal. Marcii" als 15. (statt 14.) Februar berechnet: der Schalttag hat bekanntlich auf die Subtraktion von den Kalendern erst vom 25. Februar an Einfluß.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

12.

Pfannkuche, August, Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. (Band 485 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt".) Kl. 8°. IV u. 118 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Die zusammenfassende und gemeinverständliche geschichtliche Darstellung des Verhältnisses von Staat und Kirche seit der Reformation, wie sie Pfannkuche in seinem Büchlein bietet, wird weiteren Kreisen eine willkommene Einführung in ein Problem sein, dessen Lösung gerade für die Gegenwart wieder gesteigerte Bedeutung gewonnen hat.

Der Überblick beginnt mit der Erörterung des Verhältnisses von Staat und Kirche unter dem Einflusse der Reformation, die der modernen Staatsauffassung die Wege ebnete. Luther verlangte für den einzelnen das Recht auf volle Glaubensfreiheit. Demzufolge hätte die Kirche eine freie Kultusgemeinschaft und der religiös neutrale Staat unabhängig von jeder anderen Gewalt sein müssen. Diese Folgerung vermochte aber der Reformator nicht durchzuführen. Um sein Werk zu sichern, machte er den Staat verantwortlich für die rechte Gotteslehre und sprach der weltlichen Obrigkeit in Zeiten der Not das Recht der Kirchenreform zu, während er das geistliche Regiment seines juristisch-politischen Charakters entkleidete. Damit hat Luther die Stellung des Staates gewaltig gehoben, aber die Selbständigkeit der Kirchenbildung auf lange Zeit unterbunden. Kalvin schuf

Digitized by Google

eine besondere kirchliche Organisation auf Grundlage der Einzelgemeinde. Das bisher im allgemeinen nach seinen Auswüchsen einseitig beurteilte Täufertum huldigte dem Gemeindeideal der apostolischen Zeit und arbeitete auf die Trennung von Kirche und Staat hin. Allmählich wird die Kirche als selbständiges Rechtsobjekt vom Staate aufgesogen. In wie hohem Maße dies bereits in die Mitte des 17. Jahrhunderts geschehen ist, zeigt der westfälische Friedensschluß, der nicht von den Kirchen als selbständigen Rechtspersönlichkeiten spricht, sondern von den katholischen und evangelischen Ständen.

Das Naturrecht der Aufklärung forderte Toleranz als ein Gebot der Staatsklugheit und lehnte eine Trennung von Staat und Kirche ab. Ihren klassischen staatsrechtlichen Ausdruck fand diese Richtung in dem Allgemeinen Preußischen Landrecht. Der leitende Gesichtspunkt darin ist der Gedanke der absolut souveränen Staatsgewalt, für deren Maßnahmen ausschließlich die Erzielung staatlichen Nutzens maßgebend ist. Obwohl der Staat keine religiösen oder kirchlichen Zwecke verfolgt, kann er Kirche und Religion zur sittlichen Erziehung und Leitung der Bürger nicht entbehren. Die Kirchengesellschaften, die die Anerkennung und den Schutz des Staates genießen, müssen dem allgemeinen Nutzen dienen. Um des Schutzes der Gewissensfreiheit willen behauptet der Staat ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die Kirche, deren Gemeinden das Selbstverwaltungsrecht zugebilligt erhalten. Diese Freiheiten gehen mit der Steinschen Staatsreform verloren. Dafür wurde der Weg zur Bildung einer evangelischen Gesamtkirche innerhalb Preußens angebahnt. Steins Ziel war eine Durchdringung des Staates mit sittlich-religiösen Kräften. Die Förderung des kirchlichen Lebens in den einzelnen Gemeinden sollte in den Aufgabenkreis der politischen Gemeinden einbezogen werden, die Kirchenverwaltung in den obersten Instanzen in engste Verbindung mit den höheren Organen der Staatsverwaltung treten. Die Leitung des Kirchenwesens wurde als Zweig der allgemeinen Landesverwaltung dem Ministerium des Innern überwiesen.

In der deutschen idealistischen Philosophie trat bei Kant, Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher das Streben nach einer völligen Trennung von Staat und Kirche hervor, während Fichte und Hegel grundsätzlich an der Einheit beider Mächte festhielten. Zur Zeit, als die Entwicklung vom konfessionell geschlossenen Staate zum christlich-paritätischen erfolgte, vollzog sich in Preußen die restlose Aufsaugung der evangelischen Kirche durch die Staatsgewalt, während das katholische Kirchenwesen sich von einem tiefgehenden Einfluß des Staates freihielt.

In ausführlicher Weise behandelt der Verf. die Trennung von Staat und Kirche nach den Beschlüssen des Frankfurter Parlaments, um dann auf das gegenwärtige Rechtsverhältnis beider Gewalten in den deutschen und außerdeutschen Ländern

Digitized by Google

einzugehen. Mit der Schilderung der neuesten Kämpfe und Bestrebungen auf kirchenpolitischem Gebiete schließt die scharf und übersichtlich gegliederte Abhandlung.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

13.

Wappler, Paul, Die Täuferbewegung in Thüringen von 1526—1584. (Beiträge zur neueren Geschichte Thüringens. Namens des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde herausgegeben von der thüringischen historischen Kommission. Band II.) Gr. 8°. XIII u. 541 S. Jena, Gustav Fischer, 1913. M. 15.—.

Nachdem ich an anderer Stelle (in der „Theologischen Literaturzeitung") mich über die grundsätzliche Bedeutung der vorliegenden Arbeit für die Erkenntnis des Wesens des Täufertums ausgesprochen habe, beschränke ich mich hier darauf, den ungemein reichen Inhalt des Wapplerschen Buches in Kürze zu skizzieren.

Der Verfasser hat mit größter Sorgfalt alle in Betracht kommenden mitteldeutschen Archive auf Wiedertäuferakten hin untersucht und den Ertrag dieser Nachforschungen im 2. Teil seiner Veröffentlichung (S. 228—541) zum Abdruck gebracht. Die hier veröffentlichten Akten bilden die Grundlage für die im 1. Teile (S. 1—227) gebotene Darstellung. Die Zusammenstöße Luthers mit Karlstadt und mit Münzer und darnach die der Masse der Aufständischen gegenüber eingenommene feindliche Haltung des Reformators während des Bauernkrieges hatten das Luthertum weiten Kreisen des niederen Volkes entfremdet. Nach dem Scheitern des Bauernaufstandes flossen verhältnismäßig rasch alle Elemente des Widerstandes gegen das lutherische Kirchentum in der wiedertäuferischen Bewegung zusammen, die freilich in Thüringen zunächst noch kein einheitliches Gepräge hat, sondern mannigfache religiöse Spielarten aufweist. Zuerst propagierte der durch Balthasar Hubmaier für das Täufertum gewonnene Hans Hut sektiererische Lehren in dem zur Koburger Pflege gehörigen Teile Frankens. Einst ein Anhänger Münzers, verwarf er nachmals gewalttätige Neigungen, betonte aber mit Nachdruck, daß nur, wer glaube, getauft werden dürfe, und daß das Sakrament des Abendmahls nichts nütze sei. Den Männern, deren Frauen sich nicht mit taufen lassen wollten, stellte es Hut frei, ihre Frauen zu verlassen. In der Stadt Königsberg i. F., die eine ernestinische Enklave bildete, ward man auf das eigenartige Wesen der dortigen Täufer aufmerksam. Eine Reihe von Bürgern wurde verhaftet, der Folter unterworfen und, als sie hartnäckig blieben, hingerichtet (1527).

Im Gegensatz zu Hut huldigte auch nach der Niederwerfung des Bauernaufstandes der Eisenacher Hans Römer revolutionären

Digitized by Google

Gedanken; seine Anhänger verkündigten: die getauften Brüder würden sich versammeln und die Fürsten und Herren vernichten, „gleichwie auch sie es mit den armen Leuten getan hätten". Für Weihnachten 1527 schmiedeten sie ein gefährliches Komplott auf Erfurt, das aber rechtzeitig entdeckt wurde. Der Hauptanstifter, der Schneider Niklas Hofmann, wurde gefangen gesetzt und, nachdem er bekannt hatte, außerhalb der Stadt in vier Stücke gehauen (S. 44). Ein neuer Herd der Wiedertaufe entstand in Westthüringen. Schon Ende 1526 machten sich hier in der Umgegend von Zella-St. Blasii Taufapostel an die Erntearbeiter und die Köhler im Walde heran. Bald gewann die Bewegung größere Ausdehnung. Der Hesse Melchior Rinck wurde ihr unbestrittener Führer, das hessische Dorf Sorga ihr Hauptsitz. Den Täufern dieser Gegend lagen alle gewalttätigen Neigungen fern; sie gingen auf in der Pflege eines christlichen Lebens, gegenseitiger Unterstützung und gemeinsamem Gebete. Darum ließ ihnen der milde Landgraf Philipp von Hessen — sehr gegen den Willen des sächsischen Kurfürsten und seiner theologischen Berater — lange Zeit Duldung angedeihen. Mit Rinck fand im Jagdschloß Friedewalde ein Verhör statt. Als er nicht widerrief, wurde er in der säkularisierten Zisterzienserabtei Haina in leichter Gefangenschaft gehalten, im Mai 1531 aber wieder freigelassen.

Die lutherische Geistlichkeit hat die Gefahr, die ihr von der wiedertäuferischen Propaganda drohte, frühzeitig erkannt. Ihrer Bekämpfung diente die Schrift des Eisenacher Superintendenten Justus Menius: „Der Wiedertäufer Lehr und Geheimnis" (Wittenberg 1530), von der Wappler eine ausführliche Inhaltsangabe mitteilt. Menius gibt — ungeachtet der kirchlichen Tendenz, die seine Schrift verfolgt — doch eine im ganzen zutreffende Schilderung des täuferischen Wesens. Unter dem Schein besonderer Heiligkeit und mit dem Gruße „Der Friede des Herrn sei mit euch" nähern sich die Taufapostel denen, die sie für ihre Anschauungen zu gewinnen suchen. Gelingt es ihnen, Zuhörer zu finden, so verlesen sie zunächst eine Stelle aus dem Evangelium und disputieren dann viel von der Schlechtigkeit der gegenwärtigen Welt: der Glaube der jetzigen Prediger wirke keine Früchte; eine große Strafe stehe der sündigen Welt bevor. Wenn dann schließlich der Tag des Weltengerichts herankomme, werde Christus als Hauptmann unter sie treten; schließlich werde es zu einer Ausrottung aller Ungläubigen kommen. „Solch geschwatz und teidinge wissen sie denn aus der Offenbarung Johannis durch der gesicht und gemalten bilder figuren dem einfeltigen und unverständigen volk fein anzuzeigen" (S. 61). Wenn dann die durch solche apokalyptischen Phantasiegebilde erregten und geängstigten Zuhörer fragen, wie sie dem drohenden Unheil entgehen können, setzt die Sonderbelehrung ein. Die Taufapostel erklären für notwendig, daß ihre Anhänger „von

Digitized by Google

sunden abstehen, weltliche gesellschaft meiden, nicht saufen, nicht fressen, kein hurerei treiben, nicht spielen, nicht fluchen, nicht schweren, nicht schelten noch lestern, und sonderlich sei ihnen von nöten, daß sie sich des gemeinen kirchgangs enthalten". Im einzelnen werden folgende täuferische Glaubensartikel aufgestellt: das Wort Gottes soll nur den Wiedertäufern gepredigt werden; der Glaube an Jesus „ohne unserer eigenen Werke und Leiden Mitverdienst" macht vor Gott niemand fromm und selig; Verbot der Kindertaufe; Leugnung der leiblichen Präsenz Christi im Abendmahl, das für den Taufgesinnten nur ein Hinweis auf Verfolgung und Leiden sein kann; Jesus Christus ist nicht „natürlicher und wahrer Gottessohn"; alle Verdammten, dazu der Teufel selbst, werden schließlich noch selig werden.

Alle Verbote der landesherrlichen Gewalten vermochten das Umsichgreifen des Täufertums nicht aufzuhalten! 1531 nahm die wiedertäuferische Propaganda in den hessisch-sächsischen Grenzgebieten einen besonders großen Umfang an. Wieder finden wir hier als Führer der Taufgesinnten Melchior Rinck tätig. Am 11. November 1531 wurde er in Vacha überrascht und gefangen gesetzt. Da er schon zum zweiten Male die gelobte Urfehde gebrochen hatte, verfügte jetzt Philipp von Hessen für ihn strengere Haft, in der er bis zum Jahre 1540 verblieb. Später setzte Bucer eine mildere Behandlung Rincks durch. Rinck starb in der Gefangenschaft im Jahre 1545. Ein schlimmeres Schicksal als in Hessen, wo es Landgraf Philipp trotz lebhaften Drängens von kursächsischer Seite ablehnte, über sie die Todesstrafe zu verhängen, ereilte die Täufer im Gebiet der Reichsabtei Fulda: massenhaft wurden sie hier hingerichtet.

Mittlerweile waren auch im nördlichen Thüringen und am Harz — der ehemaligen Stätte der Tätigkeit Thomas Münzers — wiedertäuferische Regungen hervorgetreten: man ging gegen die, die sich nicht zum Widerruf verstanden, mit der Strenge des Schwertes vor. Untersuchungen, die man gegen Wiedertäufer in der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen vornahm, ergaben, welche Förderung die sektiererischen Bestrebungen aller Orten durch das Fortbestehen der Täufergemeinde im hessischen Dorfe Sorga (s. o.) erfuhren. So sah sich Philipp von Hessen schließlich doch genötigt, gegen die Sorgaer Täufer schärfer vorzugehen: im September 1533 wurden sie aus Hessen ausgewiesen. Sie wandten sich alle zu ihren Brüdern nach Mähren, wo sich bekanntlich, allen Verfolgungen zum Trotz, starke Brüdergemeinden behauptet hatten. Doch kam es zwischen den hessischen und mährischen Täufern zu schweren Differenzen. Hans Both, der Führer der hessischen Täufer, wollte sich nicht dazu verstehen, alles irdische Gut der Täufergemeinde zu opfern; auch gab es Streit wegen der Lehrmeinungen. Schließlich wurde Both mit seiner Anhängerschaft aus der Gemeinde ausgeschlossen: mit der Mehrzahl der Hessen kehrte er in die Heimat zurück. Doch

Digitized by Google

erhielten die Mähren auch später noch vereinzelten Zuzug aus Hessen.

Die gespannte Aufmerksamkeit, die die sächsischen Beamten im nördlichen Thüringen (namentlich die Späher Herzog Georgs in den albertinischen Landesteilen) auf sektiererische Bestrebungen richteten, bewirkte, daß die Täufer dieser Gegenden sich immer mehr zu einem Dasein im Winkel verurteilt sahen. Im Jahre 1535 fand der Täufer Georg Knoblauch, dessen Frau Grete kurz vorher zu Sangerhausen, bis zuletzt ihrem Bekenntnis treu, hingerichtet worden war (S. 109), zu Halberstadt einen Unterschlupf „in einem Pfaffenhäuslein in den Weiden hinter dem Dom". Die Täufer, die hier zu gemeinsamem Gebete zusammenkamen, stellten „ihre Bruderschaft und Schwesterschaft" höher als die durch natürliche Bande erzeugten Gemeinschaftsbeziehungen: hatte doch die Bäckersfrau Petronella von Holdenstedt ihren Ehemann verlassen, weil er nicht Täufer geworden war (S. 119). Schließlich wurde auch das Halberstädter Täufernest (die Täufer hatten vorher ihren Wohnsitz gewechselt und waren nach dem zum Kloster Michaelstein gehörigen Grauen Hofe in Halberstadt übergesiedelt) ausgenommen. Trotzdem der Halberstädter Offizial dem Kardinal Albrecht ausdrücklich die Harmlosigkeit der gefangengenommenen Täufer bestätigte und von einem Blutgericht abriet (S. 132), wurden doch drei Wiedertäufer, die bei ihrem „Irrtum" verharrten, zu Gröningen an der Bode in einen Sack genäht und ersäuft (Oktober 1535).

In jener Zeit schlossen sich auch Täufer im östlichen Thüringen zusammen, im Gebiet um Orlamünde. Hier hatte das gewaltsame Vorgehen gegen Karlstadt unter seiner Anhängerschaft eine lange nachhallende Erbitterung gegen das lutherische Kirchentum hinterlassen. Georg Knoblauch, der aus Halberstadt entkommen war, fand hier für seine Lehren geneigte Hörer. Aber der Schösser Peter Wolfram auf der Leuchtenburg erhielt Kenntnis von den Zusammenkünften der Taufgesinnten, die in der Mühle des Täufers Hans Peißker zu Kleineutersdorf stattfanden. Am 20. November 1535 überraschte er die Versammelten und ließ sie nach einem Verhör auf der Leuchtenburg teils nach Jena, teils nach Neustadt a. O., teils nach Kahla abführen. Es folgten langwierige Verhandlungen und Bekehrungsversuche, die Philipp Melanchthon und Kaspar Kruciger neben dem Jenaer Stadtpfarrer Antonius Musa vornahmen. Gefragt, wer sie denn zum himmlischen Vater gewiesen hätte, antworteten die in Jena gefangen gehaltenen Täufer: „Ihr Prophet Doktor Karlstadt, der jetzt ihren Glauben zu Basel predige." Einen der Täufer, Rollenberger, ließ man übrigens durch einen Mitgefangenen in der wahren lutherischen Lehre unterweisen — durch den Pfarrer Johann Gulden von Uhlstädt, der in Kahla wegen verschiedener Notzuchtsverbrechen gefangen saß. Einige

Digitized by Google

Wiedertäufer (darunter auch Georg Knoblauch) verstanden sich schließlich zum Widerruf. Andere aber blieben fest und erlitten Anfang 1536 den Märtyrertod (Heinz Kraut, Jobst Möller, Hans Peißker, Heinrich Möller).

Ein Jahrzehnt lang sind dann noch im nördlichen und westlichen Thüringen, sowie im Hennebergischen wiedertäuferische Regungen vereinzelt zum Durchbruch gekommen. Aber die eigentliche Kraft des Täufertums ist seit 1536 in Thüringen gebrochen. Die Organe der Kirche durften mit den Ergebnissen der blutigen Verfolgungsarbeit, zu der sie die landesherrlichen Gewalten unausgesetzt angefacht hatten, zufrieden sein: das strenge Luthertum herrschte wieder uneingeschränkt. Wo wir noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts Symptome des Täufertums wahrnehmen, treten uns deutlich Anzeichen seines Niederganges entgegen. Dies gilt besonders von dem Treiben des Klaus Ludwig aus Tüngeda. Er predigte die bequeme Lehre, die Gläubigen könnten überhaupt keiner Sünde teilhaftig sein, verstieg sich zu wilden apokalyptischen Phantastereien und erklärte sich schließlich für Gottes Sohn. Seine Anhänger, die sich die „Blutsfreunde aus der Wiedertaufe“ nannten, huldigten tollen libertinistischen Grundsätzen: die fleischliche Vermischung von Brüdern und Schwestern sei das wahre Sakrament. Als man 1551 gegen dieses Unwesen einschritt, erklärte der gefangene Georg Schuchardt: er sei ohne Sünde; es sei auch keine Sünde, wenn sie einander ihre Eheweiber erlaubten; er gestand, mit 16 Weibern verkehrt zu haben. Die Sekte der Blutsfreunde hatte doch so um sich gegriffen, daß sich Justus Menius veranlaßt sah, gegen sie eine eigene Schrift herauszugeben. In ihr warf er den Mühlhausenern vor, daß sie solche Sekten „hegten und hausten“. Um sich von solchem Verdachte zu reinigen, ergriffen nunmehr die Behörden von Mühlhausen gegen die „Blutsfreunde“ schärfere Maßnahmen; einer von ihnen wurde verbrannt. Der Hauptübeltäter Klaus Ludwig entkam. Das letzte Lebenszeichen, das wir von ihm besitzen, ist ein in keckem und herausforderndem Tone gehaltener offener Brief an Justus Menius vom 22. Juli 1552.

In der Vogtei Mühlhausen haben sich auch später noch ketzerische Apostel hervorgewagt. Der schlimmste von ihnen, Hans Dohn aus Lauterbach vor dem Hainich, warb im Jahre 1562 Anhänger, gegen die sich lange Verhöre nötig machten. Viel später wurde man erst des Dohn persönlich habhaft. Da er sich der Belehrung unzugänglich erwies und zum Widerruf nicht bewogen werden konnte, wurde er auf Grund eines Urteils des Leipziger Schöppenstuhles am 3. Januar 1584 verbrannt.

Leipzig. Hermann Barge.

Digitized by Google

14.

Heinecker, Dr. Willy, Die Persönlichkeit Ludwigs XIV. (Historische Studien, veröffentlicht von E. Ebering. 125. Heft.) Gr. 8°. 119 S. Berlin, Emil Ebering, 1915. M. 3.50.

Während Ssymank in seiner Leipziger Dissertation (1898) die Persönlichkeit des Sonnenkönigs im Spiegel der zeitgenössischen Dichtung darstellt, geht Heinecker in seiner lesenswerten Arbeit nur auf die reingeschichtlichen Quellen, Memoiren, Briefe, Gesandtschaftsberichte u. dergl. zurück. Er hat sich die Sache nicht leicht gemacht: 500 und mehr Anmerkungen, 1200 Quellenbelege sind gewiß ein Zeugnis emsigen Forscherfleißes. Auch Anordnung und Einteilung des Stoffes sind klar und übersichtlich.

Zunächst schildert er die äußere Erscheinung des Herrschers, die nach allgemeinem Urteil wahrhaft königlich war. Nicht so hoch sind seine geistigen Fähigkeiten zu bewerten. Zu den Geistern erster Ordnung, die aus der Fülle schaffen und wirken, gehörte er nicht. Aber er besaß gesunden Menschenverstand, ein wunderbares Anpassungsvermögen und vor allem Arbeitskraft und Arbeitslust. Nur dadurch ist es ihm möglich geworden, die Mängel seiner vernachlässigten Erziehung auszugleichen. Sein Gefühlsleben läßt sich im Grunde auf zwei einfache Formeln bringen: äußere Religiosität und maßlose Selbstsucht und Selbstgefälligkeit. Gott dachte er sich als ein höheres Wesen, das, ähnlich wie er selbst, auf seinen Ruhm eifersüchtig, die ihm erwiesenen Ehren mit Genugtuung entgegennimmt. Darf man es ihm daher als „aufrichtige Frömmigkeit“ auslegen, daß er es mit seiner Majestät für vereinbar hielt, sich vor diesem Wesen, das ja noch mächtiger war als er, zu demütigen und die Unglücksfälle seiner späteren Regierungsjahre als göttliche Fügungen mit Geduld zu ertragen? Er braucht Gott und Gott braucht ihn; Gott verleiht ihm Ruhm und Größe, und er zeigt sich durch seinen Kampf für die reine Lehre des Katholizismus und Unterdrückung der Kalvinisten und Jansenisten dafür dankbar: ein seltsames System der Gegenseitigkeit, das Heinecker nur leicht andeutet, während Lavisse es in seiner „Histoire de France“ mit ein paar Strichen meisterhaft gezeichnet hat. Bei dieser Art von Religion ist es nicht wunderbar, daß Ludwig XIV. sich in seinem moralischen Handeln nicht von wirklich religiösen Beweggründen leiten ließ. Doch ich finde den Unterschied nicht, den der Verf. in dem sonst sehr fesselnden Abschnitt „Die Triebkräfte seines Handelns unter dem Gesichtspunkt der Moral“ zwischen Handeln und Glauben des Königs feststellen will. Dieser Gott auf Erden — denn als solchen betrachtete er sich und betrachteten ihn die Theoretiker des französischen Absolutismus — nahm eben ganz besondere moralische Gesetze für sich in Anspruch, und so ist er nicht bloß als einheitliche, sondern — natürlich nur in seinem Sinne — auch als moralische Persönlichkeit

Digitized by Google

aufzufassen. Heinecker stellt eine Reihe von einzelnen Charakterzügen, guten und bösen, zusammen, aber der einheitliche Grundzug bleibt doch immer der „Ehrgeiz mit der gesamten Stufenleiter seiner Abtönungen und Schattierungen: aufwärts bis zum berechtigten Selbstgefühl, abwärts bis zur rastlosen Ruhmgier, zum nagenden Neide, zur eklen Selbstbeweihräucherung“! Nur so erklären sich scheinbare Widersprüche: daß er z. B. mit feinstem Takt zu belohnen verstand und sich gelegentlich doch völlig undankbar zeigte, dann nämlich, wennn eine Leistung seiner eigenen Größe Abbruch tat und sein persönliches Ansehen zu gefährden drohte. —

Im zweiten Teile der Arbeit wird die „verschiedenfache Ausprägung seines Charakters in der Wirklichkeit des Lebens“ geschildert: das Verhalten des Königs seiner Familie und dem Hof gegenüber, die Art seiner Regierung, die völlig absolut und zentralistisch war und ihn, da er sich leicht in Kleinigkeiten verlor, doch nicht davor bewahrte, von seinen Ministern regiert zu werden. Dem Volke gegenüber erscheint er weniger als Vater denn als Herr und, wie der Verf. vielleicht hätte hinzufügen können, als mitleidsloser und trotz mancher schönen Worte auf das soziale Wohl nicht bedachter Herr. — Die folgenden Kapitel sind den kriegerischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Betätigungen des Königs sowie seinen Beziehungen zur Kurie und zu den auswärtigen Höfen gewidmet. Etwas matt klingt der Schluß aus. Unwillkürlich denkt man an das großartige, alle Einzelzüge znsammenfassende Gesamtbild, das wir Lavisse verdanken.

In einem Anhang weist Heinecker auf den Gegensatz zwischen dem Charakter Ludwigs XIV. und dem seines großen Gegners, des Oraniers Wilhelm III., hin. Dem zurückhaltenden und wortkargen Manne fehlte der Zauber, der von Ludwigs Persönlichkeit ausging, und darum hat sich sein Bild den Zeitgenossen und der Nachwelt weniger tief eingeprägt als das des Sonnenkönigs, der einem ganzen Zeitalter seinen Namen gab.

Berlin-Friedenau. Siegfried Fitte.

15.

Briefe Friedrichs des Großen an Thieriot. Herausg. v. Emil Jacobs. (Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek. Herausg. v. der Generalverwaltung. I.) Lex. 8°. 44 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. M. 3.—.

Die vorliegende Veröffentlichung zählt zu den wertvollsten Gaben, die das Friedrich-Jubiläum am 24. Januar 1912 uns beschert hat. Mag auch der Inhalt der hier mitgeteilten Briefe dem Laien recht belanglos erscheinen, so geben sie doch dem Fachgelehrten manchen neuen Aufschluß über das Leben am

Digitized by Google

Rheinsberger Hofe, über die Beschäftigung des Rheinsberger Schloßherrn mit den Meisterwerken der alten und neueren Literatur, über sein damaliges Verhältnis zu seinem Dichterfreunde Voltaire usw.

Der Name Nicolas Claude Thieriots (1697—1772) dürfte allen geläufig sein, die sich einmal mit Friedrich oder mit Voltaire eingehender beschäftigt haben. In einer vortrefflichen Einleitung (S. 7—16) stellt Jacobs in knapper Form die Nachrichten zusammen, die er in den gedruckten und auch in einigen ungedruckten Quellen (Charlottenburger Königl. Hausarchiv) über Thieriot, dessen langjährige Tätigkeit als Agent und literarischer Korrespondent Friedrichs (1736—47, 1766—72) und seinen zeitweiligen, z. T. übrigens unverschuldeten Bruch mit dem Könige gefunden hat. Die Tatsache, daß letzterer mit den literarischen Berichten Thieriots, trotz ihrer unleugbaren Mängel, zunächst im allgemeinen recht zufrieden war, wird, wie ich zur Ergänzung bemerken möchte, auch durch die von J. nicht verwerteten, jetzt teilweise auch im Hohenzollernjahrbuch (Jahrgang 1914) von G. Droysen veröffentlichten Briefe der Königin Sophie Dorothea an den Kronprinzen (Charlottenburger Königl. Hausarchiv) ausdrücklich bezeugt. Aus ihnen erhellt, daß Friedrich die von Thieriot eingesandten Berichte und Abschriften in der Regel an seine Mutter zu schicken pflegte, um ihr einen literarischen Genuß zu bereiten. Schon am 17. Januar 1737 bestätigt Sophie Dorothea den Empfang der „nouvelles de France“ (vgl. ferner den Brief vom 16. Februar 1737), und am 13. Oktober 1739 dankt sie ihrem Sohne in herzlichen Worten für die regelmäßige Übermittlung der Berichte seines literarischen Korrespondenten. „Thieriot écrit joliment, mais toujours de même“, so lautete ihr damaliges Urteil über den Inhalt.

Die von J. veröffentlichten 35 Schreiben Friedrichs an Thieriot aus den Jahren 1737—45 (S. 17—44) stammen, mit einer einzigen Ausnahme, aus der Handschriftensammlung der Berliner Königlichen Bibliothek. Sie werden buchstabengetreu, mit allen Schreibfehlern und Streichungen, wiedergegeben. Mit der Ausfertigung war bis 1740 fast immer Jordan, der gelehrte Freund und „Kopist“ des Kronprinzen (vgl. dazu meine Schrift: „Der Hof Friedrichs des Großen“, I, 152 ff. [1912]), beauftragt. Eigenhändig hat Friedrich nur die Unterschrift und die Postskripte, einmal auch die Adresse hinzugefügt. Eine Reihe von Anmerkungen erläutert den Inhalt und gibt zugleich wertvolle Nachweise über die Titel und den Verbleib der von Thieriot eingesandten Bücher. Von den Briefen des letzteren an seinen fürstlichen Auftraggeber, die bis auf wenige Reste (z. T. im Charlottenburger Königl. Hausarchiv) verschollen sind, werden nur diejenigen (4) abgedruckt, deren wörtliche Wiedergabe mit Rücksicht auf das richtige Verständnis einzelner brieflicher Bemerkungen Friedrichs wünschenswert erschien.

Digitized by Google

Der Inhalt der Schreiben Friedrichs ist höchst mannigfaltig. Bald handelt es sich um Bücherbestellungen, bei denen Thieriot besonders auch auf einen schönen Einband und auf leserlichen Druck der Ausgabe achten soll („les éditions in 4to, beau papier et grande impression me sont les plus agréables; elles gâtent le moins les yeux"), bald um persönliche Aufträge an literarische Größen Frankreichs (Fontenelle, Rollin, Voltaire), bald um die ersten Vorbereitungen (1739) zum Ankauf der berühmten Antikensammlung des Kardinals Melchior von Polignac (der Ankauf erfolgte, wie bekannt, erst 1742), und ähnliches mehr. Mit Recht wird Thieriot deshalb von J. einmal als Friedrichs „literarisches Faktotum" bezeichnet. Allerdings hatte er im Nebenamte öfters auch für die leiblichen Genüsse der Rheinsberger Tafelrunde zu sorgen, zu denen namentlich „frischer und gut eingepackter" Käse aus dem Geschäft der in Meaux lebenden Mademoiselle Benoit gehörte.

Der Hauptwert der von J. mitgeteilten Briefe Friedrichs an Thieriot liegt zweifellos darin, daß sie ein neues Zeugnis für die überschwengliche Bewunderung und Verehrung ablegen, die Kronprinz Friedrich in den Rheinsberger Jahren der Person und der literarischen Wirksamkeit Voltaires zollte. So erklärte er z. B. in einem eigenhändigen Postskript vom 29. August 1738 an Thieriot: „Il faut m'écrire tout ce qui se fait à Cirey, les occupations du digne Voltaire, de la Marquise (du Chatelet), leurs discours, enfin tout ce que vous pourrez retenir de ce qu'ils diront. Tenez un journal, et que rien ne se perde, que rien ne vous échappe, et, surtout, soyez le corsaire de tous les fragments, de tous les bouts de papier où vous trouverez de l'écriture de ce digne et grand homme" (S. 25).

In dem nicht eigenhändigen Anfang desselben Briefes sagt Friedrich, es sei sein sehnlichster Wunsch, den Genius Voltaires „jusques dans les bagatelles" kennen zu lernen. Diese Worte lassen sich auch auf den anwenden, der sie damals geäußert hat. Der Forscher auf dem Gebiet der friderizianischen Geschichte wird jede Veröffentlichung dankbar zu begrüßen haben, die, wie die vorliegende, unsere Kenntnis von der Rheinsberger Lebensweise Friedrichs „jusques dans les bagatelles" nicht unerheblich erweitert und uns manchen neuen Einblick in die im Kleinen wie im Großen stets fesselnde Persönlichkeit des „jungen Fritz" gewährt.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

16.

Kühn, Joachim, Wie Lüttich dem Reiche verloren ging. Ein Rückblick auf die Reichsexekution von 1790—91. Gr. 8°. 103 S. Berlin, Georg Stilke, 1915. M. 2.—.

Im August 1789 kam es zu einem Konflikt zwischen dem Fürstbischof von Lüttich, Constantin v. Hoensbroech, und seinem

Digitized by Google

Volk. Der Fürst floh, das Kammergericht verfügte Exekution gegen die Lütticher, Preussen suchte vergebens zu vermitteln, eine Reichsexekutionsarmee von Mainzern, Cölnern und Pfälzern wurde mehrmals geschlagen, bis kaiserliche Truppen das Land dem Bischof unterwarfen. Die harte Vergeltungspolitik des Letzteren entfremdete die Herzen der Lütticher vollends dem Reiche und ließ sie 1792 die Franzosen als Befreier begrüßen.

Auf Grund der Papiere des Führers der Mainzer Truppen, des Generals Grafen Franz Ludw. von Hatzfeld — des bekannten Berliner Gouverneurs von 1806 — hat K. eine neue, sehr frisch, klar und anschaulich geschriebene Darstellung dieser verwickelten Vorgänge unternommen. Auch für ihre politische Seite bringt sie Neues. So weist K. nach, daß nicht Kurmainz, sondern Preußen die Vermittlungsaktion auf dem Frankfurter Wahlreichstag 1790 anregte (S. 58 f.). Vor allem aber vermag er die militärischen Begebenheiten nach seinen Quellen richtiger zu zeichnen, als man sie bisher durch das entstellende Medium der boshaften Schilderung des Kurmainzischen Majors und späteren französischen Revoltionsgenerals Eickemeyer sah. Die Niederlage der Reichstruppen in der größten der gelieferten „Schlachten" ist danach nicht nur ihrer größeren Ängstlichkeit, sondern daneben „den weitreichenden, den Mainzer Flinten von vornherein überlegenen Gewehren" der Lütticher Schützen Schuld zu geben. (S. 73, vergl. S. 35—38). Gerade die urkundenmäßige Erzählung läßt die unfreiwillige Komik der Heil. Röm. Reichs-Strategie noch greller hervortreten und stellt sie in wirkungsvollen Kontrast zu Ereignissen, die dem kleinen Buch jetzt eine, Spezialuntersuchungen sonst versagte, Aktualität geben.

Berlin. Wilhelm Herse.

17.

Reiff, Paul, F., Friedrich Gentz an Opponent of the French Revolution and Napoleon. (University of Illinois Studies In The Social Sciences. Vol. I, No. 4, Dec. 1015.) Gr. 8°. 159 S. Urbana-Champaign, Illinois Published By The University, 1912. 80 cents.

Wenn Reiffs Arbeit auch nichts Neues bringt, so beweist sie doch das Interesse, das man selbst im fernen Amerika für Friedrich von Gentz hegt, dessen 150. Geburtstag in das erste Jahr des gegenwärtigen großen Krieges fiel. Für die Bibliographie verweist der Verf. auf Wittichen und Kircheisen; was benutzt ist, ergeben die Fußnoten. Das Druckfehlerverzeichnis ist etwas länger, als vorn angegeben.

Die Einleitung hebt hervor, daß die Schrift eine sorgfältige Darstellung von Gentz' Kampf gegen Napoleon und einen Bericht über Gentz' Verhalten zur ersten französischen Revolution geben will. Zusammen mit der Darstellung der Ursachen seiner Gegnerschaft ergibt dies drei Kapitel.

Digitized by Google

Ob die Schilderung des Berlin der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts, in dem Gentz seine spätere Jugendzeit verlebte, wirklich zutrifft, sei dahingestellt. Mehr oder weniger trifft manches davon für jede größere Stadt derselben Zeit zu. Etwas amerikanisch geringschätzig scheint mir, was der Verf. über das geistige und künstlerische Leben der Hauptstadt sagt; die Zusammenstellung Sand - Klima - Großer König wirkt komisch. Der kritische Rationalismus allein kann die geistige Höhe Berlins bewahren. Auch die Richtigkeit dessen, was über den Großen König gesagt ist, muß bezweifelt werden. Gerechter ist der Verf. gegen Friedrich Wilhelm II., das Reich und den Reichstag.

Gentz war einer der Wenigen, die Zuneigung zum Reiche hatten, während fast nur der Partikularismus und der Kosmopolitismus — staatliche Eigenbrödelei und Weltbürgertum — herrschten. Geistig waren die Jahre 1780/90 eine Übergangsperiode in Deutschland. Die deutsche öffentliche Meinung war konservativ; der beschränkte Absolutismus wurde einmütig von den rationalistischen politischen Schriftstellern empfohlen. Die Aufklärung brachte den Gedanken der allgemeinen Brüderlichkeit und der religiösen Duldung hervor. Zu dieser Zeit war die literarische Laufbahn in Deutschland der einfachste und geradeste Weg zu Ruhm und Volkstümlichkeit; Dichtkunst und Philosophie waren die beste Gelegenheit, dazu zu gelangen.

Gentz' Theorien wurden von der ebengeschilderten Umwelt zweifellos stark beeinflußt, sein Charakter jedoch weniger. Von letzterem handelt Abschnitt 2 (S. 22—30). Alle Seiten seines äußeren und inneren Charakters werden ausführlich behandelt, seine Vorliebe für Erörterung von Problemen, seine Gabe der geselligen Unterhaltung, seine Aufnahmefähigkeit und Wahrheitsliebe, seine glänzende Begabung, seine Unerschütterlichkeit, sein Mangel an militärischem Geist, sein Romantizismus, seine Weltgewandtheit, die ihm Zutritt zu den höchsten Kreisen verschaffte, seine Gerechtigkeitsliebe, die aber vergaß, daß in der Politik nicht das Recht, sondern die Macht den Ausschlag gibt; doch wird Gentz' Bedeutung als politischer Schriftsteller vom Verf. anerkannt. Davon handelt der nächste Abschnitt (S. 30—52).

Gentz' politische Theorien gehen auf Ciceros „De officiis" zurück. (Briefe an Garve seit 1784). Dann verfolgt der Verf. Gentz' politisches System in seinen verschiedenen Phasen. Neues bringt er hier nicht bei. Festgestellt wird G.s Zugehörigkeit zur rationalistischen und zur positivistisch-historischen Richtung, je nachdem, ob er Napoleon oder ob er die Revolution bekämpft. Reiff sucht dann die sich ergebenden scheinbaren Widersprüche miteinander in Einklang zu bringen und stellt dar, wie sich G.s Ansicht über die beste Regierungsform und über Freiheit, Gleichheit und Volksherrschaft entwickelt hat, sowie, was er unter dem Weltstaat versteht.

Digitized by Google

Das 2. Kapitel bespricht im 1. Abschnitt (S. 53—60) Gentz' Verhalten zur Revolution bis 1792: anfangs große Begeisterung für die Revolution in Deutschland, besonders im Westen und Süden, etwa bis zu Robespierres Sturz; dem Adel widerstrebt sie, ebenso der Geistlichkeit und der Regierung, den Bauern nur zum Teil. Die Begeisterung verflog beim Einbruch der Revolutionsheere in Deutschland. Daß Gentz die Revolution zunächst begrüßte, lag daran, daß auch er die Notwendigkeit einer Reform in Frankreich einsah (Briefe an Garve, besonders 19. April 1791). Mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt er auch nach diesem Tag die Vorgänge und die diesbezügliche deutsche, französische und englische Literatur. Anfang 1793 beginnt der Umschwung in seinen Anschauungen, seitdem er sich mit Burke und Mallet du Pan beschäftigt, und seit die Revolution selbst zur systematischen Umwälzung aller sozialen Bedingungen wird. So sehen wir ihn im 2. Abschnitt (S. 60—83) allmählich zum schärfsten Gegner der Revolution werden (1793—1801).

Behandelt wird zunächst Gentz' gesellschaftliche Stellung in Berlin und der Einfluß seines Verkehrs mit Angehörigen des Mittelstandes und des Adels. R. sieht Gentz' Kampf gegen die Revolution nur in seinen Schriften; er scheint G.s Verkehr mit der preußischen Kriegspartei keine Bedeutung beizumessen, mehr seinen Verbindungen mit dem Ausland. Den Kampf gegen die Revolution hielt Gentz für seine heilige Pflicht; er nahm ihn aber auch auf, um sich einen Namen zu machen. Seine Gegnerschaft erstreckte sich auf die politischen und geistigen Führer (Rousseau). Immer vernichtender wird sein Urteil über sie und ihre Grundsätze und ihre Wirkung auf Europa (1798). Zum Schluß wird noch seine Ansicht über die damalige Stellung Englands und sein Verhältnis zu diesem Staat gestreift. 1801 glaubte Gentz die Revolution zu Ende, doch sah er 1803 seinen Irrtum ein und mußte nun den Kampf gegen Napoleon, den Erben der Revolution, wieder aufnehmen.

Hiermit beschäftigt sich in 3 Abschnitten das dritte Kapitel (S. 84—153). Wenn von vielen Autoren, so auch von Reiff, Napoleon als Kind, Unterdrücker und Erbe der Revolution bezeichnet wird, so geschieht das mit Recht. Doch ist es nötig, dies auch einmal zu begründen: Die Revolution gab Napoleon die Möglichkeit des Heran- und Emporwachsens, danach beseitigte er ihre schlimmsten Auswüchse und endlich übernahm er, was — seiner Ansicht nach — Gutes davon übrig blieb, und nutzte die Machtbefugnisse aus, die ihm die letzte Revolutionsverfassung verlieh, bezw. die er sich auf Grund derselben nahm.

Nach dem Staatsstreich von 1799 hofft Gentz, daß Napoleons Diktatur nur ein Übergang zu geordneten Verhältnissen sei. Nach dem Sommer 1802 erwacht er aus diesem Traume, der sich nicht erfüllte. Seit Februar 1803 ist Gentz in Wien. Der Zutritt zur Wiener Gesellschaft war leichter gefunden, als der

Digitized by Google

Beginn der ihm zusagenden Tätigkeit. Er beschließt, den Kampf gegen Napoleon zu eröffnen. Seine Gründe waren persönlicher und politischer Art; von jetzt an kämpft er für Koalitionen, besonders eine solche zwischen Österreich und Preußen. Während er England emporgehoben wünscht, erkennt er schon mit richtigem Blick, was Österreich einst von Rußland und Frankreich zu gewärtigen hat. Sein Ziel sucht er zu erreichen durch Denkschriften, Briefe, Besprechungen, durch Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Sein Ziel ist die Wiederherstellung des Gleichgewichts der Mächte und Unterdrückung aller revolutionären Bestrebungen. Sobald ihm 1815 dieses Gleichgewicht hergestellt zu sein scheint, flaut seine Feindseligkeit gegen Frankreich ab. Zunächst greift er 1805 die Politik Cobenzls an; er möchte Metternich an dessen Stelle sehen.

Der Verf. bespricht der Reihe nach (S. 112 ff.) die wichtigsten Denkschriften, so die vom 6. Juni 1804 (Über die Notwendigkeit, den Kaisertitel Bonapartes nicht anzuerkennen), die der Referent 1904 in einer kleinen Schrift: „Friedrich von Gentz als Widersacher Napoleons I." (vgl. „Mitteilungen", XXXIII, 104 f.) behandelt und übersetzt hat, die vom 6. September 1804, jene an Cobenzl, diese an Erzherzog Johann gerichtet, ferner die vom Juni 1805 (gegen die Annektion Genuas) und die vom August 1805 (an Cobenzl gerichtet).

Hierauf behandelt er den Brief an den König von Schweden, diejenigen an Johannes von Müller, die Denkschrift für General Meerveldts Sendung nach Berlin (die Koalition betreffend).

Gentz glaubte damals an Napoleons Niedergang; Ulm und Austerlitz entrissen ihn auch diesem Traume. Die Enttäuschung wirkt in seinen damaligen Briefen nach. Doch ist er auch nach 1805 noch nicht gewillt, den Kampf für die Freiheit Europas aufzugeben (Fragmente, Verhältnis zwischen England und Spanien, Verhandlungen zwischen England und Frankreich u. a. Schriften). Immer wieder tritt er für ein preußisch-österreichisches Bündnis ein.

Nach 1809 folgt bis 1812 eine Zeit der Ruhe in Gentz' Leben (S. 134 ff.); Metternich ist am Ruder, Gentz sein Beamter, erst in Finanz-, dann auch in politischen Angelegenheiten. 1812 verteidigt er den englischen Standpunkt des Seerechts, bald aber kehrt er sich von England ab.

Nach Napoleons Rückzug aus Rußland entsteht die Frage, wie Österreich sich verhalten wird. Metternich läßt Gentz lange im unklaren. Dieser nimmt seinen Standpunkt ein je nach den politischen Verhältnissen, doch das alte Ziel — das Gleichgewicht der Mächte in Europa — bleibt dasselbe: Frankreichs Übergewicht muß verschwinden. Nach der Schlacht bei Leipzig glaubt er, das Ziel sei erreicht. Österreich sollte nun im künftigen deutschen Bunde der „summus inter pares" werden. Was Napoleon betrifft, so könnte dieser als legitimer Herrscher nicht durch die

Digitized by Google

Mächte abgesetzt werden (Gentz erkannte ja die Volkssouveränität nicht an!), die Bourbonen hätten keinen Anspruch mehr auf Frankreichs Thron. Gentz wird immer österreichischer gesinnt; er wünscht, die Koalition begraben zu sehen. Gegen seinen Rat wird Paris genommen (dafür fährt er gegen Blücher los), Napoleon gestürzt.

Nach Elba setzt Gentz selbst die Achtserklärung gegen Napoleon auf, zeigt sich aber doch Napoleon gegenüber versöhnlich, da er sein Übergewicht gebrochen sah. Hat Gentz wirklich geglaubt, daß dieses Übergewicht nicht wieder hergestellt worden wäre, auch wenn man Napoleon im Besitze seines Thrones belassen hätte? Schranken hätte dieser Mann, wenn wieder emporgehoben, nicht geduldet, das alte Spiel hätte von neuem begonnen.

Delmenhorst, z. Z. Munsterlager. M. Pflüger.

18.

Egloffstein, Hermann, Freiherr von, Carl August auf dem Wiener Kongreß. Festschrift zur Jahrhundertfeier des Bestehens des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach. (Beiträge zur neueren Geschichte Thüringens, Bd. 3.) Mit einem Bildnis. Gr. 8°. XI u. 199 S. Jena, Gustav Fischer, 1915. M. 5.—.

In der Festschriftenliteratur wird man selten ein Buch finden, das sich durch solche Vorzüge auszeichnet wie das vorliegende. Scharf sind seine Grenzen, klar die Gliederung und geradezu erfrischend die gedrungene Art der Darstellung. Da steht kein Wort zuviel, aber auch keins zu wenig. E. ist sich der Bedeutung seines Stoffes bewußt. So findet er nach Länge und Breite die richtigen Maße. Er schreibt keine Geschichte großen Stils. Vor unsern Augen entwickelt sich ein Bild, das durch die Person seines Helden menschlich interessant ist, das besonders aber durch die Darstellungsweise des Verfassers uns naherückt.

Carl August auf dem Wiener Kongreß: — der Freund Goethes, der weise Mäzen von Weimar, der nach mehr als einer Richtung des Lebens Inhalt gekostet, er hält sich nicht berufen, maßgeblichen Einfluß auf den Gang der Handlungen auszuüben. Trotz seiner hochgehenden verwandtschaftlichen Beziehungen weiß er, kühl wägend, Schein und Sein zu trennen. Er wartet mehr oder minder geduldig, bis die großen Aktionen vorbei sind, um dann aber mit aller Zähigkeit die Interessen seines Hauses wahrzunehmen. Für ihn steht natürlich im Mittelpunkt der langwierige Streit um Sachsen. Es schmerzt, zu sehen, wie sich allmählich für Carl August die Perspektive verengert: von der Aussicht auf die eigene Thronbesteigung in Dresden bis zu dem Feilschen um kleine Teile albertinischen oder fuldischen Landes. Dies Bittere versüßt auch nicht die Rangerhöhung zum Großherzog. Carl August ist nüchtern genug, einzusehen, daß es der Titel allein nicht macht. Er erreicht schließlich soviel für

Digitized by Google

sich, daß sein Land unter den thüringischen Staaten wenigstens einen kleinen Vorsprung der Größe nach hat. Hauptsächlich konnte er sich in seinen Bestrebungen auf Stein und Hardenberg stützen, wobei ihm letzterer sogar gegen den Willen des Königs einige Vorteile verschaffte.

In dankenswerter Weise hat E. dem rein politischen Stoffe persönliche Züge gegeben dadurch, daß er in den ersten Kapiteln auf den Verkehr und die geistigen Interessen Carl Augusts in Wien eingegangen ist. Infolgedessen ist das Ganze äußerst lebensvoll geworden. — Die Urkundenbeilagen bestehen größtenteils aus Briefen Carl Augusts an die Herzogin und seinen getreuen Minister Voigt. Dazu kommen noch die Verträge mit Preußen, betreffend die Regulierung der Besitzverhältnisse beider Staaten.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

19.

Hasenclever, Adolf, Die Orientalische Frage in den Jahren 1838—41. Ursprung des Meerengenvertrages vom 13. Juli 1841. Gr. 8°. XII und 320 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1914. M. 7.50, geb. 9.50.

Eine hochinteressante Studie, die in dankenswerter Weise höchst ausführlich die wichtigen Verhandlungen zwischen den europäischen Großmächten schildert, welche durch Mehemed Alis, des ägyptischen Vizekönigs, Vorstoß gegen den Sultan, die Schlacht bei Nisib (Moltke!) und alles was damit zusammenhängt, notwendig geworden waren.

Palmerston hat die Leitung des Spieles und legt die Karten nicht eher aus der Hand, bis er es völlig gewonnen hat. Frankreich bezw. Ludwig Philipp muß die Zeche bezahlen. Auf Ägypten kann es kaum mehr rechnen. Aber England ist einen mächtigen Schritt vorwärts gekommen zu seiner heutigen Stellung im Pharaonenlande. Mehemed Ali ist zwar vor gänzlichem Untergange bewahrt, aber von jetzt an so gut wie ein toter Mann. Rußlands Aussichten auf das Türkengut sind wieder arg gemindert. Preußen und Österreich spielen aus verschiedenen Gründen eine ziemlich lahme Rolle. Metternich ist schon alt und predigt viel. Aber er hat bei den finanziellen und sonstigen Verhältnissen Österreichs keine rechte Macht hinter sich. Und Palmerston ist ihnen allen über.

Das Buch, trotz seines überaus soliden Aufbaus, liest sich wie ein spannender Roman. Die innerpolitischen Verhältnisse der Großmächte spielen mit hinein, die Parteizustände in den Parlamenten, die Interessen Ludwig Philipps, Thiers, Guizots u. a. m. Auffassungen und Bestrebungen, Englands Verbindung mit Indien, der russische innerasiatische Krieg, der Schrei nach dem Rhein von 1840, der 1841 drohende Krieg zwischen Eng-

Digitized by Google

land und Nordamerika, die legitimistischen Vorurteile Metternichs und des Zaren, die Kalifenstellung des Sultans, die französische Schutzherrschaft über die Christen des Orients usw. usw.

Wir hören förmlich den Marschtritt der englischen „Weltherrschaft".

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

20.

Fallmerayer, Jakob Philipp, Schriften und Tagebücher. Fragmente aus dem Orient. Neue Fragmente. Politisch-historische Aufsätze. — Tagebücher. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von H. Feigl u. E. Molden. Mit 1 Bildnis. Bd. 1. 2. Gr. 8°. XXXII, 309 u. 366 S. München, Georg Müller, 1913. M. 10.—; geb. M. 15.—; Luxusausgabe M. 30.—.

Friedrich Hebbel hat den Meistern unseres klassischen Literaturzeitalters nicht vergeblich nachgeeifert: er ist ein Dichter geworden, der in allgemein wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung auf der Höhe seiner Zeit steht. Allseitig veranlagt, findet er mit unbestochenem, sicherem Gefühl heraus, daß die Hegelsche Ästhetik wie keine andere den geistigen Gehalt betone, aber andererseits auch, daß die Musik Richard Wagners mehr als erwünscht auf das Rückenmark wirke. Er würdigt Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts (was jeder tun wird, der darin gelesen hat) und begnügt sich nicht damit, die künstlerisch wohl abgewogenen Gervinusschen Charakteristiken als der Wirklichkeit entsprechend hinzustellen; sondern, als Dramatiker ein wahrhafter Kenner dessen, was Charakterisierungskunst heißt und erstrebt, setzt er solchem Gervinusschen Verfahren, das durch Tatsachen belegt, den in Antithesen sich bewegenden Stil und die künstlichen Gebilde der römischen Geschichte Mommsens entgegen.

Derselbe Hebbel hat in gleicher Weise für die Bedeutung Fallmerayers von Anfang an volles Verständnis bekundet; durch ihn ist wohl auch O. J. Bierbaum, gleich manchem anderen, auf den „Fragmentisten" aufmerksam geworden. Und Bierbaum erging es nun hierbei, wie auch sonst öfter, eigenartig genug. Indem er z. B. bei seinem stark ausgeprägten Eigengefühl vermeinte, daß er als Schriftsteller und als Mensch, als klarer Stilist und als bewußter Genußmensch, ein ganz besonderes Anrecht auf Friedrich Gentz habe, so glaubte er ihn (trotz aller Historiker!) auch ungefähr allein recht zu kennen. Ebenso ging er mit der Absicht um, den wieder entdeckten Fallmerayer der Öffentlichkeit wieder zu schenken; und dank seiner Anregung ist, allerdings erst nach seinem Tode, die vorliegende Ausgabe in geschmackvoller, solider Ausführung herausgekommen. Sie umfaßt zwei Bände; der zweite enthält versehentlich diejenigen Schriften Fallmerayers, welche zum Teil für den ersten be-

Digitized by Google

stimmt waren: nämlich eine Auswahl der „Fragmente aus dem Orient“ und Auszüge aus den Tagebüchern. Der erste Band stellt ausgewählte Stücke der „Neuen Fragmente“, sowie politische und kulturhistorische Aufsätze zusammen; er wird durch eine Vorrede Feigls und durch eine ansprechende biographische Skizze Fallmerayers von Molden eröffnet.

Feigl bemerkt mit Recht, daß für eine Neuausgabe im allgemeinen lediglich der Fragmentist heranzuziehen war. Der Verfasser der Geschichte des Kaisertums Trapezunt oder der Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters kam für diese Veröffentlichung nicht in Frage; ebensowenig der gelehrte Verfechter der viel besprochenen und viel befehdeten, schließlich im ganzen auch abgelehnten Slavenhypothese, derzufolge die heutigen Griechen kein hellenisches Blut mehr in den Adern hätten, sondern völlig slavisiert wären. Der Reisende sollte das Wort haben, welcher Anfang der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre die Balkanhalbinsel und Vorderasien auf und nieder, nicht ohne längere Rast zu halten, durchwandert hat (Der heilige Berg Athos; Von Thessalonika nach Larissa, zweimonatlicher Aufenthalt in Thessalien; Konstantinopel und seine Umgebungen; Anatolische Reisebilder; Vier Wochen in Jerusalem); der scharfe Beobachter, der Natur und Menschenleben getreu zu schildern weiß; der Denker nicht zuletzt, der, voll umfassenden Wissens und mit gelehrtem Scharfblick, in der Gegenwart die Vergangenheit lebendig sieht, der mit kühnem Fluge aus den, wenn auch krausen Zügen der Gegenwart die zukünftigen politischen Gebilde zu enträtseln sucht.

Fallmerayer wird nicht müde, wieder und wieder den großen, durchgehends hervortretenden Gegensatz zu betonen, der zwischen Orient und Okzident besteht. „Alle Geschichte ist seit bald achtzehn Äonen nur Resultat des Kampfes der beiden Grundelemente, in welche die eine göttliche Urkraft von Anbeginn auseinanderging: beweglicher Lebensprozeß auf der einen Seite und formlos unausgegorenes Insichverharren auf der andern.“ (Über die weltgeschichtliche Bedeutung der byzantinischen Monarchie im allgemeinen und der Stadt Konstantinopel insbesondere, Bd. I S. 25.) In drei Städten verkörpert sich ihm der Ablauf der Weltgeschicke: „Jerusalem, Rom und Konstantinopolis: das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen, weltbeseligenden Christentums.“ Es sind weittragende Ideen, wie sie ähnlich dem jungen Ranke bei der Abfassung seines Erstlingswerkes lebendig aufgingen, wie sie ein reichliches Menschenalter vorher von unserem Schiller in großzügigen ahnungsreichen Entwürfen über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter erfaßt wurden.

Mit solcher geschichtlich begründeten Gesamtauffassung verwebt sich die volle Empfindung der kulturgeschichtlichen Gegensätze hellenischen und mittelalterlichen Daseins; und wieder sind

Digitized by Google

es altberühmte Stätten (Olympia - Athos), an denen die Anschauung F.s haftet, nicht ohne sich mit aller Bestimmtheit für die hellenische und okzidentale Lebenshaltung und Geistesart zu entscheiden.

Fallmerayer empfindet durchaus modern; und so klingt überall in seinen Schriften neuzeitlich gerichtetes Denken und deutsche Gesinnung durch. Wir vernehmen den Herzschlag eines Patrioten, der sich durch die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland, zumal durch die Geschehnisse der Jahre 1848/49 herb enttäuscht fühlt. Fallmerayer gehörte ja zu den Männern der Paulskirche; und einer der politischen Aufsätze vorliegender Sammlung („Schattenrisse aus der Paulskirche" [1848]) ist deshalb von besonderem Interesse, weil er den Versuch macht, jene 66 Redner, welche zu dem Thema Glaubens- und Kultusfreiheit sprachen, in Gruppen zu sondern und nach ihren wesentlichsten und kennzeichnendsten Meinungen vorzuführen: da ist Vogt, der als überzeugter Atheist von einer Kirche überhaupt nichts wissen will; Zimmermann, der sie in echt demokratischer Folgerichtigkeit von aller Staatsaufsicht zu befreien, Kirche und Staat zu trennen wünscht; Sylvester Jordan, der keine äußere Kirchengewalt, sondern nur Religionsgesellschaften anerkennt; da sind die orthodoxen Katholiken Döllinger, Sepp und Lasaulx, mit denen Fallmerayer etwas unsanft ins Gericht geht.

So scharf und fein die Beobachtungen und Ausführungen Fallmerayers zu diesem Thema sind, so scheint er dennoch die Macht der Kirche, insbesondere diejenige der katholischen, zu überschätzen. Er ist auch in dieser Hinsicht durchaus liberal. Und so sieht er sein heißgeliebtes deutsches Vaterland in steter Gefahr: einmal fürchtet er, es möchte unter den Einwirkungen der Orthodoxie (sei es katholische, sei es evangelische) das geistige Vorwärtsstreben aufgeben und die fortschrittliche Richtung aller Lebensbeziehungen einbüßen; andrerseits sorgt er sich, es könnte dem zermalmenden Andringen des russischen Kolosses und dem Ansturm des französischen Kaiserreichs gänzlich erliegen (Vorrede zu den „Fragmenten"). Man sieht in die von humanitären und politischen Sorgen erfüllte Seele eines warmherzigen deutschen Mannes der vierziger und fünfziger Jahre. Freilich zeigt sich dabei, dem Rückschauenden zu großer Freude, wie unbegründet alle Sorge und Kümmernisse selbst eines so einsichtigen Mannes gewesen sind, wie wenig die Ergebnisse einer alle Verhältnisse noch so sorgsam bedenkenden Überlegung dem tatsächlichen Gang der Dinge entsprechen.

Fallmerayer ist eben auch insofern ein echter Deutscher, als er seinen Landsleuten nichts zutraut. Alles, was ihn mit Unmut und Wehmut erfüllte, war 20 Jahre später völlig gewandelt; vor allem durch die Gründung des Deutsches Reiches. Heute würde er sich gar an einem Schauspiel weiden, das noch vor Jahresfrist wohl niemand für möglich gehalten hätte: die

Digitized by Google

Zentralmächte nebst der Türkei leisten Russen, Franzosen, Engländern, Italienern und wem sonst noch erfolgreichsten, sieggekrönten Widerstand. Er dürfte dann außerdem als Großdeutscher seine Freude daran haben, daß dieselben Zentralmächte Schulter an Schulter und Hand in Hand wie in mittelalterlicher, aber besser gearteter Zusammenfassung diese gewaltige Leistung vollbringen.

Solche Gedanken regt der längst bekannte Fallmerayer an; aber die vorliegende Veröffentlichung bringt auch etwas bisher Unbekanntes: neu sind und zum ersten Male gedruckt erscheinen die Auszüge aus den Tagebüchern Fallmerayers, welche im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck ruhen. Sie bieten mannigfache Aufschlüsse zum äußeren und inneren Leben Fallmerayers und zeigen, in welch reichem Getriebe persönlicher und sachlicher Beziehungen er mitten inne stand. Insbesondere schildern sie die Eindrücke, welche Fallmerayer in den Jahren 1848/49 erfahren hat; und es berührt eigentümlich, wie auch dieser bedeutende Mensch und große Gelehrte von einer ausgesprochenen Scheu beseelt ist, als Redner mit seinen Gedanken hervorzutreten. Auch sonst geben die Auszüge genug der Beispiele für das „Menschliche, Allzumenschliche", die uns seit geraumer Zeit gar zu reichlich geliefert werden. Sie schaffen leider ein Niveau der Intimität, welche der Leser schlechthin nicht einzunehmen berechtigt ist, und befördern ein Kammerdienerwissen, das den Helden beeinträchtigt. Und wir brauchen Helden, weder durch Anbetung vergöttert noch durch Hervorkehrung von Kleinlichkeiten entstellt. Ob, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, die Auszüge im Sinne und zum Besten Fallmerayers selber ausgefallen sind, bleibe dahingestellt.

Dagegen ist es unzweifelhaft, daß mancher zumal der politischen Aufsätze durch erklärende Anmerkungen gewonnen hätte. Anspielungen auf Zeitereignisse, wie sie F. so gern macht, bleiben ohne einen, wenn auch noch so knappen Hinweis wirkungslos; und die Lektüre eines Aufsatzes wie „Aus Berlin (1844)" oder „Von der Eisack" oder „Aus München (1851)" leidet stark unter der Unkunde des Lesers, dem der Herausgeber die Hilfe versagt. Es ist nicht richtig, wenn dieser jenen auf das Konversationslexikon verweist. Damit ist die Sache keineswegs getan; und ein Kommentar, welcher lediglich auf dem Konversationslexikon beruhte, wäre allerdings im letzten Grunde nicht bloß überflüssig, sondern auch elend. Es ist vielmehr eine schöne Pflicht des Herausgebers, die weitgehendste Vermittlung zwischen Schriftsteller und Leser zu übernehmen; und es ist das gute Recht des Lesers, vom Herausgeber diejenigen Hilfen zu empfangen, deren er bedarf, um den zeitlichen Abstand von dem Schriftsteller zu überbrücken und das Gefühl der Aktualität zu haben. Dieses fehlt ihm nun für die oben genannten Aufsätze ebenso wie für die „Klagen eines frommen

Digitized by Google

Tirolers"; und so schadet heute den Aufsätzen jene Aktualität, welche ihnen seiner Zeit besonderen Reiz verlieh.

Doch bestrickt dieser Reiz auch uns, wenn wir den großen weltpolitischen Zusammenhängen nachgehen, welche Fallmerayer in „Zar, Byzanz und Okzident" darlegt: wir stehen ja im Begriff, die Erfüllung dessen zu erleben, was Fallmerayer mit ahnender Seele ergriffen hatte. Wir bewundern seinen durchdringenden Blick, bekennen aber auch für ihn in Demut, daß menschliches Wissen Stückwerk und daß unsere besonnenste und alle Möglichkeiten erwägende Voraussicht allemal mit Kurzsichtigkeit gepaart ist. Übrigens hätte dieser schöne Aufsatz gleichfalls durch eine kurze Auseinandersetzung der zugrundeliegenden politischen Vorgänge gewonnen. Reineren Genuß gewährt jedenfalls die Lektüre der Essays oder essayartigen Bücherbesprechungen wie: Nachruf an Joseph Freiherrn von Hammer-Purgstall; Döllinger, Heidentum und Judentum.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

21.

Lautenschlager, Friedrich, Die Agrarunruhen in den badischen Standes- und Grundherrschaften im Jahre 1848. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren u. neueren Geschichte. Herausgeg. v. Karl Hampe u. Hermann Oncken. Heft 46.) Gr. 8°. XI u. 94 S. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1915. Geh. M. 2.80.

Erich Marcks weist in seinem Aufsatz über 1848 (Männer u. Zeiten I, S. 213) darauf hin, daß wir von der agrarischen Seite der Ereignisse während des Jahres 1848 noch zu wenig wissen. „Wir kennen die Wirkungen der Revolution in dieser Hinsicht besser als ihre Erscheinungen."

Die Arbeit von Lautenschlager, eine Dissertation aus dem Heidelberger Seminar Onckens, untersucht diese agrarische Seite der revolutionären Bewegung in Baden und füllt dadurch eine Lücke in der Geschichtschreibung des Jahres 1848 aus. L. hat in dieser Darstellung, neben der gedruckten Literatur und den wichtigsten badischen Tageszeitungen, Akten aus dem Generallandesarchiv in Karlsruhe benutzt.

Ehe der Verf. auf die Ereignisse des Jahres 1848 selbst eingeht, stellt er im 1. Kapitel „die Rechtsverhältnisse der badischen Standes- und Grundherren und die Bauernbefreiung vom Wiener Kongreß bis zum Jahre 1848" dar. Denn wohl mit Recht sieht L. in der endgültigen Regelung der badischen Bauernbefreiung 1848 „nur ein Schlußglied in der langen Kette der Gesetze", die die Bauern von ihrer Abhängigkeit befreien sollten. Langwierige Kämpfe hat der mediatisierte Adel gegen den Staat geführt, um sich die altererbten Rechte zu wahren, die eine neue Zeit ihm streitig machte. „Der tertius dolens war der Bauer",

Digitized by Google

der bald im Staat seinen Freund, im Standes- und Grundherrn seinen Feind zu erblicken lernte. Der Kampf wäre wohl schneller zu Ende gewesen und noch ungünstiger für die Standes- und Grundherren verlaufen, da die liberale Zweite Kammer unter Rottecks Führung mit aller Kraft für die Bauernbefreiung eintrat, hätten die Mediatisierten nicht Unterstützung beim Bundestag gefunden. Die Wiener Schlußakte gestatten den Mediatisierten einen Rekurs an den Bundestag. So protestierten sie gegen das Gesetz von 1831, das sie zwang, ihre ortsherrliche Stellung aufzugeben, und gegen das Gesetz von 1833, das die allgemeine Zehntablösung befahl. L. schildert eingehend auf Grund der Akten aus dem Generallandesarchiv die Verhandlungen der Regierung mit dem Adel. Daraus ist zu ersehen, wie hartnäckig sich der Adel weigerte, seine Rechte aufzugeben. Es ist zu verstehen, warum der Bauer in ihm nur seinen Feind sah.

Im 2. Kapitel zeigt L., wie trotz der bauernfreundlichen Gesetzgebung das Verhältnis zwischen Bauern und Grundherrn noch drückend blieb, z. T. wegen der noch nicht abgelösten Feudallasten, z. T. auch durch die Bezahlung der Ablösungskapitalien, da es den Bauern an barem Geld und Kredit fehlte. Unwillig sträubten sich die Gemeinden gegen die ortsherrlichen Rechte des Standesherrn. Sie wollten sich ihre Pfarrer, Lehrer und Bürgermeister nicht vom Adel ernennen lassen. Diese Zwistigkeiten stellt L. dar auf Grund der Protokolle der Kammerverhandlungen. — Am ungünstigsten gestalteten sich die Verhältnisse in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre im Odenwald, wo fast ausschließlich standes- und grundherrliches Gebiet lag, und wo durch Mißernten und Übervölkerung die Lage der Bauern besonders drückend geworden war. Die Gärung äußerte sich hier zuerst in Judenverfolgungen. L. meint, daß dabei keinerlei religiöse Gründe mitsprachen, sondern daß die Juden als einzige Kreditgeber der Bauern sich durch ihre Wuchergeschäfte verhaßt gemacht hätten. Gegen die Juden und die standes- und grundherrlichen Rentbeamten richtete sich schon im Frühjahr 1847 eine Bewegung im Odenwald, die aber durch die Vorsorge der Regierung noch im Keime erstickt wurde.

Im Anschluß an die Februarrevolution kam es dann in Baden Anfang März 1848 zu bedeutenden Bauernaufständen. Diese und die ersten Gegenmaßnahmen der Regierung schildert das 3. Kapitel auf Grund von Berichten der Tagespresse und der offiziellen Berichte der Ämter an die Regierung. Trotz der weitgehenden Versprechungen, die von der Regierung schon in den ersten Tagen der Bewegung zugunsten der endgültigen Bauernbefreiung gemacht worden waren, brachen, plötzlich und den Regierungsorganen unerwartet, heftige Aufstände unter den Bauern des Odenwaldes, Kraichgaues und Baulandes aus. Interessant ist die Tatsache, daß diese Erhebung rein agrarrevolutionäre Ziele verfolgte und in keiner Weise von den

Digitized by Google

politischen Forderungen der Zeit berührt wird. Vielfach veranstalteten die aufrührerischen Bauern sogar Kundgebungen für den Großherzog, ein Beweis, daß von den republikanischen Tendenzen der politischen Bewegung hier nichts zu spüren war. L. schildert mit anschaulicher Ausführlichkeit den Verlauf der Unruhen in einigen Bezirken. Er glaubt ein planmäßiges Vorgehen der Bauern erkennen zu können. Überall zerstörten sie nicht sinnlos alles, was ihnen in den Weg kam, sondern sie verbrannten nur die Bücher und Akten der Grundherrschaft und zwangen die Grundherren, auf ihre Rechte zu verzichten. Dadurch glaubten sie ihre Freiheit von allen Feudallasten erlangen zu können. Die Regierung schritt bald ein und sandte Militär. Sie hatte ja auch den Bauern schon von vornherein weitgehende Zugeständnisse gemacht. Sie wollte dadurch einer Vereinigung der agrarischen mit der politischen Bewegung vorbeugen. Im März gelang ihr das auch. Als der Aufstand im April noch einmal aufflackerte, mußte bayrisches Militär zu Hilfe gerufen werden. Das badische Militär war inzwischen gegen die Aufrührer im Seekreis gebraucht worden. Dort im Süden nahm die aufrührerische Bewegung sogleich einen ganz anderen Charakter an. Hier kann man nicht von einer rein agrarischen Bewegung sprechen, da durch die lebhafte Propaganda der radikalen Partei überall politische Ideen unter den Bauern verbreitet worden waren. L. betont zwar den sozialen Untergrund der Bewegung auch in diesen Landesteilen, der bisher von der Forschung unberücksichtigt gelassen worden sei. Die Schwarzwaldbauern hätten im Grunde nichts anderes gewollt als die Odenwälder, nämlich Befreiung von Feudallasten. Nur hätten sie ihr Ziel auf politischem Wege durch die Republik erreichen wollen. Dadurch, daß der erste Standesherr dieses Gebietes, der Fürst von Fürstenberg, auf alle Forderungen der Bauern einging, daß ferner durch das Gesetz vom 10. März die Regierung ihre Bereitwilligkeit zur völligen Bauernbefreiung erklärt hatte, wurden Ausschreitungen, wie die im Odenwald, verhindert. L. meint, daß durch diese Maßnahmen eine zahlreichere Beteiligung der Schwarzwaldbauern am Heckeraufstand verhindert wurde, und daß mit aus diesem Grunde Heckers Unternehmen gescheitert sei.

Im 4. Kapitel schildert der Verf. das Zustandekommen des Gesetzes über die Aufhebung aller Feudalrechte und die neuen Verhandlungen zwischen Regierung und Adel über die Ablösung der Feudalrechte. Die beiden Kammern des badischen Landtages nahmen das Gesetz ohne Widerspruch an. Es zeigte sich aber, daß auch der durch den Verzicht schwer betroffene Adel die neue Zeit richtig erkannte und bereitwillig auf die Vorschläge der Regierung einging, obwohl er in vielen Fällen großen materiellen Schaden dabei erlitt. Auf Grund der schriftlichen Verzichterklärungen des Adels, die der Verf. im General-

Digitized by Google

landesarchiv eingesehen hat, schildert er die mehr oder weniger große Bereitwilligkeit der Feudalherren, auf ihre angestammten Rechte zu verzichten. Natürlich hat es auch nicht an einigen empörten Protesten von dieser Seite gefehlt (S. 91—92).

Im Schluß weist der Verf. darauf hin, daß die endgültige Festlegung der Rechtsverhältnisse des Adels mit der Einführung der Grundrechte des deutschen Volkes in den Einzelstaaten zusammenfällt und die agrarische Frage nicht weiter berührt. In Baden war der Bewegung durch das rechtzeitige Entgegenkommen von Regierung und Adel ein schnelles Ende gesetzt worden. Die späteren badischen Unruhen (1849) sind keine Bauernunruhen mehr gewesen.

L.'s Arbeit hat das Verdienst, in anschaulicher Darstellung eine Seite der badischen Aufstände beleuchtet zu haben, die zwar auf den politischen Gang der Ereignisse nur wenig Einfluß hatte, aber dadurch, daß sie das Zustandekommen des Gesetzes über Aufhebung aller Feudalrechte in Baden bewirkte, einen nachhaltigen Einfluß auf die soziale und wirtschaftliche Verfassung des Landes ausübte.

Berlin. Johanna Philippson.

22.

Hofstetter, Dr. Balthasar, Vorgeschichte des französischen Protektorats in Tunis bis zum Bardovertrag 12. Mai 1881. Gr. 8°. VII u. 104 S. Bern, A. Francke, 1914. Geh. M. 2.80.

Der Verfasser schildert zunächst die üblichen Mittel, die nun einmal von uns guten Europäern angewendet werden, um irgend ein Territorium, erst finanziell und kommerziell und dann auch politisch, in unsere Gewalt zu bringen. Das alles ist anschaulich und eingehend dargestellt, nach einer kurzen, aber sehr hübschen Übersicht über die gesamte Geschichte Nordafrikas im allgemeinen und von Tunis im besonderen. Sehr interessant wird die Sache, als Italien, seit dem Berliner Kongreß, den Franzosen hier erhebliche Konkurrenz macht, während letztere viel ältere und, wegen Algiers Nachbarschaft, auch wichtigere Ansprüche zu haben behaupten und wohl in der Tat haben. England aber hätte niemals dulden können und wirklich geduldet, daß ein und dieselbe Macht von Sizilien und Tunis aus die Straße zwischen dem westlichen und dem östlichen Mittelmeerbecken zu beherrschen und eventuell zu sperren imstande wäre. Obgleich man schon damals Italien auf Tripolis hinwies, so ließ es doch nicht locker. Infolgedessen entstand eine Reihe höchst fataler Reibungen zwischen ihm und Frankreich, die für letzteres um so schmerzlicher sein mußten, als es durch die Ereignisse von 1870/71 und deren Nachwirkungen arg an die Scholle gefesselt war und wenig Bewegungen wagen durfte. Der Bey und seine Ratgeber benutzten natürlich die Lage

Digitized by Google

schlau zu ihren Gunsten und spielten unter Umständen auch die, sonst wenig respektierte, Oberherrlichkeit des türkischen Sultans den Gegnern gegenüber aus. Eine Weile schienen die Italiener die Oberhand behalten zu sollen, deren Zahl und Bedeutung in Tunis allerdings die der andern Fremden bei weitem überwog. Da raffte sich Frankreich zu der kühnen Kolonialpolitik Jules Ferrys auf und ging so energisch vor, daß jene mit leeren Händen abziehen mußten und das Protektorat die natürliche Folge war. — Lehrreich ist es besonders, daß schon während der ersten Dreibundverhandlungen davon die Rede war, Italien könne sich an Albanien schadlos halten, falls ihm die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich, seiner Balkaninteressen wegen, unerträglich sei.

Allerlei Druckfehler entstellen leider das geschickt und interessant geschriebene Buch.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

23.

Berger, Martin, Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882 – 1907. Gr. 8°. V u. 170 S. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1910. M. 4.—; geb. in Leinw. M. 5.—.

Die Biographie des ersten und langjährigen Chefredakteurs der „Straßburger Post“ stammt von einem Autor, der David im Leben nahegestanden hat, und fußt, neben einem gründlichen Studium der unter David erschienenen 25 Jahrgänge, auf der hinterlassenen Korrespondenz, die freilich, mit Rücksicht auf zahlreiche noch Lebende und auf bestehende geschäftliche Interessen, nur sehr diskret und in Auswahl verwertet wurde. Vom Standpunkte des Geschichtsforschers wird man letzteres vielleicht hin und wieder bedauern. Mich hätte es z. B. sehr interessiert, einen Blick in den ganzen Betrieb der „Straßburger Post“, in ihre Mitarbeiterschaften und Informationsquellen, in die Entstehung und psychologischen Beweggründe einzelner Artikel zu werfen. Es liegt im Amte des Journalisten begründet, daß derselbe selten äußerlich hervortritt und einen starken, sachlichen und persönlichen Einfluß ausüben, auch eine starke Individualität betätigen kann, ohne doch biographisch faßbar zu sein. Nach dieser Hinsicht bedarf m. E. der politische Historiker, der immer wieder vor die schwierige, aber allerwichtigste Aufgabe gestellt ist, den Anteil der einzelnen handelnden Persönlichkeiten an den Ereignissen psychologisch scharf abzugrenzen, noch mehr als sonst derartiger Belehrung durch kompetente Zeugen. Jedoch ist das Buch nicht sowohl für Fachhistoriker als für ein breiteres Publikum bestimmt, das die elsässisch-lothringischen Begebenheiten teils handelnd, teils leidend miterlebt hat und sie nochmals geistig an sich vorüberziehen lassen oder auch frühere Erfahrungen und Kenntnisse ergänzen will. In solcher Beziehung

Digitized by Google

ist die kleine Schrift vortrefflich; indem briefliche und journalistische Äußerungen in längeren wörtlichen Auszügen, aber doch innerlich verarbeitet eingeflochten werden, erhält der Leser nicht nur eine gedrängte Übersicht über die Stellung der „Straßburger Post“ zu den wichtigsten elsaß-lothringischen Fragen in den letzten Jahrzehnten, sondern auch über Davids spezielle Auffassung. Freilich erlebt Berger die Schattenseiten vieler literarischer Nachlässe: während er aus den Briefen an David mancherlei Interessantes mitteilen kann, verfügt er über weit weniger Briefe von ihm und ist dadurch in viel höherem Grade auf die von David stammenden Artikel angewiesen.

Berger identifiziert sich keineswegs immer mit Davids Standpunkt. So vertritt er eine selbständige Auffassung im Falle Spahn, deutet allerdings an, daß David wohl später auch nicht mehr an seiner ursprünglichen Ansicht festgehalten habe. Aber der Autor nimmt an seinem Helden ein reges persönliches Interesse. Mit Fleiß und Erfolg hat er sich um Sammlung sogar entlegener Lebens- und Familiendaten bemüht. Einiges davon ist nicht nur für den besonderen Interessentenkreis, an den sich das Buch wendet, bemerkenswert. Namentlich fesselt das Kapitel „Im Orient“, das Davids Erlebnisse als junger Postbeamter in Konstantinopel schildert und in die damalige türkische Welt manches Licht wirft; ich verweise hierbei vor allem auf Davids eingehende Auskunft über den Aufenthalt am Bosporus an einen ankommenden Kollegen (S. 13 ff.). Während der Straßburger Jahre Davids tritt allerdings in Bergers Buche die Persönlichkeit des Redakteurs hinter der Landes- und Zeitgeschichte zurück und findet nur in dem Schlußkapitel „Davids letztes Lebensjahr und Tod“ (S. 162 ff.) eine kurze sympathische Würdigung, in die der Nekrolog Wolf Hoffmanns, seines nächsten Mitarbeiters, verwoben ist.

Die „Straßburger Post“ ist bekanntlich eine Filialgründung der „Kölnischen Zeitung“ und sollte nach dem Muster der letzteren die reichsländische Bevölkerung für den inneren Anschluß an Deutschland gewinnen. In dieses Programm hat sich David je länger desto tiefer hineingelebt. Bei den verschiedenen Fragen, die an uns vorüberziehen, bei seinem wärmeren oder kühleren Verhältnis zu den leitenden Männern früherer und späterer Jahre war für David der Gedanke an die Erziehung seiner Leser zur reichstreuen Mündigkeit maßgebend.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.

24.

Poschinger, Heinrich von, Neues Bismarck-Jahrbuch. 1. Band. Gr. 8°. XII und 363 S. Wien, C. Konegen, 1911. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Gleichem Zwecke wie das früher erschienene, aber aus äußeren Gründen vom Herausgeber nicht mehr fortgeführte

Digitized by Google

„Bismarck-Portefeuille“ soll die vorliegende Veröffentlichung, unter Benutzung bisher nicht verwandter Quellen, dienen, und darum ersucht v. P. um Überweisung neuen Materials für das ins Leben gerufene Jahrbuch. Der verdiente Forscher ist inzwischen gestorben. Indessen erscheint das Unternehmen vorläufig gesichert; der 2. und 3. Band werden bald nacheinander folgen.

Der 1. Band enthält 6 Abschnitte. Wo nötig, sind Erläuterungen oder Einleitungen beigegeben. Den 1. Abschnitt bilden Stücke aus Bismarcks Schriftwechsel im Eisenbahnwesen von 1860—1879, nach Ministerialakten über Tariffragen, Anschlußstrecken, Erwerbung von Bahnlinien durch den preußischen Staat und die dazu dienenden Verhandlungen mit Nachbarländern oder inländischen Gesellschaften, Errichtung eines Reichseisenbahnamts u. a. m. Es sollen dabei nur allgemeine Verkehrsrücksichten oder völkisch-wirtschaftliche Gesichtspunkte entscheidend sein, nur muß Preußens Einfluß in Norddeutschland gesichert bleiben. — Im 2. Abschnitt sind „Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen“ registriert, als Fortsetzung ähnlicher im „Bismarck-Portefeuille“ verzeichneter Schriftstücke. Sie sind verschiedenen Inhalts, verfaßt von Herbert und Wilhelm Bismarck, Bucher, v. Tiedemann u. a. und betreffen Gewerbe, Handel, Amnestie, Persönliches usw. — Im 3. Abschnitt handelt es sich um einige „Von Bismarck inspirierte Zeitungsartikel“ über ein Reichseisenbahngesetz, über Handelsverhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen, Steuer- und Handelsfragen. — Den 4. Abschnitt bilden „Abhandlungen“ von H. v. P. nebst Belegstellen aus Briefen, Berichten, Äußerungen Bismarcks über persönliches Leben, innere und äußere Angelegenheiten, Wirtschafts- und Sozialpolitik. Manche fesselnde Einzelheiten werden hier geboten, z. B. aus der Zeit der Reichsgründung und im Verkehr mit Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm, oder Erinnerungen aus dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses, Randbemerkungen Bismarcks zu Schriftstücken. Der überlegene Staatsmann zeigt sich u. a. von einer kaum gekannten Seite, nämlich in großzügiger Fürsorge für Straßenanlage der Hauptstadt, für gesundheitliche Förderung ihrer Bewohner alle Hindernisse überwindend. Entgegengesetzte Auffassung über die Untergebenen des Kanzlers berichtigt der Abschnitt von der „Politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes“. „Bismarck und die Arbeiterfrage“ stellt bemerkenswerte Daten und Gesichtspunkte für die Geschichte der sozialen Gesetzgebung zusammen, und gerne nimmt man Kenntnis von der Hansemannschen Denkschrift über „Die Zielpunkte der deutschen Kolonialpolitik“. Zuletzt stehen noch „Unbekannte Aussprüche Bismarcks“ verzeichnet. — Im 5. Abschnitt „Bismarcks Staatskunst auf dem Gebiete der auswärtigen Politik“, von A. v. Brauer, führt dieser in Einzelbelegen aus, welche Eigenschaften und Zielpunkte die gewaltigen Erfolge in sich schlossen und stets maßgebend bleiben müssen. — Der 6. Abschnitt umfaßt

Digitized by Google

„Die Bismarckliteratur des Jahres 1909“ von A. Singer, dem Herausgeber des Buches „Bismarck in der Literatur“.

Allen Bismarckfreunden wird die Gabe willkommen sein.

Dresden, z. Z. Gardelegen. Edm. Ködderitz.

25.

v. Janson, A., General der Infanterie z. D., **Moltke. Ein Lebensbild für das deutsche Volk.** (Sammlung „Männer und Völker“). Kl. 8°. 251 S. Berlin, Ullstein & Co., 1915. M. 1.—.

Wie der Herr Verfasser vor kurzem die letzte Biographie des friderizianischen Generals Winterfeldt (von Mollwo) durch ein besonderes Werk ergänzte (vgl. „Mitteilungen“, XLI, 408 f.), so hat er nunmehr auch den jüngsten Lebensbeschreibungen Moltkes (von Blume und Falkenhausen) eine eigene hinzugefügt. Aber während es sich bei seinem „Winterfeldt“ um eine auf breitester Grundlage ruhende, streng wissenschaftliche Darstellung handelte, sollte der „Moltke“, den Absichten des Verlages entsprechend, ein den Stoff konzentrierendes, volkstümlich gehaltenes Buch werden. Um so bewundernswerter, daß es dem Autor trotzdem gelungen ist, der genialen, vielseitigen Persönlichkeit Moltkes gerecht zu werden. Es geschieht durch liebevolles, feinsinniges Aufzeigen seiner allmählichen Entwicklung als Mensch, Feldherr und Organisator. Die Würdigung des Feldherrn steht mit Recht im Vordergrunde. Es werden daher die Probleme, an die wir bei dem Namen Moltke in erster Linie denken — das Verhältnis von Politik und Kriegführung und Moltkesche Strategie, namentlich im Vergleich zur Napoleonischen — womit auch die mannigfachen Differenzen zwischen Moltke einerseits, Bismarck, Roon und den Oberkommandos andrerseits zusammenhängen, so ausführlich erörtert, daß der Laie, wenn er vielleicht auch nicht in jedem einzelnen Punkte überzeugt wird, sicherlich doch, der Erwartung des Verf. entsprechend, Blick und Verständnis „für die unendlichen Schwierigkeiten der Heeresleitung überhaupt“ bekommen muß. Zu bedauern bleibt nur, daß v. Janson, weil die Zeit dafür noch nicht gekommen sei, es sich versagt hat, uns über den Einfluß Moltkes auf die Führung im jetzigen Weltkriege zu belehren; die Ähnlichkeit Moltkescher Kriegstheorie und -führung mit der ersten deutschen Offensive im Westen und der Hindenburgschen Umfassungs- bezw. Einkreisungsstrategie im Osten ist doch ziemlich einleuchtend, und ein Hinweis darauf würde gerade in einem volkstümlichen Buche, wie es das Ullsteinsche doch sein soll, und aus der Feder eines so hochstehenden Militärs, der noch unter Moltke dem Generalstab angehört hat, gewiß aufmerksame und dankbare Leser gefunden haben. Vielleicht entschließt sich der allzu vorsichtige und be-

Digitized by Google

scheidene Herr Verfasser dazu, in einer zweiten Auflage das Versäumte nachzuholen.

Charlottenburg. Otto Herrmann.

26.

v. Petersdorff, Hermann, Deutsche Männer und Frauen. Lex. 8°. X u. 459 S. Berlin, Reimar Hobbing, 1913. M. 8.—; geb. M. 10.—.

Unter diesem Titel faßt P. den größten Teil seiner in der Allgemeinen Deutschen Biographie erschienenen Artikel zusammen, denen sich von anderen nur der über Keudell anreiht. Im wesentlichen ist es ein unveränderter Abdruch dieser Aufsätze; größere Änderungen wurden nur in den Artikeln über Twesten, Georg v. Vincke, Wagener und Stosch vorgenommen. Von den 41 Aufsätzen seien einige noch besonders hervorgehoben: Königin Sophie Dorothea, Prinz Wilhelm von Preußen (ein Bruder Friedrich Wilhelms III.) und dessen Gemahlin Marianne, Gräfin Voß, die beiden letzten Kurfürsten von Hessen, Karl v. Werther (1870 preußischer Gesandter in Paris), Bernhard v. Bülow, der Vater des Reichskanzlers, Minister von Voß, ein bekannter Gegner Hardenbergs, der pommersche puritanisch-torystische Oberpräsident v. Senfft-Pilsach, Heinrich v. Stephan, unter den Parlamentariern Schorlemer-Alst, der Vater des heutigen Landwirtschaftsministers, und Kleist-Retzow. Den Lehrer Petersdorffs, Heinrich v. Treitschke, behandelt die letzte Biographie.

Berlin-Steglitz. Max Hein.

27.

Spahn, Martin, Deutsche Lebensfragen. 8°. XVII u. 203 S. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung, 1914. M. 2.50; geb. in Leinw. M. 3.50.

Es handelt sich um Aufsätze, die bereits im „Hochland", „Zentrum", „Rheinländer", „Tag" usw. erschienen sind. Der Verf., als Mitglied der Zentrumspartei, vertritt natürlich im allgemeinen deren politische und soziale Anschauungen, hat sich aber doch eine starke Selbständigkeit des Urteils bewahrt. Merkwürdigerweise meint er, daß der Reichstag nun schon genug Rechte und Einfluß besitze, und tritt für eine eigenartige Auffassung vermeintlich deutschen Wesens ein, wonach besonderes Gewicht auf die Stärkung der partikularen Gewalten gelegt werden soll. Den Staatenbund gegenüber dem Bundesstaat will er vor allem betont haben, verlangt aber daneben energische Stärkung der kaiserlichen Gewalt. Für preußisches Wesen hat er viel Verständnis. Die Sozialreform soll mit Maßen und mit Vorsicht fortgeführt werden. Der Radikalismus aber ist der Hauptfeind und mit allen verfügbaren Mitteln zu bekämpfen.

Digitized by Google

Die Gefahr seines Umsichgreifens wird immer größer. Die Reichsfinanzpolitik bedarf gründlichster Aufbesserung. Vor allem tut jetzt Stärkung des Mittelstandes not usw. usw.

Alles wird in einer etwas bleichsüchtigen, weitschweifigen, aber wohldurchdachten und behutsam abgewogenen Art vorgetragen.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

28.

Roethe, Gustav, Von deutscher Art und Kultur. 8°. 56 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. —.80.

Roethe hat aus den Forschungsergebnissen seiner deutschen Philologie und aus dem Empfinden des Vaterlandsfreundes heraus deutsche Art im vergleichenden Hinblick auf unsere Gegner klar und anschaulich geschildert; er endet mit der Würdigung des „Militarismus" als einer „formalen" Glanzleistung und findet u. a. schöne Worte für das Institut des Einjährig-Freiwilligen, welches aus der akademischen Freiheit heraus durch die strenge Schule soldatischer Zucht hindurch den „Kriegsoffizier" bilde. Sonst fehle es uns leider vielfach an der „formalen Tradition": unsere Leidenschaftlichkeit durchbreche die Schranken der Gewohnheit; unsere Wahrhaftigkeit sträube sich gegen Althergebrachtes, dessen Bedeutung nicht mehr empfunden werde; unsere Universalität sättige sich mit fremden Formen und Anschauungen; unser Individualismus lebe seiner eigenen Überzeugung.

Roethe prüft und beurteilt aber nicht bloß deutsches Wesen, sondern auch das unserer Gegner. Er hält mit seiner Entrüstung nicht zurück, wo er von Männern wie Spitteler und Boutroux spricht; und unverkennbar grollt der Zorn in seiner Rede dort, wo er der „neutralen" Deutsch-Schweizer gedenkt, unter denen sich keiner bereit gefunden, noch viel weniger gedrängt gefühlt hat, den Landsmann Spitteler zurechtzuweisen. Der Franzose Boutroux hat augenscheinlich vergessen, oder er will wenigstens vergessen machen, daß er früher über deutsches und französisches Wesen gerecht abwägend, freilich durchaus theoretisch philosophierte; denn er gibt uns jetzt praktisch die wichtige Lehre, daß völkisches Gefühl über jede philosophische Einsicht gehe, und wir wollen nicht verfehlen, uns zu merken, daß Gerechtigkeit und Ethik erst dann zu bedenken sind, wenn der grausame Krieg und eine rücksichtslose Politik ihre endgültigen Schlußworte gesprochen haben. Spittelers Fall hingegen soll uns nicht vergeblich an die engen Zusammenhänge erinnert haben, welche zwischen Sprache und Literatur, zwischen Ethik und Ästhetik bestehen. Wenn jemand in deutscher Sprache dichtet, ohne deutsch zu fühlen, so ist er für uns nichts als Ästhet; und hoffentlich werden die deutsch Fühlenden ethisch

Digitized by Google

genug sein, den deutsch nur Dichtenden sich selbst zu überlassen. Dabei würde sich dann ergeben, daß jene Schriftstellerin, ich glaube es ist Ricarda Huch, sehr unrecht hat, wenn sie meint, das Publikum sei des Dichters wegen da.

Im ganzen genommen ist Roethes am 14. Oktober 1914 gehaltene, jetzt in erweiterter Form vorliegende Rede ein stolzes, aber auch ein demütiges Bekenntnis, in welchem sich ein durchaus berechtigtes Selbst- und Kulturbewußtsein mit dem offenen Eingeständnis unserer Schwächen verbindet; und eben dies Eingeständnis scheint uns die unselige Wesensart des Deutschen in erster Linie zu kennzeichnen.

Lessing hat, zwar in zorniger Empörung, aber nicht mit Unrecht, den Charakter der Deutschen darin gesucht, keinen eigenen haben zu wollen. Trotzdem wird immer wieder der Individualismus als wesentlicher Charakterzug der Deutschen hingestellt. Aber dem widerspricht das ewige Angeregtsein durch andere und von außerhalb, das fortdauernde Hinneigen zu andern Persönlichkeiten und Richtungen, die weitgehendste Empfänglichkeit für alles Mögliche, unsere freudige Anerkennung fremder Vorzüge und unsere freundliche Duldung noch so widerwärtiger fremder Eigenart, mit einem Worte das, was Roethe als Universalität bezeichnet; und wenn er Goethe den größten deutschen Dichter nennt, in d i e s e m Sinne mag es richtig sein.

Jedenfalls weist auch Goethe, von seiner individualistischen und selbstgerechten Frühzeit abgesehen, starke Neigung auf, recht vielen, ganzen Völkern sowie Einzelnen, gerecht zu werden und (was dieser freundlichen Universalität zumeist verschwistert ist) seine eigenen Landsleute mit einer Unparteilichkeit zu betrachten und zu prüfen, die an Lieblosigkeit grenzt. Denn diese kritische Unbefangenheit, mag sie immerhin mit dem Versuch möglichst gleichwägender Gerechtigkeit auftreten, ist nur scheinbar vorhanden; in Wirklichkeit stellt sie sich als Ungerechtigkeit dar: sie hat für die Erkenntnis des vaterländischen Wesens naturgemäß ganz andere, viel mehr und viel breitere Unterlagen als für die Würdigung des fremdländischen. Und ist denn eben dies nicht merkwürdig genug, daß die Erkenntnis des Vaterländischen dem Deutschen zumeist zur Bemängelung wird, die Prüfung des Fremdländischen dagegen zur Würdigung?

Die Kenntnis des Fremdländischen ist ja zu einem großen Teil bloß literarisch gegründet und schön gefärbt; soweit sie dem tätigen Leben entstammt, beruht sie auf einer Kunde, die aus dem oberflächlichsten persönlichen und geselligen Verkehr erwachsen ist, da ein anderer angesichts der verschiedenen Muttersprachen der Verkehrenden gar nicht möglich ist. Wo aber die Fremdsprache zur zweiten Muttersprache wird und somit wahrhaftes Eindringen in die intimen Beziehungen gewährleistet ist, da wird der zweisprachige Deutsche zumeist leider national sehr einseitig: er fühlt sich als Angehöriger desjenigen Volkes,

Digitized by Google

in dessen Sprache er sich hineingelebt hat, und denkt nicht mehr des Volkes, in dessen Sprache er hineingeboren ist. Der Beispiele hierfür gibt es leider nur zu viele.

Charlottenburg. z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

29.

Belger, Erwin, Die Sozialdemokratie nach dem Kriege. 8°. 45 S. Berlin, Concordia, 1915. M. 0.60.

Der Verf., früher Generalsekretär des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, benutzt die Gelegenheit, die Tätigkeit des Reichsverbandes zu besprechen, der sich „Pressemitteilungen zufolge" bei Kriegsbeginn aufgelöst habe, nachdem seine Lebensfähigkeit schon vorher dadurch verloren gegangen sei, daß er mit nur politischem Ziel „in den großen inneren wirtschaftlichen Kämpfen völlig untätig" gewesen sei.

Er, der die sozialdemokratische Kampfesweise gründlich kennen gelernt und die Sozialdemokratie bisher als „die Verfechterin einer antimonarchischen, antinationalen Weltanschauung" betrachtet hat, sieht jetzt in der Einmütigkeit des Reichstags am 4. August 1914 einen geschichtlichen Wendepunkt sondergleichen, obgleich der sozialdemokratische Redner Haase damals ausdrücklich hervorgehoben hat, daß seine Partei nur folge, weil „für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft bei einem Siege des russischen Despotismus viel, wenn nicht alles auf dem Spiel" stehe. Ob sich seine Partei verhalten haben würde wie Bebel 1870, wenn es nur gegen die Westmächte gegangen wäre, verrät dieser Redner nicht, der noch an jenem 4. August von „den französischen Brüdern" spricht. Und wenn in die Rechte des gefallenen Dr. Frank ein Gesinnungsgenosse ohne Wahlschlacht tritt, sieht der Verf. darin einen Beweis für das hohe Vertrauen des deutschen Bürgertums in die deutsche Sozialdemokratie, während es sich doch zweifellos nur um die Erhaltung des Burgfriedens handelt. So denkt B., obgleich er an anderer Stelle (S. 13) hervorgehoben hat, „daß die Sozialdemokratie zweifellos das Bewußtsein hat, daß sie sich mit ihrer Stellungnahme für den Abwehrkrieg nichts gegen sich und andere vergab, daß sie hinter sich nicht die Brücken abbrach, sondern die Sache klug genug bewerkstelligt hat, um jederzeit nach ihren bisherigen Prinzipien weiter wirken zu können."

Indem B. dann zu seiner Aufgabe „Die Sozialdemokratie nach dem Kriege" kommt, will er nicht als Weissager auftreten, sondern nur „andeuten, wie dies und das wünschenswert wäre". Er führt das aus, indem er gewandt ein Wenn an das andere reiht. Er meint, daß der Klassenhaß, der „dahingeschwunden ist im lohenden Feuer der deutschen nationalen Begeisterung", für alle Zeiten vergessen sein müsse; denn jetzt gibt es „keine Parteien mehr, aber noch viel weniger Klassen", da der Krieg

Digitized by Google

alles gleichgemacht habe. Daß die national gewordene Sozialdemokratie einsehen wird, daß es keine bessere Regierungsform gibt als „neben diesem (bewährten) Kaiser und seinen Räten noch eine Volksvertretung von der unbeeinflußten und demokratischen Gestaltung des deutschen Reichstages", ergibt sich so nebenbei. Da es aber „Wahnwitz wäre, zu erwarten, die sozialistische Weltanschauung hätte nun aufgehört", erscheint es dem Verf. als „idealer Zustand", wenn „in jedem Betriebe auf Grund von Tarifabschlüssen mit periodischen Neuaufstellungen" gearbeitet würde, so daß jeder Arbeiter „selbst zum Mitarbeiter seines Brotherrn im engeren Sinne" würde. Daraus werde er sehen, daß „jeder Mitbürger ein Mithelfer an der großen nationalen Arbeit ist". — „Sich ihre Anhängerschaft auch in anderen Ständen zu suchen, sollte sie (die Sozialdemokratie) aufgeben".

Obgleich der Verf. selbst mitteilt, daß schon Hunderttausende deutscher Arbeiter in nationalen Organisationen standen, zieht er doch nicht die Folgerung, daß diese die im Kriege von Vaterlandsliebe und Kaisertreue erfüllten Männer an sich heranzuziehn versuchen müßten, sondern gibt sich der Hoffnung hin, daß sich durch das „Bekenntnis zur Nation hindurch" die sozialdemokratische Partei zu einer „Deutschen Arbeiterpartei" entwickeln werde. Ob der Verfasser diesen „schönen Traum" auch heute noch träumt?

Berlin-Friedenau. Max Bender.

30.

Bücher, Karl, Unsere Sache und die Tagespresse. 8°. IV u. 74 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1915. M. 1.—.

Die vorliegende Schrift des berühmten Leipziger Nationalökonomen, der sich auch um die Wirtschafts- und Sozialgeschichte hervorragende Verdienste erworben hat, enthält vier Aufsätze, welche „unabhängig von einander aus Anlaß des Krieges entstanden" sind. Von ihnen ist der erste im November 1914 für eine norwegische Zeitschrift verfaßt worden, deren Herausgeber den Autor um eine Äußerung über die Kriegsursache gebeten hatte Es folgt ein Vortrag „Krieg und Presse", den Bücher am 20. Februar 1915 in der Aula der Leipziger Universität hielt. Daran schließt sich eine Untersuchung über „Akademische Berufsbildung für Zeitungskunde", und den Schluß macht ein „Studienplan zur Ausbildung in diesem Wissenszweige".

Obgleich die interessante Veröffentlichung zunächst für weitere Kreise bestimmt ist, kann die Lektüre der beiden ersten Abschnitte auch den Historiker in seiner Berufsarbeit fördern. Vor allem gilt dies natürlich für denjenigen, der sich mit der jüngsten Vergangenheit, insbesondere mit den leider nur zu erfolgreichen Bemühungen unserer Feinde beschäftigt, schon lange vor Kriegsausbruch und während des Waffenkampfes

Digitized by Google

durch Entstellungen und Lügen die öffentliche Meinung in ihren eigenen und in den neutralen Staaten zu unseren Ungunsten zu beeinflußen.

Auch ein eifriger Zeitungsleser wird, bei einem so vorzüglichen Kenner der Presse wie Bücher, über sie sowie insbesondere auch über die, ihnen Nachrichten und Aufsätze liefernden, Korrespondenzbureaux und Telegraphischen Agenturen mancherlei Neues erfahren. Wer sich mit dieser im ganzen wenig erfreulichen Seite der modernen Entwicklung beschäftigt, wird dem Verf. auch dafür dankbar sein, daß er S. 44 f. u. 62 wenigstens einige Literaturangaben aus einem Gebiete gibt, in dem, soviel ich sehe, die verbreiteten Bibliographieen uns völlig im Stich lassen.

Aber auch derjenige Historiker, der sich mit älteren Zeiten beschäftigt, wird das Buch mit Nutzen zur Hand nehmen. Sind doch z. B. die offiziellen Publikationen der leitenden Staatsmänner zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise, von denen es S. 17 f. mit einem historischen Rückblick spricht, durchaus nichts Neues. Ja, wenn unser Autor meint, daß derartige Quellen, die, mögen sie alt oder neu sein, „von den Historikern mit scharf kritischen Augen gelesen werden müssen", uns schon im 16. Jahrhundert begegnen, so sind solche Veröffentlichungen in Wahrheit noch viel älter. Hat doch schon Gregor VII. 1081 eine Auswahl aus der offiziellen Registratur der Kurie zusammengestellt oder zusammenstellen lassen, „um seinen Anhängern die Grundsätze, nach denen er handelt, darzulegen und sie in den Stand zu setzen, die Angriffe der Gegner zu beantworten." (Wattenbach D. Gg. i. Ma. II [6] 1894 S. 227).

Auch wird kein Historiker es billigen, daß Bücher S. 38 ironisch von dem „naiven Geschichtsprofessor" spricht, „der uns vor einigen Jahren über die Wichtigkeit der Presse als historischer Quelle belehrt hat." Denn er meint hier offenbar einen Straßburger Gelehrten, der sich dadurch sehr verdient machte, daß er zuerst auf das reiche, bisher nur gelegentlich und unmethodisch benutzte Quellenmaterial hinwies, welches die Zeitungen für die Entwicklung unserer politischen Parteien enthalten, und die systematische Sammlung dieser Quellen anregte. Trotz dieser Entgleisung vermag aber die Untersuchung, welche Bücher der Organisation des modernen Zeitungswesens und seiner Benutzung zum Vergiften der öffentlichen Meinung gewidmet hat, für den Geschichtsforscher und den Geschichtslehrer — auch abgesehen von dem, was man ihr unmittelbar entnehmen kann, — sehr nützlich zu werden. Liegt es doch für beide außerordentlich nahe, die einschlägigen modernen Vorgänge, über die wir tausende von Zeugnissen besitzen, damit zu vergleichen, wie man auch in früheren Zeiten Literaturwerke anderer Art, z. B. angeblich auf wunderbare Art gefundene Urkunden oder Prophezeiungen, zur Stimmungmache verwendete. Auch diese Quellen

Digitized by Google

sind gleich dem brasilianischen Blatte, dessen Lügennachrichten Bücher S. 34—38 zusammenstellt, zur Erkenntnis der Umstände, die ihre eigene Entstehung hervorriefen, und der Wirkungen, die sich an sie knüpften, von hervorragendem Wert, während nichts von dem als bezeugt gelten kann, was sie selbst berichten.

Berlin. Carl Koehne.

31.

Kjellén, Rudolf, Die Großmächte der Gegenwart. Übersetzt von Dr. C. Koch. 3. Auflage. 8°. III u. 208 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. M. 2.40.

Ein außerordentlich interessantes Buch. Der Verf., Mitglied des schwedischen Reichstages und Professor an der Hochschule zu Gotenburg, gehört zu jenen Gelehrten, die, wie ein Zauberer des Morgenlandes im Märchen, von hoher Turmwarte aus weithin die Welt und ihre Geschicke überschauen und aus den Sternen die Zukunft lesen und verkündigen. Er kann es um so eher, da er einem der hochgebildetsten und zugleich neutralen Völker angehört und selber zu den besonnensten, unterrichtetsten und gerechtesten Forschern ohne Widerspruch gerechnet werden muß. Seine Auseinandersetzungen sind gedrungen und klar. Was aber am merkwürdigsten ist, er hat in vielen Fällen aus dem vorliegenden Material überraschend richtige Schlüsse für die Zukunft gezogen, wie sich aus der gegenwärtigen Kriegslage mit absoluter Deutlichkeit ergibt.

In der Vorgeschichte der einzelnen Großmächte hätte man vielleicht eine größere Ausführlichkeit gewünscht. Irrtümer kommen natürlich vor, wie der Satz: „Vor aller Augen sinkt auch (in Deutschland) das partikularistische Reichsorgan, der Bundesrat, an Bedeutung, während die unitarischen Organe, Kaiser und Reichstag, steigen“. (S. 72.) Sonst kann man nur bewundern und zur Lektüre raten.

Erwähnt seien die letzten Worte des Abschnittes, der von Deutschland handelt: „Dieses Volk besitzt noch alle Anzeichen einer physischen, psychischen und moralischen Gesundheit. Es ist ein Volk, das nicht nur auf der Höhe der Kultur, sondern auch auf der der Lebenskraft und des Lebensmutes steht. Aus solchem Stoff werden Weltmächte geformt. Großdeutschland scheint bereit zu sein, vor der Geschichte dasselbe Zeugnis abzulegen, wie Deutschland zu Bismarcks Zeiten, — daß es reiten kann, wenn man es nur in den Sattel hebt“. (S. 83.) Ferner ist der hübsche Satz hervorzuheben, daß in England die Freihandelslehre „aus demselben einfachen Grunde erwachsen sei, der den Löwen veranlaßt, auf seinem Jagdgebiet für das Wildbret die Befreiung von jeder Einfriedigung zu wünschen“ (S. 109,) und endlich das Schlußwort des Artikels „England“: „England

Digitized by Google

hat die Weltgeschichte (im modernen Sinne natürlich) geschaffen, wenn es auch selbst nie die Welt besitzen wird". (S. 126.)

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

32.

Rendtorff, Franz, Schweden und die Schwedische Kirche zur Kriegszeit. Ein Reisebericht nebst einer Rede über Gustav Adolfs Gedächtnis in Deutschland. Mit einer Tafel. 8°. 24 S. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1915. M. 0.75.

Der Verf. der vorliegenden kleinen Schrift, ordentlicher Professor der Theologie an der Leipziger Universität und Vorstandsmitglied des Gustav-Adolf-Vereins, hat im November 1914 kurze Zeit in Schweden geweilt. Der Hauptanlaß seines dortigen Aufenthaltes war die Teilnahme an den kirchlichen Festlichkeiten, deren Schauplatz damals die alte Universitätsstadt Upsala war. Handelte es sich doch um die feierliche Einführung des durch seine religionsgeschichtlichen Untersuchungen weitbekannten schwedischen Theologen Professor Nathan Söderblom, der zuletzt einige Jahre auch in Leipzig als Universitätslehrer gewirkt hatte, in sein neues Amt als lutherischer „Erzbischof des Reiches Schweden". Aber der Verf. verfolgte mit seiner nordischen Reise gleichzeitig noch einen anderen Zweck. Wie er selbst berichtet (S. 3), wollte er die sich ihm bietende günstige Gelegenheit auch dazu benutzen, „die politische Haltung des schwedischen Volkes dem Weltkrieg gegenüber aus unmittelbarer Nähe zu beobachten".

Das Ergebnis dieser Beobachtungen schildert er auf den ersten Seiten des Schriftchens. Er erzählt uns, daß seine Reisegefährten, schwedische Kaufleute, „voll brennender, bewundernder Teilnahme für Deutschlands Sache" waren. Er versichert ferner, daß er überall den Eindruck hatte, „nicht nur bei einem stammverwandten, sondern bei einem befreundeten Volke zu Gast zu sein". So ist er denn aus Schweden mit der festen Überzeugung geschieden, daß die Stimmung und Haltung des Schwedenvolkes Ende 1914 eine ausgesprochen deutschfreundliche war. Dieser Auffassung widersprechen jedoch die umfangreichen schwedischen Quellenzeugnisse, die ich selbst seit August 1914 über die Haltung Schwedens im gegenwärtigen Weltkriege gesammelt habe. Aus ihnen erhellt u. a., daß Ende 1914 einzelne schwedische Großkaufleute unsere russischen Feinde reichlich mit Kriegsbedarf versorgten, daß mehrere führende Blätter der schwedischen Linksliberalen und Sozialisten sich damals in gehässiger Weise über unsern Kaiser und über den „Militarismus" der „deutschen Barbaren" äußerten, und daß sogar in den schwedischen Unisersitätskreisen damals vielfach lebhafte Sympathien für die Sache der Entente bestanden. Ich will nicht bestreiten, daß seitdem, besonders seit der Kriegserklärung Italiens, die Zahl der schwedischen Deutschfeinde erheblich abgenommen hat. Aber

Digitized by Google

von einer überwiegend deutschfreundlichen Stimmung und Haltung der gebildeten Kreise Schwedens wird man m. E. auch heute noch nicht reden dürfen. Ich erinnere nur an die Tatsache, daß der Vorsitzende der Upsalaer Studentenschaft, Dozent Wessén, erst vor wenigen Wochen (21. September 1915) wegen seiner deutschfreundlichen Gesinnung nicht wiedergewählt, sondern mit großer Mehrheit durch einen linksliberalen Deutschfeind, den Dozenten für romanische Philologie, E. G. Wahlgren, ersetzt wurde.

Vermag ich somit das vom Verf. am Anfang entworfene, wohl in allzu rosenroten Farben gehaltene schwedische Stimmungsbild nicht als ganz zutreffend anzuerkennen, so kann ich andererseits doch mein volles Einverständnis mit seinen späteren Ausführungen aussprechen. Mit Recht betont der Verf., daß die kirchliche Feier, die sich am 8. November 1914 in Upsala abspielte, zugleich ein schwedischer Nationalfesttag ersten Ranges war. Galt sie doch auch der Erinnerung an das 750jährige Bestehen des im Jahre 1164 errichteten schwedischen Erzbistums. Wenn sie außerdem ein ebenso prächtiges wie seltenes Schauspiel darbot, so hing dies damit zusammen, daß seit 1164 nur ein einziges Mal (1670) die Einführung eines Upsalaer Erzbischofs sich in der hochfeierlichen Form einer Bischofsweihe vollzogen hatte. Nach altem Herkommen wird in Schweden nämlich der Erzbischof nur zu seinem bischöflichen Amte geweiht. Nun sind aber alle Vorgänger Söderbloms, ausgenommen Lars Stigzelius (1670; der Verf. nennt seinen Namen nicht), aus der Zahl der schwedischen Bischöfe hervorgegangen, weshalb bei ihnen natürlich keine Bischofsweihe mehr stattfinden konnte. Auf die anschauliche, durch eine photographische Abbildung erläuterte Schilderung, die der Verf. von der kirchlichen Feier in der Upsalaer Kathedrale gibt, kann hier aus Raummangel nicht näher eingegangen werden. Bemerkenswert ist, daß der Verf. damals von mehreren schwedischen Pastoren gefragt wurde, ob die kirchlichen Zeremonien auf ihn „einen katholischen Eindruck gemacht“ hätten (S. 13). Seine Antwort lautete: „mittelalterlich, nicht katholisch und nicht unevangelisch“. Auch ich selbst hatte im Herbst 1893, bei der Erinnerungsfeier an die für Schwedens religiöse Zukunft so wichtigen Upsalaer Beschlüsse von 1593, die Empfindung, daß die Beibehaltung vorreformatorischer äußerer Formen in der schwedisch-lutherischen Staatskirche „als ein Zeugnis der Freude nicht an katholisierenden Riten, sondern an altem Vätererbe gewertet werden muß“ (S. 13).

Die kleine Schrift schließt (S. 16—24) mit dem Abdruck einer Rede, die der Verf. am 6. November 1914 bei der Begründung eines Gustav-Adolf-Vereins in Upsala hielt. Seine eindrucksvollen Worte zeugen von tiefem Verständnis für die Bedeutung des nordischen Heldenkönigs. Besondere Beachtung verdienen in der Rede einige Auszüge aus einem kürzlich auf-

Digitized by Google

gefundenen, interessanten Originalschreiben, das Gustav Adolf 1620, zur Zeit seiner Verlobung mit der Hohenzollernprinzessin Maria Eleonora von Brandenburg (vgl. dazu meine biographische Skizze im Hohenzollern-Jahrbuch, 1903), an Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz gerichtet hat.

Endlich noch ein paar kleine Berichtigungen! Der Vorgänger Söderbloms hieß nicht „Ekmann", wie der Verf. regelmäßig schreibt, sondern „Ekman", der Universitäts-Festredner in Upsala (S. 7) nicht „Stavenov", sondern „Stavenow". In dem ersten schwedischen Zitat (S. 4) muß es „komma" (statt: kommo) heißen. Der „Unbekannte", der dem Verf. im Massengedränge zu Upsala einen guten Platz zu verschaffen wußte (S. 5 f.), muß, wenn anders seine Äußerung richtig wiedergegeben ist, unbedingt ein Däne oder ein Norweger gewesen sein; ein Schwede würde sicher schwedisch gesprochen haben.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

33.

Fleiner, Fritz, Die Staatsauffassung der Franzosen. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Bd. VII, Heft 4.) Gr. 8°. 26 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. M. 0.80.

Fleiner zeigt in seiner Arbeit, daß die von der Revolution proklamierten Gedanken der Gleichheit und Volkssouveränität, der Trennung der Gewalten, der Freiheit des Individuums die unverrückbaren Pfeiler der französischen Staatsauffassung bis heute geblieben sind. Die öffentliche Gewalt und ihre Gesetzgebung sind nur der Ausdruck des Majoritätswillens des Volkes. Von dieser Auffassung können sich die Franzosen nicht freimachen, und das hat ihnen manchen Schaden eingebracht, da sie im Hinblick auf die Ideale von 1789 oft das Praktische versäumen. Andrerseits aber haben, wie z. B. im Dreyfus-Prozeß, öffentliche Meinung und Presse Unheil verhütet. Mit dieser revolutionären Staatsauffassung hängt nun auch das Festhalten an der vor der Revolution überlieferten Verwaltungszentralisation zusammen. Die Vorstellung von seiner Notwendigkeit wurzelt so fest im französischen Volke, daß all die verschiedenen Revolutionen und Umwälzungen im Innern an dieser Verwaltungsorganisation nichts haben ändern können. Jede der inneren Umwälzungen ist hinausgelaufen auf eine Umänderung der an der Spitze der Verwaltungszentralisation stehenden Zentralregierung; sie ist nie eine Staatsumwälzung gewesen. Daher ist es eben auch zu erklären, warum gerade die Franzosen so wenig Anhänglichkeit an die Person, die sie regiert, besitzen. Mit der Gleichheit vor dem Gesetz ist in Frankreich völlig Ernst gemacht. Standesunterschiede gibt es nicht, die Teilnahme an den Staatsgeschäften steht jedem frei. Doch hat Frankreich den letzten Schritt zur Volksgesetzgebung nicht getan. Das Volk

Digitized by Google

wählt nur die Abgeordneten des Parlaments, dieses erst den Präsidenten. Trotzdem hat und muß jede Regierung an der Auffassung festhalten, daß sie der Ausdruck des Volkswillens ist. Daß das Parlament nicht nur auf die Verwaltung, sondern auch auf die Besetzung der Verwaltungs- und Gerichtsstellen einen Einfluß ausübt, hat das Emporkommen einer starken Günstlingswirtschaft hervorgerufen. Die Freiheitsidee aber beherrscht das Volk in einem solchen Maße, daß man überall eine Begrenzung der Staatsaufgaben erstrebt, um die Freiheit des Individuums zu retten; daher kommt dann die Abneigung gegen staatliche oder kommunale Monopole u. a.

Da es sich um einen Vortrag handelt, ist die Arbeit in ihren Ausführungen recht knapp gehalten. Sie ist aber trotzdem recht wertvoll, da sie scharf umrissene Schlaglichter wirft und jedem ein guter Wegweiser sein wird, der sich mit diesen Fragen genauer befassen will; zu begrüßen ist auch die für diesen Stoff in Betracht kommende Literaturauswahl.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

34.

Boschan, Richard, Das Bildungswesen in der Stadt Potsdam bis zur Wiederaufrichtung des preußischen Staates. Mit Titelbild. Gr. 8°. VI u. 92 S. Potsdam, 1912. Berlin, A. W. Hayns Erben. M. 1.50.

Im Vorwort sagt der Verf.: „Die Arbeit war von Anfang an als Gelegenheitsschrift gedacht für die vom (Viktoria)-Gymnasium geplante Jahrhundertfeier seiner Anerkennung". Sie erreicht ihr Ende schon mit dem Jahre 1812, in dem die alte Lateinschule, seit 1784 als „Lyceum" auch auf die Universität vorbereitend, als Gymnasium anerkannt wurde. Wie der Titel darauf hindeutet, befaßt sich die kleine Schrift aber nicht nur mit der Vorgeschichte des Gymnasiums, sondern zugleich mit den niederen städtischen Schulen und den Militärbildungsanstalten in Potsdam.

Letztere nehmen sogar den breitesten Raum in der Darstellung ein, was soweit geht, daß die Jubilarin dabei teilweise etwas knapp bedacht wird. Die ihr von Friedrich Wilhelm I. erwiesene materielle Fürsorge findet gebührende Beachtung, nicht aber die friderizianische Reform, die allen höheren Schulen des Staates insgesamt neue Ziele wies. Die grundlegende Kabinettsorder des großen Königs an den Staatsminister von Zedlitz vom 5. September 1779 bleibt ganz unerwähnt. Gehörte auch die Potsdamer „Große Schule" nicht zu den vom Minister in erster Linie für die vorbildliche Durchführung der Reform auserwählten Anstalten, so erhielt doch auch sie während seiner Amtsführung einen erweiterten, auf den Übergang zur Universität eingerichteten Lehrplan. Die Überschrift des 3. Kapitels der Schrift: „Zersplitterung im Zeitalter Friedrichs des Großen" nimmt jedenfalls

Digitized by Google

zu einseitig auf die durch die besonderen Potsdamer Verhältnisse verschuldete Benachteiligung des dortigen bürgerlichen Schulwesens Rücksicht.

Einen besonders drastischen Beleg für derlei Schädigung entnimmt Verf. den Magistratsakten aus einer Klageschrift von 1753. In die Benutzung ihres Hauses hatte sich die Große Schule, unter Ausquartierung ihres Subrektors, mit dem Kgl. Pageninstitut teilen müssen. Die selbstbewußten Herrchen trieben es dort nun arg: „Sie durchbohrten die Bretterwand, die ihre Wohnung von der einen Klasse schied, sprachen den Lehrern nach, schrieen, lärmten auf alle Weise, schossen auch wohl mit Erbsen durch die Löcher in die Klasse und stachen Schülern in den Rücken. Weder im Hause, noch auf der Straße waren die Lehrer vor Schabernack sicher". Bischof Eylert sagt in seinen vom Verf. angezogenen Aufzeichnungen über Friedrich Wilhelm III.: „Potsdam war damals in den Jahren, die 1806 vorangingen, ein unangenehmer Ort. Dies hatte vorzüglich seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt, die das Militär ausübte; und was das sagt, weiß jeder, der in dieser Zeit das Militär gekannt und von ihm schweigend gelitten hat". In der Potsdamer Gesellschaft genoß das Lyceum nur geringes Ansehen, indem die Söhne der tonangebenden Kreise fast ausnahmslos, statt seines Besuches, Kadettenhaus- oder Hofmeistererziehung erhielten. Ein mitgeteiltes Schülerverzeichnis aus 1785 bringt unter 40 Namen nur 3 adlige, wovon 2 Brüder waren.

Die militärischen Bildungsanstalten ihrerseits hatten damit zu kämpfen, daß der Erziehungszweck hinter dem militärischen Drill oder der Ausnützung ihrer Insassen für industrielle Interessen des Staates zeitweilig bedenklich zurücktrat. Ein wirksames Gegengewicht fand sich immer dann, wenn Männer von hoher pädagogischer Bedeutung entscheidenden Einfluß auf die Leitung ausübten, so in der ersten Zeit A. H. Francke in Halle und späterhin der Feldpropst Kletschke. — Mit dem allgemeinen Reformwerk nach 1806 kam auch in das Potsdamer Schulwesen ein neuer belebender Zug. Das Hauptverdienst hieran fällt dem Oberkonsistorialrat Natorp zu.

Der Verf. hat vielfältige archivalische Forschungen für seine Veröffentlichung unternommen und dem im ganzen spröden Stoff manch eine bemerkenswerte Seite abgewonnen. Geht er einmal dazu über, sein Thema bis zur Gegenwart zu verfolgen, so wird die Wirkung des Ganzen wesentlich davon abhängen, daß es ihm gelingt, in dem allgemeinen kulturgeschichtlichen Rahmen die charakteristischen Züge des Potsdamer Bildungswesens scharf umrissen zur Darstellung zu bringen.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

Digitized by Google

35.

Jordan, R., Chronik der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Band V. **Namen- und Sachverzeichnis.** Gr. 8°. III u. 72 S. Mühlhausen i. Th., Dannersche Buchdruckerei u. Verlagsanstalt, 1913. M. 2.40.

Über die vier Bände der Chronik ist in den „Mitteilungen“ (XXXII, 115; XXXV, 115 ff.; XXXIX, 347 f.) bereits von anderer Seite ausführlich berichtet worden. Für den Historiker, der nicht auf lokalgeschichtlichem Gebiete tätig ist, gewinnen derartige Veröffentlichungen natürlich dann erst einen größeren Wert, wenn ihre Benutzung durch übersichtliche und sorgfältig ausgearbeitete Register erleichtert wird. In dieser richtigen Erkenntnis hat der Herausgeber der Chronik, Prof. Dr. Jordan, den man wohl als den besten Kenner der Geschichte der früheren Freien Reichsstadt Mühlhausen bezeichnen kann, jetzt einen Schlußband erscheinen lassen, der ein umfangreiches Orts-, Personen- und Sachverzeichnis, wie auch (S. 70 ff.) einige Ergänzungen und Berichtigungen zum Text der vier Bände und zu den dort von J. gegebenen Texterläuterungen enthält. Schon eine flüchtige Durchsicht des Registers läßt deutlich erkennen, daß die Mühlhäuser Chronik für den Kulturhistoriker, den Familienforscher und auch für den, der sich mit der politischen Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter, während des Dreißigjährigen Krieges oder im 18. Jahrhundert beschäftigt, eine Reihe nicht unwichtiger Mitteilungen enthält.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

36.

Schwahe, Ludwig, Dorpat vor fünfzig Jahren. Aus den Lebenserinnerungen eines deutschen Professors. 8°. VIII u. 103 S. Leipzig, S. Hirzel, 1915. geh. M. 1.50.

Deutschbalten, die Dorpat gekannt haben, ehe es russifiziert wurde, und die Dorpat in seiner alten Gestalt geliebt haben, werden die Erinnerungen Sch.'s nicht ohne tiefe Wehmut lesen können, denn gerade die Gemütswerte, die in dem alten Dorpater Leben zum Ausdruck kamen, werden mit großer Treue und Wärme zur Darstellung gebracht. Es kann dabei nicht ausbleiben, daß auch manches erzählt wird, was dem, der das alte Dorpat nicht gekannt hat, uninteressant bleiben muß. Dem Geschichtsforscher, der zunächst geneigt sein wird, das Büchlein beiseite zu legen, da es ganz und gar nicht wissenschaftlich sein will, dürfte aber doch manche Einzelheit von Wert sein, abgesehen von der Gesamtauffassung, aus der sich, trotz der subjektiven Darstellung, objektive Schlüsse ziehen lassen. Jedem Leser aber, insbesondere dem Reichsdeutschen, zeigt Sch., was Dorpat einmal für die Deutschen gewesen ist, und darum ist es gut,

Digitized by Google

daß dieser Teil der Lebenserinnerungen des im Jahre 1908 gestorbenen Tübinger Professors jetzt herausgegeben worden ist. Ich würde wünschen, daß auch die Aufzeichnungen über Tübingen gedruckt würden, da ich glaube, daß sie nicht nur alten Tübingern Freude machen.

Berlin-Steglitz. Walter v. Hauff.

37.

Baltische Studien, hrsg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. (Neue Folge.) Register zu den Bänden 1—17 (1897—1913). Von P. Magunna. Gr. 8°. 173 S. Stettin, Léon Saunier, 1915. M. 4.—.

Unter den auf deutschem Boden erscheinenden historischen Zeitschriften nehmen die „Baltischen Studien" seit langer Zeit einen hochgeachteten Platz ein. Dies beruht z. T. darauf, daß diese Zeitschrift von jeher über einen großen Stab tüchtiger Mitarbeiter verfügt hat, z. T. aber auch darauf, daß die Geschichte Pommerns und seiner Bewohner, infolge ihrer vielfältigen Beziehungen zur älteren und neueren Geschichte Deutschlands und der skandinavischen Reiche, auch außerhalb der pommerschen Grenzpfähle naturgemäß stets auf einen stattlichen Leserkreis zählen kann.

Das jetzt vorliegende, von Geh. Justizrat Magunna verfaßte Gesamtregister zu den ersten 17 Bänden der „Neuen Folge" läßt deutlich erkennen, daß die Zeitschrift seit 1897 auf der früheren Höhe geblieben ist. Haben in dieser Zeit doch viele angesehene Forscher — Otto Blümcke, Karl Theodor Gaedertz, Herm. Granier, Otto Heinemann, Gust. Kohfeldt (nicht „Kohlfeldt", wie es S. 6 irrtümlich heißt!), Ernst Müsebeck, Paul v. Nissen, Herm. v. Petersdorff, Hans Prutz, Herm. Voges, Martin Wehrmann, usw. — in den „Baltischen Studien" manche wertvolle Abhandlung oder Mitteilung veröffentlicht, von deren Ergebnissen die deutsche und die nordische Geschichtschreibung inzwischen dankbar Kenntnis genommen haben. Ergibt sich die Mannigfaltigkeit des Inhalts schon aus dem „Verzeichnis der Mitarbeiter und ihrer Beiträge" (S. 5—9) und aus der Liste der „Abbildungen und Karten" (S. 11 ff.), so tritt dies noch schärfer zutage, wenn man das umfangreiche „Alphabetische Personen-, Orts- und Sachregister" (S. 14—173) durchblättert. Auf Einzelheiten kann ich hier nicht näher eingehen. Es muß vielmehr der kurze Hinweis genügen, daß die genannten Bände für die Altertumskunde, Genealogie, Wirtschafts-, Kultur-, Verfassungs-, Kriegs-, Kunst-, Kirchen- und Staatengeschichte Deutschlands wie auch der skandinavischen Länder ein außerordentlich reichhaltiges Material bieten, dessen Verwertung jetzt durch das Gesamtregister erheblich erleichtert wird.

Digitized by Google

Einige Druck- und Schreibfehler sind mir aufgefallen. Die Stichworte „Hansa", „Hansaschüssel" und „Hansatage" (S. 66) beweisen aufs neue, daß die falsche Schreibweise „Hansa" (statt: Hanse) leider „unausrottbar zu sein scheint". Vgl. hierüber auch die Bemerkung Adolf Hofmeisters, weiter unten, S. 75!

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

38.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. XX. Band. 3. (Schluß-) Heft. Gr. 8°. III u. S. 295—529. Riga, Nicolai Kymmel, 1910. M. 3.—.

Die drei Abhandlungen, die das Schlußheft enthält, behandeln Themata, die auch außerhalb Livlands Interesse finden werden. In der ersten erörtert Fritz Schonebohm „Die Besetzung der livländischen Bistümer bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts" (auch als Gießener Dissertation erschienen). Der Verf. weist nach, daß die Kaiser für die Kolonisation Livlands und die Besetzung der dortigen Bistümer wenig Interesse gehabt haben. Dagegen sind die Päpste eifrig bemüht gewesen, sich in der Kolonie ein von ihnen allein abhängiges Gebiet zu schaffen, wie übrigens Georg Dehio in seiner Geschichte Hartwich II. von Bremen vor Dezennien geschildert hat. Schonebohm weist nun weiter nach, wie schon im 13. Jahrhundert der deutsche Orden diesem Plan entgegenzuwirken beginnt, bis im 14. Jahrhundert der offene Kampf ausbricht, in dem die geborenen Schutzherren des bestehenden Rechts, die Kaiser, sich ebensowenig um die ferne Kolonie kümmern, wie um die übrigen Territorien im Reiche, wenn es sich nicht um Aufrechterhaltung oder Erweiterung ihrer Hausmacht handelte. — Die zweite Arbeit, eine Göttinger Dissertation von L. Arbusow jun., liefert einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Ablaßhandels. Eingehend werden Entstehung, Umfang und Wirkung des Ablaßhandels zugunsten des deutschen Ordens seit dem 15. Jahrhundert erforscht. Nachdem in der Einleitung die Umwandlung der kirchlichen Bußpraxis in ein Geldgeschäft erörtert worden ist, geht der Verf. auf die früheren Ablässe zugunsten des deutschen Ordens über, um dann in einer sehr umfassenden und scharfsinnigen Untersuchung des Ordensmeisters Plettenberg Bemühungen bei der päpstlichen Kurie um einen Ablaß für Livland zu schildern. Nach Überwindung unendlicher Schwierigkeiten, unter denen die an den römischen Stuhl zu zahlenden Geldsummen eine bedeutende Rolle spielten, gelang es endlich 1503, eine Ablaßbulle zu erhalten und den Handel geschickt zu organisieren. Schon 1506 wurde bei den Angriffen, welche Livland von den „abgeschnittenen" Russen drohten, eine zweite Bulle erwünscht,

Digitized by Google

deren Bestimmungen über den Ablaßverkauf für den Orden noch einträglicher waren, als die des früheren Ablasses. An der Spitze der Organisation stand Christian Bomhower, für den eine damals mehrfach gedruckte „Instructio et ordinatio" sich erhalten hat, die einen neuen Abdruck wohl verdiente, da sie die ausführlichste Instruktion dieser Art ist, die überhaupt existiert. Ein sehr verdientes Glied der Organisation war Tetzel, den seine bei dieser Gelegenheit gezeigte Gewandtheit dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz empfahl. — Der letzte Aufsatz: „Dr. Tidemann Gisis Berichte über die Kriegsvorgänge der Jahre 1570—82 in Polen und Livland" von Gustav Sommerfeldt greift in die polnische Geschichte über und füllt so manche Lücke in den bisherigen Darstellungen aus.

Frankfurt a. M. Joseph Girgensohn.

39.

Zeitschrift für osteuropäische Geschichte. Herausgeg. v. Schiemann, Hoetzsch, Goetz u. Übersberger. Bd. IV, Heft 1. Gr. 8°. 160 S. Berlin, Georg Reimer, 1913. Für den vollständigen Band M. 20.—.

In der Abhandlung: „Der Streit zwischen Polen und Rom um das Besetzungsrecht der polnischen Abteien" (51 S.) verfolgt Franz Lüdtke hauptsächlich auf Grund der Bestände des Vatikanischen Archivs die Frage vom Ende des 15. Jahrhunderts, wo sie zuerst hervortritt, bis zum Untergang des Reiches. Er zeigt, daß die Ursache für die Eingriffe des Königs in das Recht der Abtwahl weder in dem angeblichen unkanonischen Leben der Mönche, noch in deren Hinneigung zur Häresie u. dgl., noch auch in dem Jus supremi dominii lag, sondern in dem Streben des Adels, die reichen Klöster — nur um diese drehte sich der Kampf — unter ihre Gewalt zu bringen, und zwar war es besonders das Magnatentum, das den König nur vorschob, um sich die Abtstellen jener Klöster zu sichern. Daher die Unmöglichkeit für die römische Kurie, gegen diese Forderungen etwas auszurichten. Erst 1737 kam es zu einem Konkordat, das beide Parteien halbwegs befriedigte. Freilich nur halbwegs, und es gab auch später noch mancherlei Streitigkeiten; ja eine Zeit lang drohte die allgemeine Säkularisation. Aber die Teilungen Polens machten all dem ein Ende. — Fr. Salis' Abhandlung: „Zur Beurteilung der Gründungsbulle des Bistums Wollin (= Kammin)" weist in sehr scharfer Weise die Untersuchung von Brečkevič in derselben Zeitschrift (Bd. III S. 365—385) über diesen Gegenstand zurück. S. hatte in den „Baltischen Studien" 1909 nachgewiesen, daß eine Reihe von Urkunden zur Pommerschen Geschichte, die bisher als Fälschungen gegolten hatten, echt seien, darunter namentlich die päpstlichen Bestätigungsurkunden für die Bischöfe von Wollin-Kammin von 1140 und

Digitized by Google

1188. Br. glaubt nun zwar ebenfalls an ihre Echtheit, hält sie aber für „fingiert"; die Ausdrücke seien absichtlich unklar, um weitergehende Interpretationen zu ermöglichen. 1140 erkläre der Bischof mit zweideutiger Umschreibung, 1188 ganz offen ganz Pommern als sein Eigentum. S. zeigt nun, daß die ganze Beweisführung Br.s unzulänglich und kritisch nicht genügend fundiert ist. Die Ausdrücke der Privilegien müssen durch Vergleich mit anderen pommerschen Urkunden der Zeit erklärt werden und verlieren dann den von Br. behaupteten Charakter. — J. Paczkowski bespricht den VI. Band des Schriftwechsels Peters des Großen und gibt dabei einen Überblick über die Geschichte des ganzen Unternehmens, dessen Anfänge bis 1872 zurückgehen. Band V und VI (von A. F. Byčkov bearbeitet) behandeln das Jahr 1707. Die Anmerkungen und Register überwiegen dabei weitaus die eigentlichen von Peter stammenden Schriftstücke (erstere 400, letztere 200 Seiten). Der Fortgang der Publikation ist sehr schleppend. — Loewenson bespricht ausführlich das Werk von Minclov „Übersicht der Notizen, Tagebücher usw., die sich auf die Geschichte Rußlands beziehen und in russischer Sprache gedruckt sind", und weist neben manchem Guten auf tiefgehende Mängel hin.

Zeitschriftenschau (Auswahl!). Lauri O. Th. Tudeer (Historiallisia Tutkimuksia, 1913) handelt über die Bevölkerungselemente der griechischen Kolonien am Schwarzen Meer. — Běljaev (Russkaja Starina. 1913) tritt gegen Světozarov (vgl. „Mitteilungen" Bd. 43, S. 155) dafür ein, daß Carěvič Dmitry ermordet worden ist. — Pomerancev erzählt ebenda nach archivalischen Materialien die Leidensgeschichte des ersten Requêtemeisters Pavlov, die für die russischen Zustände recht bezeichnend ist. Da er dem Senat und dem Generalprokurator unbequem war, konnte er, als sich die Behörden zur Krönung der Carin Katharina 1724 nach Moskau begaben, wochenlang keine Amtslokalitäten erhalten, wurde hier verhöhnt und dort hinausgeworfen usw. — Die kunsthistorische Zeitschrift Staryе Gody hat 1911 und 1912 das Sommerheft der Geschichte der fremdländischen Künstler in Rußland im 18. und 19. Jahrhundert gewidmet und damit sehr interessante Beiträge geliefert. Dabei ist merkwürdig, daß der deutsche Einschlag auch nach 1750, wo der französische Einfluß offiziell zu überwiegen begann, der Zahl nach viel stärker war. Aus Deutschland kamen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 88 Meister und Gehilfen, dazu aus den russisch-deutschen Gebieten 51, während Frankreich nur 39 Meister sandte (darunter 6 Genfer, 3 Elsässer und 2 Belgier). Die Notizen des Verwalters der „III. Abteilung S. M. eigener Kanzlei", Generals L. V. Dubelt (1830—62), zeigen die „typische Ideologie der offiziellen Vertreter des Nikolajschen Regimes" (Golos Minuvš., 1913). — Die Familienchronik der Brüder Krivcov (19. Jahrhundert bis 1864) wird von Geršenzon (Sovrem. 1912) erzählt; sie ist ein

Digitized by Google

interessanter kulturhistorischer Beitrag. Das gleiche gilt von den „Erinnerungen eines alten Arztes“ (Russk. Star. 1913), in denen namentlich die Zeit unmittelbar vor und nach der Bauernbefreiung trefflich geschildert wird. — J. Smirnov veröffentlicht (Sovrem. 1912) Erinnerungen an den 1910 verstorbenen Revolutionär L. E. Šiško. Der Aufsatz wurde konfisziert. — Ebenfalls im Sovrem. 1912 wird der Kampf mit der Hungersnot in Rußland im 19. Jahrhundert beschrieben. — Žbankov gibt im Sovrem. Mir 1912 eine Statistik der Todesurteile und Hinrichtungen in Rußland. — Die Mitteilungen der Ševčenkogesellschaft in Lemberg bringen eine Menge wichtiger Aufsätze zur Geschichte der Ukraine (im weiteren Sinne), ebenso die Mitteilungen der Ševčenkogesellschaft in Kiew. — Aus der polnischen Geschichte möge hier auf die Arbeit Szydłowskis (Przegląd P. 1913) verwiesen werden, die sich gegen den Versuch Stasiaks, Veit Stoß für Polen zu reklamieren, wendet; ebenso auf den Aufsatz Mejbaums (Bibl. Warsz. Bd. 291) über die Konföderation von Bar und Kaunitz. Letzterer kommt dabei nicht gut weg. — Loret behandelt (ebenda, Bd. 290) „Polen und den päpstlichen Stuhl“ in der Zeit von 1815—32. Er schildert die kirchliche Neueinrichtung Kongreßpolens und die Stellung des Papsttums gegenüber der dortigen Regierung, und zwar besonders gegen den Aufstand von 1830, der als „liberal“ und daher gefährlich galt. Ebenda schildert Kipa Adam Czartoryskis deutsche Beziehungen im Jahre 1848 und teilt die Berichte von Cz.s Abgesandten Szokalski über die deutschen Verhältnisse mit.

Die Arbeiten zur Geschichte Posens und Österreich-Ungarns, über die das Heft berichtet, sind alle in deutscher Sprache geschrieben und können daher übergangen werden.

Wien. Moritz v. Landwehr.

40.

Verlagskatalog der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München. 1763—1913. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Herausgegeben zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Firma. 377 S. München, C. H. Becksche Verlagsbh. Oskar Beck.

Geschäftsjubiläen geben selten dem Wissenschaftler Anlaß zu Betrachtungen. Allenfalls setzen sie die Feder des Lokalchronisten in Tätigkeit. Anders aber verhält es sich, wenn gewissermaßen der dienende Bruder der Wissenschaft einmal innehält, um Rückschau zu halten auf eine längere Spanne Zeit. Buch und Wissenschaft gehören eng zusammen; das eine ist der Herold der andern. Gewöhnlich zwar gibt lediglich das Buch die Form, um den Triumph des schaffenden Geistes zu verkünden;

Digitized by Google

hier aber soll die strenge Wissenschaft einmal ihre Herrscherstellung verlassen, um der Geschichte des Buches ein paar Zeilen zu widmen. Sie kann dies um so eher tun, da es sich um eine der führenden Verlagsbuchhandlungen gerade ihres engsten Interessengebietes handelt.

Am 9. September 1763 übernahm der aus Johann Georgenstadt im Erzgebirge gebürtige Buchhändler Karl Gottlob Beck die Mundbachsche Buchdruckerei samt Verlag in der freien Reichsstadt Nördlingen. Die ersten hundert Jahre bilden eine stille, im Rahmen der Provinzstadt sich abspielende Aufwärtsentwicklung. Bis 1857 der als Publizist und Politiker bekannte Ernst Rohmer in die Leitung der Firma eintrat. In ihm zeigt sich schon der Typ des Verlegers, an dem auch der Gelehrte nicht mehr achtlos vorübergehen darf. Denn dieser Typ fängt an, sich immer mehr zu einem ungeheuren Machtfaktor zu entwickeln. Gang und gäbe ist wohl die Auffassung, daß der Gelehrte das Buch schreibt, der Verleger es der Öffentlichkeit übermittelt. Diese Meinung dürfte je länger je mehr sich als ein Irrtum erweisen. Nicht mehr der in dem Universum der Gedanken herrschende Gelehrte bestimmt mit seinen Ansichten den Büchermarkt, die Weltauffassung; der Verleger ist es, nur der Verleger. — Und er wartet nicht mehr, bis der Gelehrte kommt, um ihm mit großen Wünschen seine Ideen vorzutragen, nein, er sieht mit klarem Geschäftsblick die Bedürfnisse der Gegenwart. Dann schreibt er dem Autor seine Grundsätze vor, und so entsteht das Buch, besonders das unserm organisierfreudigen Zeitalter eigene Sammelwerk.

So dachte Ernst Rohmer, wenn auch noch nicht mit einer derartig zwingenden Konsequenz. So entstanden die Sammlungen bayrischer Gesetze, der Europäische (sogen. Schultheßsche) Geschichtskalender u. a. Natürlich setzte sein Nachfolger, sein Stiefsohn Oskar Beck, der heutige Inhaber der Firma, diese Bestrebungen energisch fort. Und dem verdankt der Verlag seine jetzige bedeutende Stellung im deutschen Buchhandel. Nördlingen ward bald nicht mehr die geeignete Stadt; der Verlag siedelte nach München über, während die Druckerei in der Heimat blieb.

Als die größten Erfolge des Beckschen Verlages in den letzten Jahrzehnten können wohl die Sammelwerke angesehen werden, die bestimmte Zweige unserer Wissenschaft in methodisch straffer Weise behandeln. Ich nenne die allbekannten Handbücher der klassischen Altertumswissenschaften, der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, des deutschen Unterrichts an höheren Schulen. Den bedeutendsten Bucherfolg aber hat der Verlag zweifellos mit der Sammlung von Biographien von Dichtern und Denkern, die von Bielschowskys Goethe eingeleitet wurde. Stets wird dem Verlage der Dank der Gebildeten für dieses in seiner Art unübertroffene Meisterwerk sicher sein,

Digitized by Google

dessen tragisches Geschick der Herausgeber nicht ohne Ergriffenheit schildert. An den Goethe schlossen sich in würdiger Weise an der Schiller von Berger und der Shakespeare von M. J. Wolff.

Das sind einige wesentliche Punkte der Darstellung, die der jetzige Inhaber der Firma, Oskar Beck, dem Verlagskatalog, der, alphabetisch geordnet, die andere Hälfte des Buches bildet, voranschickt. Zahlreiche Porträts sowohl der Firmeninhaber wie auch der Autoren durchsetzen das Ganze. Mit lebensvoller Frische und fein psychologischem Blick hat der Verf. die Geschicke seines Hauses gezeichnet, eines Hauses, das, bleibt es seinen bewährten Prinzipien treu, immer eine erste Stelle im deutschen Buchwesen und damit auch im deutschen Kulturleben einnehmen wird. Möge ihm in Zukunft ein gleich günstiges Los zuteil werden!

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

41.

Kuske, Dr. Bruno, Die städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter und die Anfänge städtischer Sozialpolitik in Köln bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. (Kölner Studien zum Staats- und Wirtschaftsleben herausg. von Aberer usw. — Heft 8. —) Gr. 8°. VIII u. 118 S. Bonn, A. Marcus & E. Weber, 1914. M. 3.—.

Der hervorragenden Rolle, welche Köln lange Zeit unter den deutschen Städten gespielt hat, und der Tatsache, daß in ihm am besten unter allen zum heutigen Deutschen Reiche gehörenden Orten das Quellenmaterial für die mittelalterliche Verfassung und Verwaltung erhalten ist, entspricht die eifrige Bearbeitung, welche seiner Vergangenheit in unseren Tagen zuteil wird. Wie bei den zahlreichen Problemen, die mit dem Ursprunge der Stadtverfassung zusammenhängen, in erster Linie Kölner Urkunden seit den Tagen Eichhorns und Arnolds von den Vertretern der verschiedensten Theorien zur Bekräftigung ihrer Ansichten herangezogen werden, so ist die dortige Überlieferung auch vorzüglich geeignet, unsere Erkenntnis der allgemeinen Entwicklung des Gewerberechts und der einzelnen Berufsarten zu fördern, mit der sich jetzt viele Forscher beschäftigen.

Daher müssen auch die Arbeiten B. Kuskes, eines Dozenten an der Kölner Handelshochschule, als sehr verdienstlich betrachtet werden, da sie in eingehender Spezialforschung einzelne Seiten der wirtschaftlichen Entwicklung der niederrheinischen Metropole aufklären. Seit Jahren mit einem mehrbändigem, jetzt vor dem Druckabschlusse stehenden Editionswerke, „Quellen zur Geschichte des Kölner Handels und Verkehrs bis zum Jahre 1500“, beschäftigt, hat K. die Nebenergebnisse dieser Arbeit zu einer Reihe besonderer Veröffentlichungen benutzt. So besprach er namentlich die „Handelsbeziehungen zwischen

Digitized by Google

Köln und Italien im späteren Mittelalter", „die Kölner Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert", den „Kölner Fischhandel", die „Märkte und Kaufhäuser im mittelalterlichen Köln" und „das wirtschaftliche Leben im Kaufhaus Gürzenich" in einer Reihe von Aufsätzen, die in der Westdeutschen Ztschr., der Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch., im Jahrbuch des Kölner Geschichtsvereins, in den Mitteil. des Rhein. Vereins für Denkmalspflege und in den Annalen des Histor. Vereins f. d. Niederrhein publiziert sind.

Jetzt hat der genannte Forscher in einer selbständigen Schrift „Die städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter und die Anfänge städtischer Sozialpolitik in Köln bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" untersucht. Diese fleißige und tüchtige Monographie ist um so dankenswerter, als die Geschichte der Bevölkerungsklassen, mit deren Lage und Recht sie sich beschäftigt, bisher überhaupt noch nirgends zum Gegenstande selbständiger Betrachtung gemacht worden ist. Während außerordentlich zahlreiche Schriften die Vergangenheit der Berufe aufklären, die im Dienstverhältnis bei der Stoffbearbeitung tätig sind, insbesondere diejenigen der Handwerksgesellen und Fabrikarbeiter, besaßen wir bisher über die Arbeiter, welche die Güter innerhalb einer Stadt transportierten, verpackten und in obrigkeitlichem Auftrage maßen oder wogen, nur einzelne zerstreute Bemerkungen, von denen diejenigen in dem großen bevölkerungsstatistischen Werke Büchers über Frankfurt am wertvollsten sind. Jedoch belief sich die Zahl der Arbeiter, die im Dienste der Akzise und damit des Handels standen, in Köln (nach Kuske S. 72/73) im späteren Mittelalter auf über 400 und im 18. Jahrhundert auf über 500 Personen, die zusammen mit ihren Familienangehörigen etwa 4 bis 5 % der Kölner Bevölkerung gebildet haben mögen. Diese städtischen Handels- und Verkehrsarbeiter, wie sie unser Autor nennt, nehmen eine Art Mittelstellung zwischen, in innungsähnlicher Weise organisierten, kleinen selbständigen Unternehmern im Transportgewerbe und städtischen Beamten ein. Über die wenig zahlreichen Hilfskräfte, die der Einzelkaufmann zur Bewältigung von Transporten in seinem Betriebe, insbesondere über die Leute, die er als Kutscher für sein eigenes Fuhrwerk verwandte, „läßt sich wenigstens vorläufig nichts Besonderes ermitteln" (Kuske S. 1). Dagegen lernen wir durch die Ausführungen des vorliegenden Buches die Beschäftigung, Gliederung, Herkunft und soziale Lage jener von der Stadt angestellten oder wenigstens zugelassenen städtischen Arbeiter genau kennen.

Mit Recht hat der Verf. die Darstellung der einschlägigen Verwaltungseinrichtungen auf die gesamte Zeit bis zum Untergange der städtischen Selbständigkeit erstreckt. Denn die Regelung des Verkehrs durch die Obrigkeit und die daraus hervorgehenden Rechtseinrichtungen der Transportarbeiter haben

Digitized by Google

sich vom 14. Jahrhundert bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit in der Hauptsache unverändert erhalten, und nicht selten werfen in diesen Beziehungen neuzeitliche Nachrichten überraschendes Licht auf Mitteilungen älterer Quellen. Hier zeigt sich so recht die Wahrheit der Behauptung Sohms, daß in der deutschen Rechtsgeschichte „das Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" dauerte.

Dagegen haben sich seit dem 13. und noch mehr seit dem 17. Jahrhundert auf wirtschaftlichem Gebiete große Veränderungen vollzogen. Dies tritt besonders im 3. Kapitel: „Die sozialen Grundlagen und die Herkunft der Arbeiterschaft" hervor, das auch die im Titel des Buches erwähnten „Anfänge städtischer Sozialpolitik in Köln" bespricht. Der Verf. zeigt, daß sich in der niederrheinischen Metropole der Menschenüberschuß weit mehr als die Kultur — richtiger wohl als die Arbeitsteilung und die Technik — entwickelte, und daß deshalb der überwiegende Teil der Bevölkerung in Pauperismus verfiel. Ausführlich werden die wichtigsten Ursachen dieser Erscheinung besprochen, namentlich die Tatsache, daß Köln, als eine Art von selbständigem Staatswesen ohne größeres Gebiet, außerordentlich unter der Handelspolitik seiner Nachbarn litt, und die Verhinderung des Aufkommens der kapitalistischen Wirtschaftsformen, welche größeren Menschenmengen hätten Arbeit gewähren können, durch religiöse Intoleranz und Zunftgeist. Als Maßnahmen, welche die Stadtverwaltung von Köln traf, um der ärmeren Bevölkerung Tätigkeit und Brot zu verschaffen, behandelt unser Autor die Gründung von Zwangsarbeitshäusern, womit man in Köln 1636 begann, die Zulassung sämtlicher Bürger zu Kleinhandel, Weinausschank und Branntweinbrennerei, sowie die Freihaltung der Tabakindustrie von zünftlerischen Beschränkungen.

Interessant und anregend sind die allgemeinen Bemerkungen über die Moral des mittelalterlichen Kaufmanns, die nach Kuske „recht beachtliche Lücken aufwies" (S. 56), und über den in Köln schon im 14. Jahrhundert und noch mehr später fehlenden „goldenen Boden des Handwerks" (S. 80, 81). „Wenn im Mittelalter einzelne Kölner Handwerker wohlhabend und sogar reich wurden", beruhte das nach dem Verf. „nicht auf ihrer Tätigkeit in der Werkstatt, sondern darauf, daß sie beim Absatz ihrer kleinen gewerblichen Überschüsse auf den auswärtigen Märkten in den allgemeinen Waren- und Geldhandel hineinwuchsen, auf diesen das Schwergewicht ihrer Arbeit verlegten und nur nebenher noch ihre gewerblichen Betriebe beibehielten" (S. 81, 82). Für die Geschichte der Frauenarbeit beachtenswert sind die Mitteilungen über die vom Rate im 18. Jahrhundert angestellten „Butterträgerinnen" (S. 67) und „Kannenträgerinnen" für Mineralwasser (S. 53), für die Organisation des Handels die Beibehaltung förmlicher Handelskarawanen bis ins 18. Jahrhundert

Digitized by Google

(S. 71, 72) und für das neuerdings von Hoeniger untersuchte Problem der Einwirkung des 30jährigen Krieges auf die deutsche Kultur die Entwicklung der Kinderaussetzungen „zu einer Kalamität", gegen die sich damals die Stadt durch besondere Verordnungen wehren mußte (S. 75). Für die Geschichte des Handelsrechts kommt die Tatsache in Betracht, daß, entsprechend den Verhältnissen bei manchen modernen Verkehrsmitteln, im reichsstädtischen Köln die „Schröder", welche mit dem Monopol des Weintransports privilegiert waren, die Gefahr auch unverschuldeter Beschädigung der Ware trugen (S. 26; anders bei den Kannenzählern S. 53). Endlich sei hier nur noch auf die wertvollen Ausführungen über Entstehung und Geschichte des Kölner Stapels (S. 5 u. 33—36) verwiesen, die der Verf. in der in Aussicht gestellten Veröffentlichung, die ich schon erwähnte, noch ausführlicher darstellen will.

Berlin. Carl Koehne.

42.

Jürgens, Adolf, Zur Schleswig-Holsteinischen Handelsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. (Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte. Im Auftrage des Hansischen Geschichtsvereins hrsg. von Dietrich Schäfer. Bd. VIII.) 8°. XVI u. 316 S. Berlin, Karl Curtius, 1914. M. 9.—.

Die auf Grund des reichhaltigen gedruckten Stoffes und unter Benutzung der im Staatsarchive zu Schleswig und in den Archiven zu Lübeck, Hamburg, Rendsburg, Husum und Kiel vorhandenen Akten hergestellte Arbeit behandelt im wesentlichen den Zeitraum vom Speirer Frieden (1544) bis zur Beendigung des Krieges in Niedersachsen (1627). Nach einigen einleitenden Kapiteln über die damalige politische Lage, die in Betracht kommenden Ausfuhrwaren und die den Handel ausübenden Personen und Körperschaften, wird eingehend der Umfang dargestellt, in dem die einzelnen schleswig-holsteinischen Städte an der Seeschiffahrt beteiligt waren. Hieran schließt sich in den beiden folgenden Abschnitten die Darstellung des Transithandels von Osten nach Westen und von Norden nach Süden, wobei auch der vielfachen, aber stets nur im geringen Umfange verwirklichten Pläne gedacht wird, durch die Anlage von Kanälen den schwierigen und wegen des erforderlichen Umladens sehr kostspieligen Landtransport zu ersparen (S. 135 ff.). Den Hauptteil des Werkes nimmt die Beschreibung des „Verhältnisses zu den einzelnen Ländern" ein (S. 166—258): nämlich die der handelspolitischen Beziehungen der schleswig-holsteinischen Gebiete und einzelnen Städte zum Auslande. In einem Anhange (S. 259—298) werden einzelne wichtigere Archivalien abgedruckt, und den Schluß bildet ein ausführliches, sorgfältig gearbeitetes Orts- und Personenverzeichnis.

Digitized by Google

Wer mit den politischen Verhältnissen Schleswig-Holsteins im 16. und 17. Jahrhundert vertraut ist, wird die ungemein große Schwierigkeit zugeben müssen, eine Handelsgeschichte dieses Gebietes in diesem Zeitraume zu geben. Königliche und herzogliche Gebiete, zum Teil in Abhängigkeit vom Deutschen Reiche, hier und da durchsetzt von Gebieten, die politisch nicht zu Schleswig-Holstein gehörten, bildeten keine wirtschaftliche Einheit. Es hätte sich daher empfohlen, die Handelsgeschichte von Flensburg, Kiel und Husum zu geben; das hätte eine vortreffliche Ergänzung zu einer Handelsgeschichte von Lübeck und von Hamburg gebildet, die nicht politisch, aber doch tatsächlich die Verkehrsmittelpunkte von Schleswig-Holstein gewesen sind. Dem Verf. ist es daher auch nicht gelungen, der Schwierigkeiten, die sich aus dieser Wahl seines Themas ergaben, überall Herr zu werden. Wenn er in seinem Hauptabschnitte „Das Verhältnis zu den einzelnen Ländern" diese Länder in 11 Unterabteilungen behandelt, so versteht man nicht, wie hier Hamburg und Lübeck (1), dann Deutschland (2), Bremen und Nordwestdeutschland (5), Emden und Ostfriesland (6) und endlich die deutsche Ostseeküste (11) als verschiedene Ländergebiete aufgeführt werden können. Diese unglückliche Disposition erklärt sich nur aus der unglücklichen Wahl des Themas.

Der Verf. bietet eine ganze Reihe einzelner vortrefflich ausgeführter und auf Grund mannigfach erweiterten Stoffes ausgeführter Skizzen zur Handelsgeschichte Schleswig-Holsteins, die jedem Forscher auf diesem Gebiete Anregung und mannigfache Belehrung bieten werden. Soweit die Schwierigkeiten, die ihm das gewählte Thema entgegensetzten, überhaupt zu überwinden waren, hat er sie zu überwinden verstanden und eine sehr verdienstliche Arbeit geschaffen.

Berlin. Friedrich Holtze.

43.

Hubrich, Eduard, Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwickelung. 2. Aufl. („Aus Natur u. Geisteswelt", 80. Bändchen.) Kl. 8°. 152 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1913. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Der Verf. gliedert seinen Stoff in 14 Abschnitte: 1. Die altgermanische Verfassung. Das regnum Francorum. Das regnum Teutonicum; 2. Die Zersetzung des regnum Teutonicum; 3. Kaiser und Reich. Landesherr und Landstände; 4. Brandenburg-Preußen als absolute Monarchie; 5. Das Erwachen des modernen Konstitutionalismus; 6. Grundlagen und Anfänge des Konstitutionalismus in Deutschland; 7. Die Hemmung der konstitutionellen Bewegung in Deutschland. Die Anfänge der konstitutionellen Idee in Preußen; 8. Die deutsche Einheitsbewegung von 1848; 9. Die Unionsversuche Preußens. Der reaktivierte

Digitized by Google

Bundestag; 10. Die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV.; 11. Die Entstehung der preußischen Verfassung; 12. Der Norddeutsche Bund und das neue Reich; 13. Preußen als konstitutionelle Monarchie; 14. Grundzüge des partikulär-deutschen Verfassungsrechts.

Die Schrift wird ihrem Zweck, weiteren Kreisen Aufklärung und Verständnis für das Verfassungsleben der Gegenwart auf geschichtlicher Grundlage zu bringen, in hohem Maße gerecht. Die Darstellung ist schlicht und leicht lesbar. Die eingehende Behandlung des 19. Jahrhunderts, die fast zwei Drittel des ganzen füllt, kann auch dem Fachmann, dessen Spezialgebiet in anderer Zeit liegt, zur raschen Orientierung nützlich werden. Auch die Entwicklung in Preußen wird ansprechend und anschaulich herausgearbeitet. der Gang der Dinge in den anderen Bundesstaaten freilich nur eben gestreift. Von einem „entschiedenen Übergewicht der Krone" gegenüber dem ständischen Korpus kann man in Mecklenburg kaum sprechen, und auch die Einheitlichkeit des monarchischen Staatswesens dort bedarf manchen Vorbehalts, auch mit Rücksicht auf die ganz einzigartige Stellung des Fürstentums Ratzeburg. Dagegen wäre die Gemeinsamkeit des ständischen Landtags für beide Großherzogtümer hier S. 151 hervorzuheben gewesen. — Aus dem Mittelalter werden mehr nur Einleitungsweise (auf 26 Seiten) die Hauptzüge hervorgehoben. Das Bild ist so notwendig überstark vereinfacht und nicht ohne erhebliche Verzeichnungen; auch die Terminologie ermangelt öfter der rechten Schärfe. Das ursprüngliche Nebeneinander von Wahl und Erblichkeit im deutschen Königtum und die Beseitigung des „Geblütsrechtes" durch die Fürstenrevolution unter den letzten Saliern, die 1077 ihren Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden in der ersten deutschen Wahlkapitulation zur Anerkennung des freien Wahlrechtes zwang und diesen Grundsatz nach dem Aussterben der Salier 1125 durch den Einfluß Adalberts von Mainz bei der Erhebung Lothars von Supplinburg allgemein durchsetzte, kommt S. 5 nicht zur Geltung. Ganz verzeichnet ist S. 10 die Entwicklung unter den Staufern und besonders die Lage des Reiches unter Friedrich I. Der Kongreß von Venedig 1177 war kein Triumph der Kirche über das Reich; obwohl Friedrich den so lange von ihm bekämpften Papst anerkannte, hat die Herstellung des Friedens die Stellung des Kaisers nach innen wie nach außen gewaltig gestärkt, und niemals seit Gregor VII. war das Papsttum so bedeutungslos neben dem Kaisertum, wie in den nächsten 20 Jahren bis zum Tode Heinrichs VI. — Von einer „Felonie" Heinrichs des Löwen sollte zumal in einer verfassungsgeschichtlichen Arbeit nicht gesprochen werden, da eine rechtliche Verpflichtung des Herzogs zur Waffenhilfe 1176 nicht bestand. S. 18 und sonst wäre besser von der „römischen" statt von der „deutschen Kaiserwürde" zu sprechen. — Die Übertragung weitgehender Befugnisse über die Kirchen ihres Landes

Digitized by Google

an die einzelnen Fürsten seitens des Papstes ist nicht eine Folge der Reformation, sondern im stärksten Maße schon 100 Jahre früher geschehen (vgl. besonders die Konkordate von 1447 und 1448), und schon von Herzog Rudolf IV. von Österreich († 1365) wird der Ausspruch berichtet: „In meinem Lande will ich Papst, Erzbischof, Bischof, Archidiakon, Dekan sein" (Werminghoff, Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter, 2. Aufl., S. 89). — Die Form „Hansa" statt des echten, richtigen „Hanse" scheint unausrottbar zu sein.

Wie bei anderen Bändchen dieser Sammlung, so ist auch bei diesem lebhaft zu bedauern, daß so gut wie keine Verweisungen auf die Literatur gegeben werden. Eine knappe Auswahl einzelner Hauptwerke (weniger zusammenfassender Handbücher, als des Wichtigsten aus der eigentlichen Forschung) würde gerade dem Zweck allgemeiner Belehrung ferner Stehender hervorragend dienen.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

44.

Kirchengeschichtliches Lesebuch, hrsg. von Prof. Dr. H. Rinn und Pfarrer Lic. J. Jüngst. Große Ausgabe. 3., vermehrte u. verbesserte Auflage. Lex. 8°. XV u. 430 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1915. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Man wird diese Sammlung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nur mit dem größten Bedenken gelten lassen, obwohl sie schon in dritter Auflage vorliegt. Die kleine Ausgabe, bestimmt für den Schulgebrauch, ist vortrefflich und wohlbekannt. Für wen ist denn diese große Ausgabe bestimmt? Für Laien? Ich möchte wohl wissen, wieviele solch ein Werk in die Hand nehmen! Also für Studierende und Studierte. Ich gebe zu, aus eigener Erfahrung, daß der Lehrer, auch der akademisch gebildete, aus Bequemlichkeit gern zur Übersetzung greift. Dem Pfarrer wird es nicht anders gehen. Ob dieser Bequemlichkeit Vorschub zu leisten ist, darf billig bezweifelt werden. Der Volksschullehrer wird vermutlich mit dem, was die Schülerausgabe bietet, zufrieden sein. Die meisten Benutzer aber wird das Buch bei Studenten finden. Ihnen auf diese Weise die Arbeit erleichtern, heißt sie zur Oberflächlichkeit erziehen. Es muß von dem Historiker und Theologen verlangt werden, daß er seine Quellen im Urtext liest. Aber nicht nur die lateinischen und griechischen Stücke sind übersetzt, sondern sogar Luther ist „verdeutscht" worden! Einzig Walther von der Vogelweide und Hans Sachs sind diesem Schicksal entgangen.

Aber auch von diesem grundsätzlichen Einwand abgesehen wird man Bedenken äußern müssen. Mit dem Pietismus beginnt „die neue Zeit". Das ist für den Theologen und Historiker gleich überraschend. Den Investiturstreit als „Kampf um die

Digitized by Google

Selbständigkeit der Kirche" zu bezeichnen, ist mindestens einseitig. Von der Bedeutung der sogenannten Hirschauer Reform für die Stellung des Papsttums in Deutschland erfährt man kein Wort. Eine einzige Urkunde aus Hirschau oder Schaffhausen aus dem Ende des 11. Jahrhunderts hätte dem abgeholfen. Die kurze Stelle über Cluny sagt so gut wie nichts. Überhaupt ist die Stellungnahme der deutschen Kirche im Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum völlig vernachlässigt worden. Von den deutschen Mystikern kommen nur Tauler und die Theologia deutsch kurz zu Wort. Eckhart und Seuse fehlen. Sind sie wirklich weniger bedeutend?

Doch genug der Einwände. Ich freue mich um so mehr, einige Abschnitte als besonders gelungen hervorheben zu können. Dahin rechne ich die treffliche Auswahl aus Augustin und vor allem fast den ganzen letzten Teil vom Aufklärungszeitalter an. Diese Abschnitte werden jedem Benutzer die besten Dienste leisten.

Den Verfassern bleibt also das Verdienst, ein sehr bequemes Lesebuch geschaffen zu haben. Ob dieser Ruhm sehr fein ist, darüber kann man verschieden denken.

Berlin-Dahlem. Gerhard Bonwetsch.

45.

Lea, Henry Charles, Geschichte der spanischen Inquisition, deutsch bearbeitet von Prosper Müllendorff. 2. Band. Lex. 8°. VIII u. 501 S. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1912. M. 15.—, geb. in Hfrbd. M. 17.50.

Nachdem im 1. Bande (vgl. „Mitteilungen" XLI, 204 ff.) die geschichtliche Entwicklung und Organisation der spanischen Inquisition eingehend geschildert ist, beschäftigt sich der 2. Band mit der Tätigkeit dieser geistlichen Gerichtsbehörde.

Das 5. Buch behandelt die Einnahmen, aus denen sie ihren und ihrer Organe Unterhalt bestritt. Hier sind vor allem die Gütereinziehung und die Geldstrafen zu nennen, die der Verf. eingehend charakterisiert. Weiter aber suchte die Inquisition auch dadurch ihre finanzielle Lage zu verbessern, daß sie ihren Beamten Pfründen übertragen und sie gleichzeitig ihrer Residenzpflicht entbinden ließ, so daß sie aus anderer Quelle ihren Unterhalt erhielten, aber dennoch ganz den geistlichen Gerichten verpflichtet waren. Trotz aller Einnahmen hat die Inquisition doch oft genug an Geldmangel gelitten, und daran war die ungenügende Finanzverwaltung schuld.

Das 6. Buch beschreibt die Rechtspflege, deren sich die Inquisition bediente. Die Fülle des hier Mitgeteilten, das sich in solcher Gründlichkeit schwerlich anderswo zusammengestellt findet, wird besonders die heutigen Vertreter des Rechts interessieren, zeigt uns aber allgemein, zu welchen Mitteln und An-

Digitized by Google

ordnungen man greifen mußte, um den grausamen Zweck der Inquisitionstribunale zu erreichen. Bedenklich war die Praxis, die man mit dem sog. Gnadenedikt übte. Direkt verwerflich aber ist die geheime Haft und die Anwendung der Folter zu nennen. Daß letztere in reichlichem Maße in Anwendung kam, wird uns nicht wundernehmen, da es den geistlichen Richtern darauf ankam, möglichst viele und eingehende Geständnisse zu erpressen. Der Prozeß war nur formell in ein regelrechtes Verfahren eingekleidet; im übrigen war das Urteil meist im voraus schon gesprochen. Moralisch und juristisch hält die Rechtspflege der Inquisition der Kritik nicht Stand.

Das 7. Buch zählt die Strafen auf, die verhängt werden konnten. Es gab solche von allen Abstufungen; die höchste war die Verbrennung auf dem Scheiterhaufen, welche die sog. Auto de fe sogar zu einem öffentlichen Schauspiel gemacht haben. Wenn auch nicht alles in der Allgemeinheit und Schärfe, mit der man gewöhnlich die Strafverhängung unter der Inquisition behandelt, aufrecht erhalten werden kann, bleibt noch genug des Entwürdigenden übrig.

Das 8. Buch endlich ergeht sich ausführlich über das Feld der Inquisitionstätigkeit. Juden, Moriscos und Protestanten sind Objekt derselben. Was letztere betrifft, so darf man die Protestantenbewegung in Spanien — das ist eine wichtige Feststellung — nicht übertreiben. Spanien war an sich kein Land, in dem die neue Lehre leicht Fuß fassen konnte, und infolgedessen hatte es von ihr auch nicht sehr zu fürchten. Daß die Inquisition indessen hierbei nicht minder grausam und erfolgreich arbeitete, ist ja richtig, so daß die spanische Inquisition in der Geschichte des Protestantismus immer ein trauriges Kapitel bilden wird.

Mülhausen i. E. Emil Herr.

46.

Giesau, Hermann, Eine deutsche Bauhütte aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Studien zur Geschichte der Frühgotik in Sachsen und Thüringen. Mit 22 Tafeln. (Studien zur thüringisch-sächsischen Kunstgeschichte. Herausg. vom Thüringisch-Sächs. Geschichtsverein. 1. Heft.) Gr. 8°. XIII u. 92 S. Halle a. d. S., Gebauer-Schwetschke, 1912. M. 6.—.

Die vor einigen Jahren durch den hallischen Universitätsprofessor Dr. K. Heldmann planvoll und tatkräftig eingeleitete Um- und Ausgestaltung des Thüringisch-Sächsischen Geschichtsvereins zu einem Geschichtsverein für die ganze Provinz Sachsen hat jetzt ihren Abschluß erhalten. Dem wissenschaftlichen Hauptorgan des Vereins, der „Thüringisch-Sächsischen Zeitschrift für Geschichte und Kunst", dienen als Ergänzungen die „Forschungen zur thüringisch-sächsischen Geschichte" und die „Studien zur thüringisch-sächsischen Kunstgeschichte", beide

Digitized by Google

gedacht als Sammlungen wissenschaftlicher Monographien von größerem Umfang und in sich geschlossenem Charakter. Von der Zeitschrift sind bereits zwei Bände, von den Forschungen vier Hefte erschienen; die Studien beginnen jetzt ihre Reihe recht erfolgverheißend mit der vorliegenden feinsinnig geschriebenen und vortrefflich ausgestatteten Arbeit von Giesau, einem Schüler Adolph Goldschmidts.

Nicht die erstrebenswerte geschichtliche Darstellung der ganzen künstlerischen Bewegung der Zeit in Sachsen gibt G., sondern er beschränkt sich bewußt auf eine kritische Betrachtung des Anteils, den die durch Schwaben und Franken vermittelte burgundische Frühgotik an dem künstlerischen Leben im Anfange des 13. Jahrhunderts in Sachsen hat. Er kommt dabei zu dem wichtigen Ergebnis, daß nicht der Magdeburger Dom, sondern die nur als Ruine erhaltene und darum bisher wenig beachtete Klosterkirche von Walkenried den ersten Platz in der Geschichte der frühgotischen Architektur Sachsen-Thüringens einnimmt.

Durch eingehende Vergleichung der Anlage wie der Einzelheiten in der Ausführung stellt G. enge Zusammenhänge Walkenrieds mit Maulbronn und Ebrach fest, die ihrerseits in burgundischen Bauten (Pontigny) Vorbilder haben. Aus der starken Übereinstimmung zwischen Maulbronn und Walkenried darf G. schließen, daß der Maulbronner Architekt mit der gesamten Bauhütte nach Walkenried übersiedelt ist. Es wird dann im einzelnen gezeigt, daß ein starker Einfluß von Walkenried auf die Gestaltung des Halberstädter wie Magdeburger Domes stattgefunden hat, und mehr andeutungsweise bemerkt, daß eine Reihe anderer, besonders thüringischer Kirchenbauten Spuren dieses Einflusses zeigen. G. versäumt es nicht, durch historische Nachweise seine Behauptungen zu erhärten. — Die der Arbeit beigegebenen 22 Tafeln bringen in ausgezeichneter Wiedergabe zahlreiche Profilzeichnungen, Grundrisse und Querschnitte, architektonische und ornamentale Einzelheiten.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

47.

Behne, Adolf, Der Inkrustationsstil in Toscana. Gr. 8°. 189 S. Diss. Berlin, Emil Ebering, 1912.

Die Ergebnisse dieser Dissertation, die mit großer Sorgfalt wichtige kunsthistorische Ergebnisse zutage fördert, vor allem die Bedeutung des Doms von Pisa für die Baugeschichte Toscanas, liegen zum größten Teil außerhalb des Rahmens der in den „Mitteilungen“ zu besprechenden Literatur. Hervorgehoben aber sei, daß die Stiluntersuchungen zahlreiche wertvolle Ergebnisse für die Datierung der Bauten bezw. Umbauten liefern, und daß in der kunsthistorischen Entwicklung sich vielfach dieselben Einflüsse geltend machen wie in der

Digitized by Google

geistesgeschichtlichen. Im übrigen müssen wir uns hier damit begnügen, die Freunde italienischer Kunstgeschichte auf die interessante und fleißige Arbeit hinzuweisen.

Berlin-Steglitz, z. Z. im Feld. F. Schillmann.

48.

Geographische Zeitschrift, hrsg. von Prof. Dr. Alfred Hettner. 20. Jahrgang, 12. Heft; 21. Jahrgang, 4. Heft. Gr. 8°. Je 64 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1914 u. 1915. Halbjährlich M. 10.—.

Zu denen, die heute in erster Linie berufen erscheinen, die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge der großen Zeitereignisse aufzudecken und zu erklären, gehören zweifellos die Geographen. Aus dieser Erwägung heraus hat sich der Leiter der bisher als Fachzeitschrift wohlbekannten Geographischen Zeitschrift im Einverständnis mit dem Verlag entschlossen, sein Blatt während der Dauer des Kriegs in den Dienst einer wissenschaftlich begründeten und vorurteilsfreien Darstellung der natürlichen und politischen Voraussetzungen des Wesens und der Ziele des großen Krieges zu stellen. So enthalten die zur Probe übersandten beiden Hefte eine Reihe von „Kriegsaufsätzen", die in erster Linie nicht für Fachgeographen, sondern vielmehr für gebildete Leser bestimmt sind, die ein nüchternes, ruhig abwägendes Urteil zu würdigen verstehen. Die Aufsätze über Kiautschau (von Dr. Heinrich Schmitthenner in Heidelberg), den polnischen Kriegsschauplatz (von Prof. Dr. Joseph Partsch in Leipzig), Serbien und den serbischen Kriegsschauplatz (von Prof. Dr. Norbert Krebs in Wien), den karpathischen Kriegsschauplatz (von Prof. Dr. Joseph Partsch in Leipzig), zum Kampf um die Meerengen (von Prof. Friedrich Braun in Graudenz) und über den südafrikanischen Bundesstaat und Deutsch-Südwestafrika (von Prof. Dr. Carl Uhlig in Tübingen) sind nicht nur allgemeiner Beachtung wert, sondern auch vor allem geeignet, das geschichtliche Verständnis für einzelne, auf räumlich weit auseinander liegenden Kriegsschauplätzen sich abspielende Kämpfe zu wecken und zu vertiefen.

Berlin-Grunewald. A. Koernicke.

49.

Chamberlain, Houston Stewart, Neue Kriegsaufsätze. 8°. 102 S. München, F. Bruckmann, 1915. M. 1.–.

Drei Aufsätze sind in diesem Heft vereinigt. Der erste kennzeichnet aus reicher persönlicher Erfahrung heraus die „Grundstimmungen in England und Frankreich", der letzte sucht die grundsätzlichen Vorbedingungen für einen wahrhaft „deutschen Frieden" auf. Der mittlere faßt kühn ein gewaltiges Problem

Digitized by Google

an: „Wer hat den Krieg verschuldet?“ Er greift auf historisches Gebiet über, mit ihm allein haben wir uns an dieser Stelle zu beschäftigen. Chamberlains Art, die Dinge zu sehen, ist bekannt. Er beansprucht nicht, als zünftiger Historiker zu gelten. In der Tat wird man kaum ein Lächeln unterdrücken können, wenn er mit ehrlichem Entsetzen redet von dem unentwirrbaren Durcheinander der Depeschen, die bei Kriegsausbruch gewechselt, und von den verschiedenfarbigen Büchern, die von den einzelnen Regierungen zusammengestellt wurden. Aber der ehrliche Leser wird sich bald sehr ernsthaft gestehen müssen, daß hier in scheinbarer Unwissenschaftlichkeit vielleicht mehr historische Intuition im Rankeschen Sinne verborgen ist, als mancher unserer angesehensten Historiker in der gleichen Frage gezeigt hat. Ich möchte jedem, der sich wissenschaftlich mit diesem Problem beschäftigt, dringend raten, einmal zu diesem Aufsatz zu greifen. Zusammenhänge und tiefste Ursachen werden ihm da klarer werden, als noch so gewissenhafte kritische Forschung allein sie aufzudecken vermag.

Berlin-Dahlem. G. Bonwetsch.

50.

Unus, Walther, England als Henker Frankreichs. Ein Kampf um die Weltherrschaft und sein Ende. Mit 25 Textbildern. Gr. 8°. 47 S. Braunschweig, George Westermann, 1915. Geh. M. 1.—.

Als einer meiner Söhne Tertianer war, schrieb der joviale Direktor unter seinen Aufsatz: „Das beste an der Arbeit ist das“ (mit kecken Strichen geschickt gezeichnete) „Männchen auf dem Löschblatt.“ So sind auch hier das weitaus beste an dem Hefte die 25 eingedruckten Karikaturen von Henri Martin, A. Willette, Charles Vernier, Caran d'Ache usw., meist aus französischen Witzblättern. Der Text ist leider etwas steif, unklar und hölzern, so daß der beabsichtigte Eindruck nicht erreicht wird. Das beigebrachte Material würde ganz anders wirken können, wenn eine geschicktere Hand es bearbeitet hätte.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Berichtigungen zum vorigen Bande.

Seite 302, Zeile 1 und 3 von oben: statt Strähl lies Ströhl.
Seite 302, Zeile 4 von oben: statt IIp lies IIg.
Seite 302, Zeile 8 von oben: statt Jarkovič lies Jurkovič.

Digitized by Google

51.

Forschungen zur Entstehung des Weltkriegs.

Von Richard Sternfeld.

Darf man schon jetzt über die Entstehung des Weltkrieges ein geschichtliches Urteil abgeben? Gewiß, wenn das mit der nötigen Beschränkung geschieht. Drei konzentrische Kreise der Geschehnisse lassen sich unterscheiden. Erstens der äußerste, der die Ursachen enthält. Über sie haben wir bereits eine lange Reihe von Nachrichten: es handelt sich um die Stellung der großen Mächte seit 1871 oder seit 1890 — wie man will —, um ihre Bünde und Gegensätze. Zweitens der mittlere, der die Gründe des großen Krieges einschließt. Sie sind uns noch großenteils unerkennbar; erst die Zukunft wird hier manchen Schleier lüften, manches fehlende Glied ergänzen. Drittens, der innerste: die Veranlassung. Diese kann schon jetzt besser festgestellt werden, als manche zu früheren Kriegen, weil wir noch niemals ein so reiches Material an Blaubüchern und anderen Veröffentlichungen hatten.

Nun weiß jedermann, welche Bedenken man gegen Blaubücher haben muß. Und auch die vorliegenden sind voll von verdächtigen Stellen, von Auslassungen, von Umstellungen und Fälschungen. Dazu kommt, wie Oncken hervorhebt, alles das, was nicht in Worten des Berichts sich ausdrücken läßt, das „unsichtbare Fortschreiten der Dinge“ und fügen wir hinzu, die ganze Fülle von Unterredungen und Beratungen der Diplomaten mit anderen maßgebenden Personen und Kreisen, von denen uns hier nichts bekannt gemacht wird.

Aber andererseits hat Bergsträßer sehr gut dargelegt, daß die große Zahl der Blaubücher aus beiden Lagern ein ziemlich vollständiges Bild der äußeren Vorgänge in den 13 Tagen des Kriegsausbruchs geben, daß sie sich ergänzen, berichtigen und widerlegen und daß die historische Kritik Mittel hat, unabsichtliche und absichtliche Fehler und Trübungen festzustellen. Man kann daher sagen, daß der Kriegsausbruch (nicht seine Gründe) schon heute einigermaßen genau festzustellen ist.

Dazu kommt aber noch eine innerliche Klarheit dieser Vorgänge vom 23. Juli bis zum 4. August. Man kann doch sagen, daß die Großmächte von Anfang an so feste Standpunkte eingenommen haben, daß trotz aller Verhandlungen keine davon abging; ein Beweis, wie wichtig die Gründe dafür gewesen sein müssen. Österreich besteht darauf, daß Serbien jede Forderung seiner befristeten Note (des sogenannten Ultimatum vom 23. Juli)

Digitized by Google

binnen zwei Tagen annimmt; Rußland tritt für Serbien ein und bezeichnet die Bewilligung dieser Forderung als Verletzung der Souveränität Serbiens, auch dann, als Österreich verspricht, Serbiens Landbesitz nicht zu schmälern; Frankreich kann sich dem Zusammengehen mit Rußland nicht versagen (obschon, wie Helfferich meint, Bergsträßer aber leugnet, es erst dann seine Hilfe fest zusagt, als es auf den Schutz Englands hoffen darf); Deutschland besteht darauf, daß der Zwist zwischen Österreich und Serbien „lokalisiert" und nicht durch das Eingreifen anderer Mächte „kompliziert" wird; Italien will die Bedingungen des Dreibunds so auslegen, daß es wohlwollend neutral bleiben kann; England will sich ruhig verhalten, so lange jener Zwist sich lokalisieren läßt, aber nicht neutral bleiben, wenn Deutschland und Frankreich hineingezogen werden; es glaubt die Hände frei zu haben und ist doch durch frühere Abmachungen gebunden.

Hieraus geht schon hervor — was sich dem Historiker von selbst versteht —, daß alles, was in den 13 Tagen sich abspielt, an frühere Bindungen der Großmächte anknüpft, und daß dieser Kriegsausbruch nicht zu verstehen ist, wenn man nicht auf Schritt und Tritt Früheres in Betracht zieht, dessen Folgen diese letzten Vorgänge sind. Es ist nicht immer böser Wille und Abneigung, wenn harmlose Gemüter, besonders bei den Neutralen, aus dem Studium der gefärbten, zurechtgemachten und gefälschten Blaubücher die Schuld der Zentralmächte am Kriege herauslesen; sie sind nicht geschult genug, Kritik zu üben, das Entscheidende zu erfassen und die Vorgeschichte heranzuziehen, von der aber in jenen nichts zu finden ist.

Dagegen kann man nun die erfreuliche Übereinstimmung fast sämtlicher Forscher feststellen, deren Arbeiten hier genannt werden sollen; abweichend im Kleinen, kommen sie im Großen alle zu denselben Resultaten, nicht nur die Deutschen, sondern auch Schweden und Holländer.

Man kann die Arbeiten, die hier anzuführen wären — es sind gewiß nicht annähernd alle vorhandenen — einteilen: I. in solche, die nur die politischen Verhältnisse bis zum Kriegsausbruch überblicken, II. in solche, die ihre allgemeine politische Übersicht bis zum Kriegsausbruch (4. August) fortführen, III. in solche, die nur die Wochen des Kriegsausbruchs (d. h. vom Attentat von Serajewo bis zum 4. August) behandeln.

I.

Offenbar in allen Dingen der Weltpolitik außerordentlich bewandert ist der Holländer Valter[1]). Er ist der einzige, der alles unter den Gesichtspunkt der außereuropäischen Politik stellt. Daher kann man viel von ihm lernen. Er steht ganz auf deutscher

[1]) Valter, M. P. C., Neue Beiträge zur Entstehung des Weltkriegs 1914. Aus dem Holländischen. 8°. 183 S. Berlin, Concordia, 1915. M. 2.—.

Digitized by Google

Seite und geht so weit, zu sagen (S. 73), es wäre für die ganze Welt besser gewesen, wenn Deutschland schon früher dem Friedensstörer Frankreich den Krieg erklärt hätte: besser rechtzeitig hart und streng als friedliebend. Die ganze Schuld aller Verwicklungen wälzt Valter auf England; in den Jahren 1896—98 sieht er den für die Briten glänzenden Umschwung der Dinge. Er zieht auch Amerika heran und meint, daß die Vereinigten Staaten, auf England gestützt, eine neue Aggressiv-Politik befolgen. Er geht auf die belgische Neutralitäts-Frage 1910—11 ausführlich ein und zeigt, wie König Albert damals auf den abschüssigen Weg geriet, der im Frieden die Neutralität brach; er spricht auch über die Versuche, Holland auf die Seite der Westmächte zu ziehen. — Dächten alle seine Landsleute wie der gescheite Verf., es stände besser für uns in Holland.

Der frühere ungarische Minister Andrassy[1]) überblickt die Motive des Weltkriegs; er findet sie in den russischen Balkan-Aspirationen, die er natürlich bis ins kleinste kennt. Er leugnet österreichische Eroberungslust auf dem Balkan; nie hätte der große Andrassy Saloniki begehrt. Die Kapitel-Überschriften: Deutschland und die Türkei, Serbien, Rußland, Frankreich und Japan, England, die diplomatische Aktion Österreich-Ungarns, zeigen den Rundgang, den Andrassy antritt, wobei er Ausblicke in die Vergangenheit und die Zukunft tut. Er kann es nur als Ironie auffassen, wenn die Oxforder Historiker in ihrem Buch „Why we are at war", England und Rußland als Schützer der Schwachen hinstellen. „Die Verantwortung für den Weltkrieg trägt Rußland in erster Reihe, dann aber seine Verbündeten. Wir haben uns nur verteidigt; unser Gewissen ist rein und ruhig." Über Österreichs Ultimatum meint der Verf.: „Wenn wir noch einen Moment länger zögerten, ging unsere Selbstachtung in Stücke, unsere Widerstandskraft und innere Einigkeit. Und wenn uns Deutschland nicht half, wäre es später unter dem Streiche derselben Koalition gefallen, deren Spitze sich ohnehin nicht gegen uns, sondern gegen Deutschland richtete."

II.

Am frühesten war Helmolt[2]) mit seiner Zusammenstellung auf dem Plan. Fleißig hat er alles für ihn Erreichbare herbeigetragen; da aber inzwischen sehr viel neues hinzugekommen, ist seine Arbeit in manchem überholt. Wenn er z. B. (S. 100) den Dreibundvertrag zu paraphieren versucht, so wissen wir heute, nachdem uns im zweiten österreichischen Rotbuch vier Artikel daraus enthüllt sind, daß er sich geirrt hat. Helmolt beginnt

[1]) Andrassy, Graf Julius, Wer hat den Krieg verbrochen? 8°. 98 S. Leipzig, Hirzel, 1915. M. 1.50.

[2]) Helmolt, Hans F., Die geheime Vorgeschichte des Weltkriegs. Auf Grund urkundlichen Stoffes. Mit 16 Bildnissen. 8°. 317 S. Leipzig, K. F. Köhler, 1914. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Digitized by Google

seine Übersicht mit der Krüger-Depesche und führt sie bis Juni 1914. Dann gibt er vom 20. Juli bis 4. August Tag für Tag die Dokumente aus dem Deutschen Weißbuch, dem Britischen Blaubuch und dem Belgischen Graubuch; die russischen, französischen und serbischen Farbbücher fehlten ihm noch.

Steffen[1]) gibt eine Weiterführung seines bekannten trefflichen Werkes „Krieg und Kultur". Da er den Imperialismus für die Ursache des Weltkriegs hält, muß er diesen Begriff erörtern, der „so alt ist wie die Weltgeschichte". Er unterscheidet zehn Imperien in heutiger Zeit, davon zwei (Türkei und China) in Inaktivität. Er untersucht dann den Imperialismus als Gedanke, als Vorbereitung zum Weltkrieg. Mit tiefem Gefühl und bestem Verständnis stellt Steffen dem britischen Imperialismus den berechtigten deutschen gegenüber. Er stimmt mit den übrigen Forschern überein, wenn er sagt: „Grey hätte nur zu erklären brauchen, daß das englisch-französische Abkommen in diesem Falle nicht gelte, und der Krieg wäre auf Österreich und Serbien, oder auf Österreich und Deutschland gegen Rußland und Serbien beschränkt geblieben." Steffen meint, daß auch Frankreich nicht gewagt hätte, das deutsche Angebot der Neutralität abzulehnen, wenn England neutral geblieben wäre.

Luckwaldt[2]) kommt zum selben Resultat: „daß die serbische Verwicklung Grey schreckte; indem er vom Frieden redete, wollte er ihn wirklich erhalten, aber wichtiger war ihm die Erhaltung des Dreiverbands, und er betrachtete die Dinge allererst unter dem Gesichtspunkte der deutschen Gefahr". Luckwaldts Kapitel — Der Revanchegedanke in Frankreich, Rußland, Österreich, Deutschland, England und die deutsche Flotte, die dauernde Kriegsgefahr, Balkankrieg und Weltkrieg — zeigen, wie weit er zurückgreift. Von dem österreichischen Ultimatum sagt Luckwaldt: „Für solche dauernde Beschränkung der Souveränität fehlten alle Vorgänge in der Geschichte, es sei ein Mitverfügungsrecht in Serbien gefordert worden." Das trifft doch nicht zu, da nur Beteiligung an der Untersuchung, nicht am Gericht verlangt wurde. Ob man sich in Berlin einer Täuschung über Rußlands und Englands friedliche Haltung hingegeben (S. 93), scheint mir fraglich. S. 100 unten ist statt „1911" richtig „1912" zu lesen.

Bitterauf[3]) umfaßt den weitesten Zeitraum, indem er 1871 beginnt, dann aber den Ausbruch des Krieges bis zum Eingreifen Italiens weiterführt. Er behandelt 1. das Zeitalter Bismarcks, Dreibund und Entente cordiale, 2. das Zeitalter

---

[1]) Steffen, Gustav F., Weltkrieg und Imperialismus. Spezialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg. 8°. 254 S. Jena, Eugen Diederichs, 1915, M. 4.50.

[2]) Luckwaldt, Friedrich, Die Vorgeschichte des Krieges. Fünf Vorträge. 8°. 110 S. Danzig, A. W. Kasemann, 1915, M. 1.50.

[3]) Bitterauf, Theodor, Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. 8°. VII u. 202 S. München, C. H. Beck, 1915. M. 2.80.

Digitized by Google

Wilhelms II., Deutschland und England, die Tripelentente, 3. Marokko und Balkanproblem, die Koalition gegen Deutschland, dann auf 100 Seiten den Kriegsausbruch. Die Darstellung ist reichhaltig und gut, die Auffassung deckt sich mit der allgemeinen. Auf wichtige, uns noch fehlende Stücke macht Bitterauf (S. 149) aufmerksam: den Meinungsaustausch zwischen Viviani und Cambon vor der Heimkehr Vivianis nach Frankreich (aus Rußland), Aufschlüsse über Cambons Reise nach Paris (aus London), die Instruktionen der auf ihre Posten zurückkehrenden Iswolski, Swerbejew, Schebeko, die Beziehungen des Dreiverbands zu Belgien und Serbien. Die belgischen Gesandtenberichte und das zweite österreichische Rotbuch hat der Verf. noch nicht benutzt. Viele Namen sind ungenau. (Graindl statt Greindl; S. 38 muß es heißen Leroy Beaulieu, S. 148 Ramsay, S. 140 Lichnowsky usw.).

H. Oncken[1]) hat einen der beachtenswertesten Aufsätze über die Ursachen des Krieges geschrieben. Auf 100 Seiten gibt er in fesselnder Darstellung die Vorgeschichte, die bei ihm ganz einleuchtend in die Tage des Kriegsausbruchs einmündet; bei ihm sieht man am besten, wie diese überall zurückgreifen und bedingt sind durch die früheren Verabredungen und Bindungen. Was bei Oncken noch besonders anzieht, ist erstens eine Anzahl von feindlichen Preßstimmen aller Art, die er einwebt, zweitens, wenn man näher blickt, unbenutztes Material, das ihm zur Verfügung stand. So berichtet er, daß Salisbury 1900 an Wilhelm II. mit dem Vorschlag einer Teilung der Türkei herangetreten sei. Manches, was wir jetzt wissen, hat auch Oncken noch nicht gekannt; so die belgischen Gesandtschaftsberichte und die Enthüllung Bethmann-Hollwegs, daß Lichnowsky noch im Juli 1914 bei Grey wegen des englisch-russischen Marine-Abkommens Vorstellungen erhoben hat.

Von Edward VII. urteilt Oncken, daß er, nicht Delcassé, 1904 der Führende war, daß er diesen Weltkrieg vielleicht nicht gewollt hat, daß aber ohne sein Eingreifen, ohne seine „weltpolitische Einschnürung" Deutschlands dieser Krieg nicht gekommen wäre. Von Greys Verhalten Ende Juli 1914 urteilt er: „Ob klare Berechnung oder nur mangelhaftes Augenmaß im Verein mit unüberwindlichen Vorurteilen seine Schritte lenkten, wird verschiedene Psychologie sich verschieden auslegen." „Möglich, daß Greys Verfahren auf die Erweckung des Eindrucks einer Bereitschaft zum Losschlagen, nicht auf das Losschlagen selbst zielte".

Keiner hat so klar wie Oncken die „diplomatische Maschinerie der Entente" als treibendes Motiv Greys nachgewiesen; im Resultat stimmt er mit den anderen Forschern überein, nur stellt er Greys Politik schärfer als „innerlich offensiv" hin: „indem er

[1]) Oncken, Hermann, Vorgeschichte und Ausbruch des Weltkriegs (= S. 463—564 des Sammelwerks „Deutschland und der Weltkrieg", hrsg. von Hintze, Meinecke, Oncken u. Schumacher. 8°. VI u. 686 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1915, M. 7.—, geb. M. 9.—).

Digitized by Google

das System der Friedensgarantien, d. h. der Bindungen Deutschlands durch intime Abkommen mit Offensivkräften, deren Ziel er kannte, dauernd weiter trieb, verstrickte er die Politik seines Landes rettungslos."

Außer einigen Druckfehlern und fehlenden Zitat-Angaben möchte ich noch beanstanden, daß Oncken (S. 553) die Verschärfung des Greyschen Vorschlags in der zweiten Fassung Grey selbst zuschreibt, weil es heißt „à la demande de l'ambassadeur d'Angleterre". Die Sache verhält sich so: Sassonow willfahrte Grey, indem er in seine Formel den Greyschen Vorschlag aufnahm, daß Österreich nach dem Einmarsch in Serbien stehen bleiben solle; dafür verschärfte Sassonow aber den englischen Vorschlag, indem er erstens seine alte Formel beibehielt („daß der österreichisch-serbische Konflikt eine europäische Frage sei"), zweitens die Haltung Rußlands so änderte, daß statt des „cesser ses préparations militaires" jetzt ein „conserver son attitude expectante" versprochen wird. Oncken hat das mißverstanden, wenn er sagt: „Das Eingreifen Englands in die Formulierung muß die schwersten Bedenken gegen die Friedensliebe Englands erwecken." Bergsträßer dagegen wendet sich mit Recht wider diese Auffassung (die auch andere Forscher, wie Zechlin, hatten); aber er hat nun wieder übersehen, daß Sassonow in dem einen Punkt entgegenkommt, daß Österreich in Serbien einrücken und Belgrad einnehmen darf, bevor es Halt macht. Die Sachlage wird klar, wenn man das Orangebuch Nr. 67 mit dem Blaubuch n. 120 vergleicht: hier schreibt Buchanan ganz deutlich, daß Sassonow ihm gesagt, er habe diese neue Formel gefunden, um seine Formel (Blaubuch 97) mit der Greys (Blaubuch 103) zu verschmelzen."

Und noch etwas allgemeines: Oncken spricht in der Einleitung von Ranke, der ihm auch hier Meister sein solle. Aber kann wirklich der Historiker diese Dinge schon so behandeln, wie Ranke Geschichte schrieb? Ich glaube es nicht. In einem gewissen Grade ist auch der deutsche Historiker heute noch Apologet; er kann nicht aus seiner Haut fahren, kann die Dinge nicht sine ira et studio ansehen, kann nicht, wie Ranke, kühl über der Sache schweben und die Politik der großen Mächte in ihren natürlichen und daher berechtigten Gegensätzen abwägen. Wir nehmen für unser Vaterland Partei, aufrichtig von seinem Rechte überzeugt — wann aber hätte Ranke Partei genommen?

III.

Die Schriften Helfferichs[1]) und Bergsträßers[2]) sind diejenigen, welche sich am genausten in die diplomatischen

[1]) Helfferich, Karl, Die Entstehung des Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandmächte. 8°. 48 S. Berlin, Stilke, 1915. M. —.30.

[2]) Bergsträßer, Ludwig, Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch. Eine kritische Studie auf Grund der offiziellen Veröffentlichungen aller beteiligten Staaten. 8°. 104 S. München u. Berlin, R. Oldenbourg, 1915. M. 2.—.

Digitized by Google

Verhandlungen vor dem Kriegsausbruch vertiefen und durch kritische Untersuchung am meisten die Erkenntnis der Lücken, Widersprüche, Fälschungen und Zustutzungen der Blaubücher unserer Feinde zu fördern geeignet sind.

Unser Schatzsekretär verfährt dabei so, daß er sich das Wichtigste herausgreift, an dem er die Unaufrichtigkeit der gegnerischen Darstellungen beweisen kann, und nun klar und überzeugend die Behauptung widerlegt, daß Deutschland den Krieg herausgefordert habe; er geht nicht chronologisch vorwärts, sondern beginnt mit der Mobilmachung des „Brandstifters" Rußland, um dann nach rückwärts die Fäden zu verfolgen und zu entwirren.

Helfferich beweist unwiderleglich, daß die Behauptung des französischen Gelbbuchs, Deutschland hätte nie etwas getan, den Krieg zu verhindern, Lüge ist, daß dagegen Rußland, sobald es merkte, daß auf deutsches Betreiben Österreich zur Nachgiebigkeit bereit sei, in brutaler Weise durch seine Mobilmachung alle Brücken zum Frieden abbrach. In Bezug auf England ist der Verf. der Meinung, daß es Frankreich gegenüber, besonders durch den Briefaustausch vom November 1912, gebunden gewesen, wenn auch Grey immer behauptet habe, daß Englands Hände frei seien. Ich möchte hinzufügen, daß er natürlich nicht von sich aus allein handelte, auch nicht nur mit Zustimmung des Ministeriums, sondern auch der unionistischen Opposition: sie stärkte ihm den Rücken. Hätte er anders gehandelt, so wäre das Kabinett gestürzt worden, und die Bonar Law und Lansdowne hätten sicher noch schroffer die nie wieder so günstig sich bietende Gelegenheit ausgenutzt, Deutschland anzugreifen. Kein Zweifel, daß in den politischen Dingen, besonders Deutschland gegenüber, das Kabinett schon lange mit der Opposition einig war.

Da Helfferichs Schrift allgemein bekannt ist, brauche ich auf seine Ausführungen nicht weiter einzugehen; nur einige Bemerkungen seien erlaubt.

„Sogar die Erhaltung des russischen Prestiges auf dem Balkan war nach dem von Österreich angebotenen Entgegenkommen keine Sache mehr, die den Appell an die Waffen begründen konnte". Gewiß wird dieser Satz vom deutschen Standpunkte aus richtig sein. Aber müssen wir uns nicht auf den russischen stellen, um die russische Politik zu begreifen? Rußland hat es oft ausgesprochen: auch wenn Österreich-Ungarn verspricht, den Gebietsbestand Serbiens nicht anzutasten, wird ein besiegtes Serbien von der Doppelmonarchie abhängig sein und diese auf dem Balkan Rußlands Prestige verdrängt haben. Rußland sah einen Balkanstaat nach dem andern von russischem Einfluß sich lösen, es konnte fast nur noch auf Serbien zählen; dieses im Stiche lassen und ruhig mit ansehen, daß es besiegt würde, hieß für Rußland: jedem Einfluß auf dem Balkan entsagen. Darum mußten auch die Hoffnungen täuschen, die auf

Digitized by Google

den Abscheu aller Monarchen gegen die Mörder von Serajewo gesetzt waren (wenn sie überhaupt von praktischen Politikern jemals gehegt wurden): wann sind die großen politischen Interessen der Staaten je von moralischen Sympathien bestimmt worden? Man soll doch die großen Notwendigkeiten nicht verhüllen: war es für Österreich unabweislich, seine „befristete Note" zu senden, so für Rußland, sich auf Serbiens Seite zu stellen. Tisza hat das schon am 15. Juli ausgesprochen: „ein Staat, der den Krieg nicht als ultima ratio betrachte, könne sich als Staat nicht behaupten."

Darum ist es auch ermüdend und im Grunde unfruchtbar, immer wieder die Blaubücher zu durchforschen. Hoch über diesen letzten Verhandlungen und über den jeweiligen diplomatischen Trägern der Politik stehen die furchtbaren Notwendigkeiten, deren Erkenntnis auch alle Fragen nach der Schuld einzelner Menschen als töricht erscheinen läßt.

Gehen wir endlich auf Bergsträßers Studie über, so haben wir in ihr das ausführlichste und auch beste, was, in Hinsicht auf Vollständigkeit des Materials und Erforschung der einzelnen Vorgänge von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, bisher geschrieben worden ist. Neues Material, das inzwischen bekannt geworden, wird der Verf. hoffentlich in eine 2. Auflage hineinarbeiten, wobei er manche Namens- und Druckfehler verbessern, den letzten etwas zu kurz geratenen Abschnitt erweitern und die Darstellung öfters klarer gestalten müßte.

Da er das serbische Blaubuch benutzte, gewinnt der Anfang seiner Arbeit eine bessere Grundlage als die vorhergenannten. Zu erwähnen wäre jetzt, daß das letzte Stück der belgischen Gesandtenberichte erweist, daß man am 2. Juli in Berlin bereits die Hauptforderung des drei Wochen später von Wien gestellten Ultimatum — den 5. Artikel — in der Diplomatenwelt kannte: die recherches (nicht enquête) judiciaires. Wie war das möglich, fünf Tage nach dem Attentat? Das führt uns auf die viel erörterte Frage nach der Wahrheit der deutschen Versicherung, daß man in Berlin den Wortlaut des Ultimatum vor der Absendung nicht gekannt habe. Wir haben keine Veranlassung, an dieser oft abgegebenen Erklärung zu zweifeln. Der Grund ist klar: wird man über die energischen Absichten Österreichs nicht im Ungewissen gewesen sein, so wollte man in Berlin absichtlich nichts Genaueres erfahren, um der Wahrheit gemäß später erklären zu können, daß diese Angelegenheit niemand anders angehe, als die Doppelmonarchie und Serbien, und daher von Deutschland nicht beeinflußt worden sei. Dies ist ja bis zum Ende der circulus vitiosus, oder, wenn man man will, der gordische Knoten gewesen.

Nur einiges sei aus Bergsträßers Studien hervorgehoben. Ein wichtiger Punkt, in dem Helfferich und Bergsträßer nicht übereinstimmen, betrifft die Haltung Frankreichs. Helfferich

Digitized by Google

meint: der französisch-russische Bündnisvertrag (kennt man ihn denn?) verpflichtete Frankreich nicht zu unbedingter Kriegsgefolgschaft; es hätte in doppelter Furcht geschwebt: einerseits Rußland durch mangelnden Kriegseifer zu mißfallen, andererseits in einem Krieg gegen die Zentralmächte mit Rußland allein zu stehen. Daher mußte Frankreich erst der englischen Hilfe sicher sein: am 28. Juli hatte es diese Gewißheit und erst am Abend dieses Tages, nicht früher, habe es Rußland seine vorbehaltlose Waffenhilfe angekündigt. Bergsträßer (S. 65, Anm. 4) widerlegt diese Ansicht. Er meint, daß in Petersburg nie ein Zweifel am Mitgehen Frankreichs bestanden habe. Helfferich übersehe, daß im Orangebuch Nr. 55 stehe: „confirmer l'entière résolution", was eine schon vorher ergangene Erklärung voraussetze. Erst nach der Rückkehr Vivianis von Rußland konnte aber eine formelle abgegeben werden. Diese von Helfferich vermißte Zusicherung der französischen Hilfe finde sich im Erlaß Vivianis an die Botschafter im Gelbbuch Nr. 101. In der Tat kann man daran zweifeln, ob es Frankreich möglich gewesen wäre, neutral zu bleiben, selbst wenn England nicht eingegriffen haben würde; dazu war doch der Bund mit Rußland zu fest, Poincaré zu tief verstrickt in die russenfreundliche Politik, und die Hoffnung auf die russische Armee — deren Bereitschaft man kannte — zu sicher. Es ist nicht anzunehmen, daß Poincaré und Viviani in den Gesprächen mit Sassonow erklärt haben: wir bleiben neutral, wenn uns England nicht hilft; dem widersprechen bestimmte Äußerungen Paléologues (Engl. Blaubuch Nr. 6).

Seit Frankreich die dreijährige Dienstzeit angenommen, war der Krieg nahegerückt: das ist allgemein anerkannt worden. Der Prozeß Jaurès — immer bisher aufgeschoben — wird vielleicht Klarheit bringen. Der neue Militarismus — „cocardière et chauvine", wie der belgische Gesandte Guillaume im Januar 1914 schrieb — hätte eine Bewegung gegen den Krieg an Rußlands Seite nicht aufkommen lassen; und neuerdings wird selbst in Frankreich zugegeben, daß Poincaré eine eigene Politik getrieben habe und Viviani durch die Mobilisierung Rußlands am 31. Juli völlig überrascht gewesen sei. Jaurès verlangte in jenen Tagen stets, daß Frankreich Rußland von übereilten Maßnahmen zurückhielte, aber das zu tun, war Poincaré weder willens noch imstande. — Andererseits sagt auch Bergsträßer, daß bis zum 29. Juli „die französische Politik nach keiner Richtung hin eine klare Stellung einnimmt". Eine Angst vor der Verantwortung hat nicht gefehlt.

In Bezug auf die Haltung Greys ist der Verf. geneigt, diesen, in Hinsicht auf die belgische Neutralität, „für einen glänzenden Meister des diplomatischen Spiels zu halten". Er stimmt aber mit der allgemeinen Ansicht der Forscher überein, daß Grey bis zum 27. Juli eine Vermittlung wirklich angestrebt habe.

Digitized by Google

Diese Auffassung würde zwar bei vielen Deutschen auf Widerspruch stoßen, die da meinen, daß er von Anfang an auf den Krieg hingearbeitet habe, aber die „Akten sprechen dagegen". Ja, selbst nach dem 27. bedeutete die englische Aktion zwar eine Wendung gegen Deutschland, aber nicht eine solche, die notwendig zum Kriege führen mußte, „vor allem keine, die zum Kriege hätte führen sollen". Die entgegengestzte Meinung J. Hallers lehnt Bergsträßer ab.

Daß für alle diese Dinge und ganz besonders für Greys Konferenz-Vorschlag die Rede des deutschen Reichskanzlers vom 19. August 1915 zu vergleichen ist („Die Reichstagsreden des Kanzlers und des Schatzsekretärs", sieben Reden, Berlin W 8, Carl Heymann, S. 34 f.), braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Auf diesem Konferenz-Vorschlag fußen ja zumeist harmlose Lobredner Greys und Tadler Deutschlands; und doch hat Grey selbst geschrieben, daß eine Verhandlung zwischen Österreich und Rußland zunächst der Vierer-Konferenz bei weitem vorzuziehen sei. —

Zum Schlusse sei hervorgehoben, daß Bergsträßer zahlreiche Fälschungen der Blaubücher nachweist oder doch wahrscheinlich macht. Die berühmteste ist ja die, zuerst von der Übersetzerin des Blaubuches Fräulein Dr. phil. Elisabeth Rotten („Die Eiche", Berlin, Verlag F. Zillesen, 1914, Jahrg. 2, Heft 4, S. IV ff.) entdeckte und jetzt allgemein zugegebene der 3. Anlage von Nr. 105 des Blaubuches. W. Levison hat in der Kölnischen Zeitung (1915, 12. Januar) nachgewiesen, daß Nr. 106 des Gelbbuches dementsprechend ebenfalls gefälscht ist. Es handelt sich um die Behauptung sehr früher Grenzverletzung Frankreichs durch deutsche Truppen. Zwar gibt Bergsträßer (S. 79, Anm. 2) eine scharfsinnige Erklärung, die von der Levison'schen abweicht, aber in der Sache sind sie einig: man brauchte in England die Nachricht deutscher Grenzverletzung, um die Abmachungen jenes Briefaustausches vom November 1912 schon jetzt als fällig hinstellen zu können. Ganz leichtsinnig aber, und zu spät dann berichtigt, war die Veröffentlichung des englischen Blaubuchs: in einem französischen Schriftstück vom 31. Juli (Donnerstag) ließ man die Worte „hier vendredi" stehen!

Der eben genannte Artikel von Levison findet sich jetzt erweitert auf S. 40 einer sehr nützlichen Zusammenstellung [1]). Hier sind sieben Erklärungen vereinigt, die sämtlich an dem französischen Gelbbuche scharfe Kritik üben; die sechste rührt wohl vom Botschafter v. Schön her.

Berlin-Zehlendorf. R. Sternfeld.

[1]) „Randglossen zum Französischen Gelbbuch." 8°. 56 S. Berlin, Concordia, 1915. M. —.50.

Digitized by Google

52.

Die Persönlichkeit. Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung. Herausgeg. v. Eduard Schneider; verlegt v. H. Lüstenöder, Frankfurt a. M. (1914.) 1. Jhrg. 2. (Febr.)- u. 4. (April-) Heft. S. 81—160, 240—320. Vierteljährlich M. 2.80.

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit." Dieses Goethesche Wort hat gerade in unserer Zeit mit ihrem stark ausgeprägten Kultus der eigenen und jeder fremden überragenden Persönlichkeit wieder besondere Geltung erlangt; und es gehört zu den glücklichen Ideen, in Form einer Monatsschrift regelmäßig eine Folge bedeutender zeitgenössischer und historischer Charaktere vorzuführen.

Für ein größeres Publikum, das leicht angeregt und angenehm belehrt sein will, wird der abgeschlossene Lebenslauf großer Männer und die runde Würdigung tüchtiger Geister immer anziehend sein. Das wußten schon die antiken Schriftsteller, denen vielfach eine Wertschätzung der Biographie als literarischer Form eigentümlich ist; daraus hat pädagogische Einsicht von jeher Nutzen gezogen, indem sie den ersten Geschichtsunterricht in Biographien auflöste; das veranlaßte den Lateinlehrer, seinen Schülern zuerst den Cornelius Nepos in die Hände zu geben (was in betreff des Inhalts durchaus angemessen, die schwierige Form angesehen freilich ein Mißgriff war). Was insbesondere an künstlerischen Werten im biographischen Denkmal steckt, das haben auch in neuerer Zeit viele empfunden und bewährt: von Varnhagen, Macaulay und Sainte Beuve über Gottschalls Neuen Plutarch und die Allgemeine Deutsche Biographie bis zu Hermann Grimm und Emerson.

Nur darf und muß heutzutage bei dem weitgehenden Persönlichkeitskultus daran erinnert werden, daß selbst der größte Geist in seinem Volke wurzelt, daß die Masse den Unter- und Hintergrund jedes noch so genialen Wirkens bildet, daß auch Schiller in mehr als einem Sinne recht hat, wenn er ruft: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk." Zudem kann gerade das biographische Denkmal, welches einem Kleineren errichtet wird, aus der fortdauernden Beziehung auf die Masse gewinnen; und auch das dem schlichtesten Leben gewidmete mag, recht gefaßt, als Typus von Gesamterscheinungen gelten und unter diesem Gesichtspunkt eigenartige Bedeutung und besonderen Reiz gewinnen.

Aus solchen Erwägungen heraus freuen wir uns der neuen Monatsschrift mit ihren reichhaltigen Beiträgen; die beiden vorliegenden Hefte bringen u. a. Würdigungen des Baumeisters Otto Wagner, des Bildhauers Wilhelm von Scharfenberg, des Dichters Börries Freiherr von Münchhausen, des dem Reformationszeitalter angehörigen Kriegsmannes und Dichters Niklaus Manuel,

Digitized by Google

des Webermeisters und Universitätsprofessors Wünsch, des vergessenen Jugendfreundes Goethes Isaak Kehr, des durch seine Irrfahrten berühmten Daniel Elster.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

53.

Sternberg, Kurt, Zur Logik der Geschichtswissenschaft. 8°. 61 S. Berlin, Reuther u. Reichard, 1914. M. 1.20.

Rickerts Buch „Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft" hat die geschichtsphilosophischen Anschauungen der letzten beiden Jahrzehnte nicht immer zum Vorteil der Sache im wesentlichen beherrscht. Referent bezeichnete es (Lit. Zentralblatt, 1913, Sp. 1965/7) als den ersten bedeutenden Fortschritt, als Stammler über Rickert-Windelband hinauszuschreiten versuchte durch eine energische Betonung des Systematischen für die Geschichts-, wie Wissenschaft überhaupt. Er sah darin die einzige Möglichkeit, aus der von Rickert aufgestellten, seines Erachtens unhaltbaren Verschiedenheit der Methoden zwischen Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft herauszukommen und von neuem den Anschluß zu suchen an Hegel, dessen Geschichtsphilosophie zunächst noch die Grundlage für jede Forschung dieser Art zu bilden haben wird. Sternberg geht auf dem noch spärlich betretenen Wege der Loslösung von Rickert einen weiteren mächtigen Schritt vorwärts dadurch, daß er in den Begriff des Systems seine Untersuchung einmünden läßt, die sich durch Klarheit und Knappheit des Ausdrucks und der Anordnung auszeichnet. Er sagt ganz richtig (S. 15): „Die Aufgabe einer Geschichtslogik kann nur die sein, die Geschichte als Glied im Gesamtsystem der Wissenschaft zu begreifen, ihr Ziel kein anderes als das, der Geschichte ihren Platz, ihre Stelle im einheitlichen Wissenschaftssystem anzuweisen; denn nur vom Standpunkt des einheitlichen Gesamtsystems aller Wissenschaften überhaupt läßt sich die Grundfrage aller kritischen Geschichtslogik beantworten, wie denn Geschichte als Wissenschaft möglich ist."

Von diesem Standpunkt aus wird die Behauptung Rickerts, die historischen Wissenschaften verführen nicht systematisch, hinfällig; denn, so entgegnet ihm Sternberg (S. 58), der Begriff einer „nicht systematischen" Wissenschaft enthalte schon an sich insofern einen Widerspruch, als es eine Wissenschaft immer nur innerhalb des einheitlichen Wissenschaftssystems, als seine Determination und darum selbst nur als System geben könne. Ferner aber erweist sich die von Rickert aufgestellte methodische Verschiedenheit von dieser Grundanschauung aus als unhaltbar. Jedweder wissenschaftlichen Methode, so führt Sternberg S. 59 aus, sei die Beziehung auf andere Methoden immanent, die sie näher bestimmen und ihr insofern übergeordnet seien. In diesem Sinne weise auch der rein mechaniche Standpunkt der mathematischen Naturwissenschaft auf den teleologischen als auf seine nähere Bestimmung

Digitized by Google

und Ergänzung hin. Es wird in ausführlicher Weise der Nachweis geliefert, daß die Kategorien der Quantität, „diese allgemeinsten Methoden der quantitativ-mathematischen Objektbestimmungen", auch in den historischen Wissenschaften wirksam sind (S. 19); daß das Korrelationsverhältnis zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen in den historischen Wissenschaften ebenso aufzufinden sei wie in den Naturwissenschaften (S. 39), in denen streng genommen von einer genauen Wiederholung eines Naturgeschehens mit ebenso wenig Recht gesprochen werden könne, wie in der Geschichte (S. 34). Aus Sternbergs Anschauung, daß jede Einzelwissenschaft nur im Gesamtsystem der Wissenschaft ihr Rückgrat finde (S. 60), ergibt sich endlich aber auch noch, daß auch in der Geschichte das Kausalprinzip tätig sei oder besser, daß auch das historische Objekt in gesetzlicher Weise bestimmt sei (S. 24). Die kausale Verknüpfung der Tatsachen erhebe ja eben die Geschichte aus der rein chronistischen Geschichtsschreibung zur Wissenschaft (S. 23). Es widerspreche dem auch nicht die Rolle, die das Individuum in der Geschichte spiele, da dieses ja selbst einerseits als Wirkung ganz bestimmter Ursachen, andererseits als Ursache bestimmter Wirkungen zu erkennen sei (S. 27).

Leider aber hat Sternberg den von ihm beschrittenen Weg nicht bis in seine letzten Tiefen verfolgt, was sein Verhältnis zur Metaphysik verhindert zu haben scheint. Ihm kommt die Metaphysik niemals aus dem Bereiche der Subjektivität heraus (S. 50); er lehnt sie ebenso ab, wie, was daraus folgt, die Objektivität der Werte. Damit gibt aber Sternberg die Möglichkeit, die Wissenschaft als Einheit, als System zu erweisen, auf. Er kann sich zwar als Beleg für seine Anschauung auf Dunkmann, Metaphysik der Geschichte, berufen (vergl. Bleich in unsern „Mitteilungen", N. F. III, 243 und Sange im Lit. Zentralblatt 1915, No: 37, Sp. 907), aber dessen Beweisführung ist gescheitert, weil er ebensowenig wie Sternberg Subjektivität und Objektivität als Einheit zu fassen imstande gewesen ist. Es bedarf mithin Sternbergs Untersuchung noch der Vertiefung in metaphysischer Hinsicht.

Charlottenburg. W. Sange.

54.

Müller, Friedrich v., Spekulation und Mystik in der Heilkunde. Ein Überblick über die leitenden Ideen der Medizin im letzten Jahrhundert. 4°. 39 S. München, Lindauersche Universitäts-Buchhandlung, 1914. M. 1.60.

Die vorliegende (nicht gehaltene, für den Druck erweiterte) Rede bietet weniger als der Untertitel verspricht, aber auch mehr. Sie beschränkt sich zunächst (S. 3—22) auf die Kennzeichnung einiger medizinischer Werke von Landshuter und

Digitized by Google

Münchener Professoren (z. B. Röschlaubs, v. Walthers, Ringseis') und wird damit den leitenden Ideen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht gerecht; denn ein Reil und Hufeland gehörten unbedingt in diesen Zusammenhang. Sie gibt alsdann mehr, indem sie (S. 22—28 und hierfür vornehmlich auf Neuburgers geschichtlichen Auseinandersetzungen fußend) die Entwicklung der Medizin, besonders mit Rücksicht auf ihre mystischen Bestandteile, in schnellem Zuge von den Anfängen her verfolgt. Endlich sucht sie die wesentlichsten Ergebnisse der neueren Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darzulegen (wobei die maßgebenden Anregungen von Frankreich und England hergeleitet werden) und warnt zum Schluß davor, etwaigen Eingebungen stattzugeben, die von dem wieder erwachten Mystizismus sowie von dem neu erstarkten Aber- und Wunderglauben her eindringen könnten.

Die recht interessante Arbeit Müllers kann durch den Ref. nur allgemein geschichtlich und vom methodologischen Standpunkt aus geprüft werden. Da ist nun folgendes beachtenswert. Jene bayerischen Professoren, ein Röschlaub und Walther, werden zunächst zu dem medizinischen Lehrgebäude des Schotten Brown, sodann zu der Schellingschen Naturphilosophie in Beziehung gesetzt. Es ist aber nicht an dem, daß sie Brownsche Ansichten mit Schellingschen Gedanken einten; wenigstens findet sich dafür bei Müller kein Nachweis. Sondern das Brownsche System, an und für sich naturphilosophischer oder spekulativer Art, ermöglichte eben durch diese Anlage dem Philosophen Schelling ein Anknüpfen an den Mediziner Brown, wie es uns einwandfrei bezeugt ist, und erleichterte jenen Medizinern, welche von Brown ausgingen, die Verbindung mit der Schellingschen Philosophie. Kurz gesagt: Schelling, der Philosoph, verdarb nicht die Medizin, sondern die Brownsche Medizin war schon vorher philosophisch verdorben. Schelling war für seine Person nachweislich redlich bemüht, sich Kenntnisse in der Heilkunde anzueignen; zum Unglück geriet er an die Brownsche Auffassung.

Jedenfalls macht Schellings Verhalten in diesem Falle zur unabweisbaren Pflicht, endlich einmal mit dem groben Vorurteil zu brechen, als ob unsere Philosophen nur so darauf losgeschrieben und ihre Philosophie aus den Fingern gesogen hätten. In Wahrheit haben sie, wie es hier von Schelling betont wird und wie wir es von Schopenhauer, Herbart, Hegel u. a. wissen, ihre Studien gemacht, und zwar gründliche und vielseitige. Ihre Denkarbeit und deren Ergebnis ist mit Empirie oder Erfahrungswissen gesättigt; nur daß sich die fachwissenschaftlichen Dinge im großen allgemein geistigen Zusammenhang ihrer Darstellungen mitunter anders ausnehmen oder vielleicht sogar Gewalt erleiden. Dies hat eine üble Folge. Wenn nämlich spätere Fachleute bei ganz verschiedener Richtung und bei ganz anderem Stande ihrer Wissenschaft diejenigen Bestandteile aus früheren philosophischen

Digitized by Google

Werken herausgreifen, welche ihrer Beurteilung allein zugänglich sind oder auch nur zu sein scheinen, so gewinnen sie leicht Gelegenheit, sich über etwaigen „Unsinn“ köstlich zu vergnügen.

Hier zeigt aber Müller (ob mit oder ohne Absicht, sei dahingestellt), daß die medizinischen Fachmänner gleichfalls solchen sogenannten Unsinn hervorbringen, und zwar Brown aus eigenen Mitteln, die andern abgeleiteter Weise. Doch bleibt es billig zweifelhaft, ob eine derartige Beurteilung nicht arg daneben geht. Jene Philosophen und Mediziner hatten das schöne Streben, alles geistig zu fassen und zu erklären; wir sind heute vielfach so glücklich veranlagt, uns mit den nacktesten Tatsachen zufrieden zu geben. Darum bleiben wir vor solchen Irrtümern bewahrt, aber auch jenem geistigen Genuß fern, wie er in der Gesamterkenntnis und in der strengen Beziehung auf ein einziges geistiges Grundgesetz gegeben ist.

Übrigens umschreibt Müller den Nutzen der Geschichte etwas eng und selbstgerecht, wenn er in ihrem Studium einen „angenehmen Zeitvertreib und eine Quelle der Belehrung über die begangenen Irrtümer“ sieht; zumal er angesichts der gefahrdrohenden modernen mystischen Strömungen an die „Belehrung“ doch selber nicht recht glauben kann. — Versehentlich wird unter den Romantikern ein Novalis und ein Hardenberg aufgeführt, da doch Friedrich von Hardenberg den Schriftstellernamen Novalis trug.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

55.

Meyer, Eduard, Reich und Kultur der Chetiter. Mit 122 Abb. im Text u. auf 16 Lichtdrucktafeln. (Kunst und Altertum. Alte Kulturen im Lichte neuer Forschung. Band I.) 8°. VIII u. 168 S. Berlin, Karl Curtius, 1914. M. 8.—, geb. M. 9.50.

Von dem Volk der Chetiter hatte man lange nur eine unbestimmte Vorstellung, bis die neuere Forschung auch hier gewisses Licht verbreitet hat. Freilich die eigenartige Bilderschrift auf chetitischen Denkmälern ist noch nicht entziffert [1]), und so fehlen uns naturgemäß die Einzelheiten aus der Geschichte dieses Volkes. Aber so viel hat sich doch durch unermüdliche Forscherarbeit und Vergleichung mit urkundlichen Nachrichten benachbarter Volksgebiete feststellen lassen, daß wir es bei den Chetitern mit einem Volke zu tun haben, das im 2. Jahrtausend v. Chr. im Innern Kleinasiens, später auch in Syrien über ein aus-

[1]) Die obenstehende Buchbesprechung war druckfertig, als ich aus einer Notiz der Frankf. Zeitung (Nr. 336 vom 4. 12. 15, Abendblatt) erfuhr, daß die „Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft“ in der Dezembernummer von der inzwischen erfolgten Entzifferung der chetitischen Sprache Bericht geben würden. Näheres ist mir noch nicht bekannt geworden.

Digitized by Google

gedehntes Reich verfügte und eine verhältnismäßig hohe Kultur besaß, so daß es den großen Völkern der Assyrer und Babylonier, die damals die Vorherrschaft im vorderen Asien hatten, als gleichwertig an die Seite gestellt werden kann.

Das vorliegende Werk, der erste Band eines kulturgeschichtlichen Sammelwerkes, das uns mit dem etwas abseits liegenden, aber in jeder Hinsicht für den Historiker fesselnden Gebiete bekannt machen will, ist aus einem Vortrage erwachsen, den der Verf. auf Veranlassung der Deutschen Orientgesellschaft in Gegenwart der kaiserlichen Majestäten gehalten hat; er hat bei der Herausgabe im Druck naturgemäß Erweiterungen erfahren können. Der Verf. sucht das Denkmäler- und Urkundenmaterial möglichst vollständig vorzuführen, und die vorderasiatische Abteilung der Königlichen Museen bot zu diesem Zwecke eine große Zahl wertvoller, durch die Ausgrabungen gehobener Objekte, die uns in zahlreichen Abbildungen zu Gesicht gebracht werden. Die Eigenart der chetitischen Kultur, die mit der assyrisch-babylonischen auffallende Berührungen zeigt, stellt sich uns hier anschaulich dar. Wir können die Einflüsse verfolgen, die an der Entwicklung der chetitischen Kunst und Kultur mitgearbeitet haben, vermögen aber auch nachzuweisen, daß diese ihrerseits wieder auf andere Kulturen einwirkten. So werden wir dem chetitischen Volkstum wenigstens nach dieser Seite bis zu einem gewissen Grade gerecht, wenn unser Wissen im einzelnen auch immer noch lückenhaft bleibt. Die gewaltigen Trümmerstätten der inneren kleinasiatischen Hochebene, wohin wir den Ausgangspunkt der chetitischen Reichsentwicklung verlegen müssen, bergen sicher noch manches Geheimnis, das mit der Zeit wohl enthüllt werden mag. Die mächtigen Burg- und Toranlagen, die in ihrer Massigkeit nicht nur mit den assyrisch-babylonischen Königsbauten, sondern nebenbei auch mit den mykenischen Burgbauten einen Vergleich herausfordern, die Art der künstlerischen Darstellungen, die Reste von Gebrauchsgegenständen und manches andere lassen uns schon deutlich erkennen, daß wir es mit einem Volke zu tun haben, das für die Entwicklung des kleinasiatischen Volks- und Staatenwesens von bedeutendem Einflusse gewesen ist. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr fern, die uns auch die Entzifferung der chetitischen Inschriften bringt, nachdem verheißungsvolle Ansätze gemacht sind.

Die Schrift Eduard Meyers ist zur Orientierung über die Chetiter wohl zu empfehlen, und die Sammlung, für die schon weitere bedeutende Arbeiten in Vorbereitung sind, hat sich damit gut eingeführt. Auch die Ausstattung verdient unsere Anerkennung.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

Digitized by Google

56.

Woynar, Karl, Lehrbuch der Geschichte des Altertums für die Oberstufe der Realschulen. 2. Auflage. 8°. 195 S. Wien, F. Tempsky, 1914. Geb. M. 2.50.

Der Verfasser dieses Schulbuches ist bemüht gewesen, den Schülern der österreichischen Realschulen, trotz ihrer Unkenntnis der alten Sprachen, möglichst viel von antiker Kultur mitzuteilen. Er bietet darum von Geschichte des geistigen Lebens mehr und dafür von politischer Geschichte weniger als die entsprechenden Lehrbücher für preußische Schulen. Unbedingt wird man mit ihm in dem Wunsche übereinstimmen, den Schülern auch lateinloser Schulen so viel Anschauung oder besser Ahnung von der geistigen Welt des Altertums zu geben, wie in der knappen verfügbaren Zeit möglich ist. Es fragt sich nur, ob da Auswahl und Anordnung des Stoffes sowie die Ausdrucksweise geeignet sind, diesen Zweck zu erreichen.

An sich ist es ein glücklicher Gedanke, ein besonderes Lehrbuch für die Oberstufe der Realschulen zu schreiben. Denn der Unterricht in der alten Geschichte hat hier eine ganz andere Aufgabe als auf den Gymnasien. Auf diesen wird ein geschichtliches Verständnis des Altertums vor allem durch die Beschäftigung mit den alten Sprachen und Literaturen erstrebt, und der Geschichtsunterricht im engeren Sinne hat überwiegend die dienende Aufgabe, die Kenntnis der Tatsachen mitzuteilen, die zum Verständnis der Literatur unentbehrlich ist. Die Realschüler dagegen lernen das Altertum nur im Geschichtsunterricht kennen; da muß man versuchen, eine Auswahl aus dem Stoffe zu treffen, die für sich allein einen bildenden Wert hat.

Da liegt es ja nahe, möglichst viel von Literatur und Kunst der Alten vorzutragen. Aber was für eine Anschauung sollen unreife junge Leute aus fertigen, mit Bestimmtheit ausgesprochenen Urteilen über Werke von Künstlern, Dichtern und Denkern gewinnen? Auch die Bilderbeigaben im Lehrbuch und die Projektionsbilder, die eifrige Lehrer in manchen Stunden zeigen werden, können daran nicht viel ändern. Und während solche Mitteilungen im günstigsten Fall für den Augenblick interessieren, aber keinen bleibenden Ertrag haben können, wird dadurch die Zeit noch mehr eingeengt für die Darstellung der politischen Geschichte, in der ja auch nur bescheidene Kenntnisse zu erreichen sind, aber doch immerhin Kenntnisse, die in ihrem Zusammenhange einen bleibenden Wert besitzen.

Darum erscheinen mir die Abschnitte über politische Geschichte in dem Buche Woynars zu dürftig. Es ist ja üblich, über die Einzelheiten aus der alten Kriegs- und Verfassungsgeschichte zu spotten; dabei wird aber vergessen, daß Gesamtanschauungen nur einen Wert haben, wenn sie aus einer Reihe von Einzelkenntnissen erarbeitet sind. Ein Bild von dem Wachsen

Digitized by Google

und Vergehen der antiken Weltmächte können auch in einer knapp bemessenen Zeit die Schüler wohl gewinnen, wenn Lehrbuch und Unterricht entschlossen den Nachdruck auf diese Seite der Geschichte legen.

Und an einigen Stellen läßt sich ein solches Bild auch durch Erscheinungen aus dem antiken Geistesleben erweitern. So werden Sekundaner verstehen, daß die Griechen in ihrem Sieg über die Perser das Walten der Götter erkannten, und daß dies in Herodots Geschichtswerk wie in den Persern des Aischylos, verschieden aufgefaßt, hervortritt. An manchen Späßen des Aristophanes werden sie ihre Freude haben. Sie werden etwas begreifen von der Kritik an der Demokratie, die Sokrates und Platon unter dem Eindrucke des peloponnesischen Krieges übten. Sie können auch verstehen, daß in der hellenistischen Zeit die Komödie sich von dem inhaltlos gewordenen öffentlichen Leben abwandte und in das Privatleben eindrang.

Aber gerade die Verwertung solcher Anhaltspunkte wird durch die Einteilung des Stoffes erschwert, die sich in dem Buche Woynars findet. Er faßt die geistige Entwicklung langer Perioden zusammen und behandelt sie getrennt von der politischen Geschichte. In dem Abschnitt über die orientalischen Kulturen geht das an, da sie doch in den wenigen Stunden, die für sie zur Verfügung stehen, als Einheiten erscheinen müssen; zu wünsohen wäre nur, daß die Abhängigkeit der politischen wie der sozialen und geistigen Entwicklung, vor allem der ägyptischen und babylonischen, von der Natur des Landes deutlicher hervorträte. In der griechischen und auch in der römischen Geschichte aber wird geradezu Zusammengehöriges auseinandergerissen. So werden Homer und die Anfänge der griechischen Kunst erst erwähnt, nachdem die politische Geschichte schon bis zu Perikles geführt ist. Der hier eingeschobene geistesgeschichtliche Abschnitt reicht dann bis zu Platon und Xenophon herab; die Schüler sollen also von Sokrates und seinem Einfluß erfahren, ehe sie etwas vom peloponnesischen Kriege und der Zersetzung der Demokratie gehört haben.

Mit mehr Glück wird in der römischen Geschichte an politischen Wendepunkten auf Erscheinungen des geistigen Lebens hingewiesen, z. B. in der Scipionenzeit auf die Hellenisierung der römischen Kultur. Aber was soll sich ein junger Mensch, der weder Lateinisch noch Griechisch kennt, unter diesen Ausdrücken denken? Wahrscheinlich denkt er sich überhaupt nichts bei dem Worte Kultur; das Verhältnis der römischen Kultur, insbesondere der römischen Literatur zur griechischen aber ist so schwer zu verstehen, daß die Philologen selbst eben erst durch Leo gelernt haben, sich eine einigermaßen klare Vorstellung davon zu machen. Doch solche Abstraktionen liebt Woynar; so stellt er an die Spitze eine allgemeine Einleitung über Begriff und Zweck der Geschichte, materielle und geistige Kultur und ähn-

Digitized by Google

liche schwierige Begriffe. Vielleicht lassen sie sich mit einer aufgeweckten Prima erörtern, die sie aus einer Fülle von Einzelvorstellungen abzuleiten vermag. Zur Erfassung dieser Einzelvorstellungen würde das Buch sich besser eignen, wenn darin die geschichtlichen Tatsachen weniger beurteilt und in Abstraktionen aufgelöst würden, vielmehr den Lesern greifbar und anschaulich entgegenträten.

Berlin-Lichterfelde. Friedrich Cauer.

57.

Liebermann, F., Über die Gesetze Ines von Wessex. (Mélanges d'histoire offerts à M. Charles Bémont par ses amis et ses élèves à l'occasion de la vingt-cinquième année de son enseignement à l'école pratique des hautes études). S. 21—42. Paris, F. Alcan, 1913.

Von Liebermann wird der Beweis erbracht, daß Ines Gesetze uns im wesentlichen mindestens dem Sinne nach unverändert überliefert worden sind. Aber die Altertümlichkeit von Form und Inhalt lassen nach L. den weiteren Schluß zu, daß sie uns fast wörtlich in der nach Alfreds Handschrift (die verlorengegangen ist) erfolgten Abschrift des 10. Jahrhunderts erhalten wurde. Zählung und Überschriften im Inetext müssen auf Rechnung eines gedankenlosen Schreibers, der etwa von 891—924 arbeitete, gesetzt werden.

Charlottenburg. W. Sange.

58.

Geyer, Johannes, Papst Klemens III. (1187—1191). (Jenaer historische Arbeiten, herausg. v. Alex. Cartellieri u. Walter Judeich, Heft 7.) 8°. XIII u. 68 S. Bonn, A. Marcus u. E. Weber, 1914. M. 1.80.

Eine Monographie über Klemens III. lag bisher nicht vor. Wie Kleemann in derselben Sammlung das Pontifikat Gregors VIII. behandelt hat, so will Geyer die Leistungen seines Nachfolgers zusammenfassend würdigen. Die Kreuzzugspolitik und die Gestaltung seiner Beziehungen zur Stadt Rom treten dem Verf. als besonders wichtig entgegen.

Im 1. Kapitel behandelt er die Lage des Papsttums vor Klemens III., wobei er richtig auf die drei Dinge hinweist, die für die Geschichte des Papsttums in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts charakteristisch sind: die Aufrichtung der Republik in Rom, der Kampf mit dem Kaisertum und die Kreuzzugsbewegung. — Die Gestaltung des Verhältnisses zu der Bevölkerung von Rom bildet den Gegenstand des 2. Kapitels, nachdem der Verf. hierzu einleitend auf die Wahl und die Herkunft des Papstes eingegangen ist. Geyer stellt den Frieden von 1188 als einen Sieg Klemens'

Digitized by Google

hin, im Gegensatz zu der bisherigen Auffassung von Gregorovius, die ihn als eine Schlappe bezeichnet. Er vermag jedoch damit nicht unbedingt zu überzeugen, auch nicht mit dem am Ende der Darstellung befindlichen, dieser Angelegenheit gewidmeten Exkurs. Der Wunsch des Papstes, in Rom einziehen zu können, war eben in ihm so mächtig, daß er die Bedingungen der Römer, die für ihn keineswegs günstig waren, annahm.

Das folgende Kapitel behandelt das Verhältnis des Papstes zu Kaiser Friedrich und König Heinrich, und zwar zunächst die Beendigung des Trierer Wahlstreites durch Klemens. Hier interessiert besonders die Gestalt des Folmar, der bei einer Doppelwahl Erzbischof wurde und dessen Absetzung der Papst verfügte. Eine Charakteristik dieses offenbar nicht unbedeutenden Mannes wäre eine erwünschte Ergänzung der Darstellung gewesen. — Wie in dem Trierer Kirchenstreit, so zeigt sich auch der Papst in der Frage der Kaiserkrönung König Heinrichs dem Kaiser gegenüber zum Entgegenkommen bereit. Wenn er auch nicht zur Krönung selbst gegangen ist, so hat er doch zu ihrer Förderung viel getan, während erst Cölestin III. die Krönung selbst vollziehen konnte. Im Anschluß hieran wird die Wiederherstellung des Kirchenstaats durch König Heinrich untersucht, wobei dieser auf den Zustand zurückgriff, wie er unter Lucius III. bestanden hatte. Trotz des guten Verhältnisses zu dem deutschen Kaiserhause mußte der Papst in den sizilianischen Thronstreitigkeiten eine Stellung einnehmen, die im Interesse der weltlichen Machtstellung des Papsttums notwendig doch gegen Heinrich gerichtet war. Hier benutzte er Tankred von Lecce als Werkzeug gegen den deutschen König.

Das 4. Kapitel geht zur Beendigung des Bischofstreites von St. Andrews über und schildert die Lösung der schottischen Kirche von der Oberhoheit der englischen Kirche. — Das nächste Kapitel, das Klemens' Leistung für den Kreuzzug näher ins Auge faßt, bietet für die Persönlichkeit des Papstes manches Bemerkenswerte. Lag ihm ja die Angelegenheit des Zuges besonders am Herzen. Auch Klemens sicherte den Pilgern materielle Vorteile zu neben der Sündenvergebung; Mißständen im sittlichen Verhalten der Pilger sollte vorgebeugt werden. Hier hätte der Verf. durch Vergleichung und Heranziehung ähnlichen Materials tiefer graben können, so daß das Bild von der kulturellen Tätigkeit des Papstes deutlicher herausgetreten wäre. Es wird nicht immer klar, inwieweit die Bestimmungen des Papstes neuartig sind oder ob sie bloß aus Verordnungen seiner Vorgänger übernommen wurden.

Was über die innerkirchliche Politik Klemens' mitgeteilt wird, gewährt keinen großen Einblick und zeigt ihn durchaus nicht als einen besonders hervorragenden Vertreter des Papsttums. Das Quellenmaterial über ihn ist eben sehr dürftig, und demgemäß konnte auch die im 7. Kapitel versuchte Würdigung

Digitized by Google

der Politik und Persönlichkeit von Klemens nicht sehr in die Tiefe gehen, und man kann nicht sagen, daß sein Bild dadurch klar hervortritt. Aber den Verf. trifft dafür wohl keine Schuld.

In Beilage I. folgt in Regestenform eine Sammlung der Urkunden Klemens' III., die bei Jaffé-Löwenfeld noch nicht verzeichnet sind, zusammengestellt nach den Veröffentlichungen von Kehr, Wiederhold und Brackmann. Der Verf. bringt hier 137 Nummern und gibt damit eine fleißige Materialsammlung, auf die zurückzugreifen jeder genötigt sein wird, der sich in Zukunft mit der Geschichte des Papstes befaßt. — Auch Beilage II, die eine chronologische Übersicht über die Haupttaten des Lebens Klemens' III. bietet, soll gern willkommen geheißen werden. Eine solche Tabelle erleichtert die Übersicht sehr. — Zu Beilage III ist bereits Stellung genommen worden. Wie gesagt, vermag der Verf. mit seiner Erörterung nicht zu überzeugen, wonach der Friede von 1188 mit Rom von ihm als Erfolg angesehen wird. — Beilage IV handelt von dem Todestag des Papstes, der sich nicht genau festlegen läßt, und in Beilage V. wird eine noch ungedruckte Quelle über die Kreuzzugstätigkeit Klemens' III. herangezogen. Es handelt sich hier um eine in London befindliche Fortsetzung der Chronik des Wilhelm von Tyrus.

Man kann der Arbeit ohne weiteres zugestehen, daß sie ein dürftiges Material kritisch zu werten sucht und mit methodischer Schulung eine Darstellung gibt, die ansprechend und lesbar genannt werden kann. Für die Wissenschaft aber fällt die Tatsache am meisten ins Gewicht, daß es sich hier um die Ausfüllung einer Lücke in der Reihe der vorhandenen Papstbiographien handelt.

Breslau, z. Z. im Felde. Willy Cohn.

59.

Bruggaier, Ludwig, Die Wahlkapitulationen der Bischöfe und Reichsfürsten von Eichstätt 1259—1790. Eine historisch-kanonistische Studie (Freiburger theologische Studien, hrsg. v. Dr. G. Hoberg und Dr. G. Pfeilschifter, 18. Heft) 8°. XVI u. 130 S. Freiburg, Herder, 1915. M. 3.—.

Nachdem Abert mit einer Studie über die Würzburger Wahlkapitulationen 1905 den Weg gewiesen, hat besonders die ertragreiche Arbeit Stimmings über die Mainzer Wahlkapitulationen (1909) die Aufmerksamkeit auf diese bisher völlig vernachlässigten Quellen territorialer Verfassungsgeschichte gelenkt. Bruggaier hat die bescheideneren Verhältnisse eines kleinen geistlichen Territoriums erforscht und in diesem engen Rahmen ein vortreffliches Bild gegeben von dem Beginn des Kampfes zwischen Fürst und Ständen bis in das Zeitalter des Absolutismus, das in diesem Fall zugleich das Ende des Bistums Eichstätt brachte.

Digitized by Google

Die Entstehung der bischöflichen Wahlkapitulationen ist in Eichstätt wie in den übrigen Bistümern zurückzuführen auf die Machtstellung, die sich die Domkapitel im 13. Jahrhundert errungen haben. Sie gewährte ihnen Anteil an der Leitung der Diözese. In hartem Kampf mit den mächtigen Stiftsvögten hatte sich das Eichstätter Domkapitel das alleinige Wahlrecht gesichert. Der Wahrung seiner Rechte ist daher auch die erste Kapitulation gewidmet, die das Kapitel 1259 dem Bischof Engelhard vorlegt. Aber schon klingt das zweite Hauptthema mit an: die Sorge für die treue Verwaltung der Güter. Sehr bald tritt dieser Punkt in den Vordergrund, da er die materiellen Interessen der Domherren lebhaft berührte. Im einzelnen werden die Ansprüche, die im Laufe der Jahrhunderte in den Wahlkapitulationen zur Geltung kommen, im 2. Teil der Arbeit systematisch behandelt. Bestimmungen finanzieller Natur und solche über die kirchliche Gerichtsbarkeit spielen die Hauptrolle. Maßvoll bemüht sich der Verf., berechtigte Ansprüche auf beiden Seiten gelten zu lassen. Wichtiger für die allgemeine Geschichte sind die lehrreichen Einblicke in das Verhalten des päpstlichen Stuhls, der nicht immer einwandfrei in den Streit der Parteien eingreift. Lehrreich ist aber auch, wie sich das Kapitel mehr als einmal über päpstliche Verfügungen kaltblütig hinwegsetzt und dem Bischof seinen Willen aufzwingt. So ist die Konstitution Innocenz' XII., die alle Verträge mit dem Kandidaten vor der Wahl streng verbot, zwar auf Grund einer Klage des Eichstätter Bischofs erlassen, aber gerade in Eichstätt völlig unbeachtet geblieben.

Berlin-Dahlem. G. Bonwetsch.

60.

Johannis Porta de Annoniaco liber de Coronatione Karoli IV Imperatoris, edidit Ricardus Salomon. (Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis separatim editi.) Gr. 8°. XVI u. 171 S. Hannover u. Leipzig, Hahnsche Buchhandlung, 1913. M. 3.—.

„Wie ein Dieb in der Nacht holte Karl IV. sich nach dem Tode Clemens' VI. sein Kaisertum." Die Beschreibung dieser merkwürdigen Romfahrt von Pisa, wo die päpstliche Gesandtschaft mit Karl zusammentraf, nach Rom, die Krönung, die gemeinsame Rückkehr bis Cremona und Karls Rückkehr nach Deutschland bilden den Hauptteil des Buches. Sie wird ergänzt durch Berichte über die Verhandlungen am päpstlichen Hofe, Vorschriften für die Vornahme der Krönung u. a., besonders auch durch den Briefwechel zwischen Karl und dem vom Papste zur Durchführung der Krönung bestimmten Kardinallegaten Petrus de Columbario. Der Verf., der französische Kleriker Johannes Porta de Annoniaco, der seinen Herrn, den genannten Legaten, begleitete, schrieb in seinem Auftrage und mit seiner Unterstützung das Buch unmittelbar nach der Rückkehr und schloß es

Digitized by Google

Anfang 1356 ab. Der Herausgeber betont die Wahrheitsliebe des Berichterstatters, dem die Verherrlichung seines Herrn nicht übel zu nehmen ist. So stellt des Porta Bericht in seiner neuen, mit allen Mitteln moderner Edierungskunst geschaffenen Gestalt, die nunmehr den mangelhaften Abdruck bei Höfler (Prag 1864) überflüssig macht, eine wertvolle Quelle zur Geschichte des 14. Jahrhunderts dar. Ausführlich hat der Herausgeber im 38. Bande des „Neuen Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" über sie berichtet.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

61.

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann hrsg. v. Otto Clemen. 4. Band. 8°. 432 S. Bonn, A. Marcus & E. Weber, 1913. M. 5.—.

In Band XLIII, S. 37 f. dieser Zeitschrift ist über die durch O. Clemen veranstaltete Ausgabe der Werke Luthers in Auswahl im allgemeinen berichtet worden. Der vorliegende 4. Band bringt den vorläufigen Abschluß, der durch die im voraus getroffene Festsetzung des Umfanges bedingt war. Die Verlagsbuchhandlung hat sich aber zur Herausgabe eines Ergänzungsbandes bereit erklärt. In der Tat wird man die eine oder andere Lutherschrift, die für die Darstellung der reformatorischen Entwicklung des großen Mannes nicht ohne Bedeutung ist, vermissen. Es war aber an sich schwer, alles und jedes, was für Luthers Beurteilung Wert hat, in den 4 Bänden unterzubringen; dazu ist der Stoff zu umfangreich. Für eine Studenten- und Schulausgabe — denn mehr soll sie nicht sein und nicht im mindesten den großen Lutherwerken Abbruch tun — enthält sie jedoch immerhin das Nötigste. Band 4 erstreckt sich über die Zeit von 1529 bis Luthers Tod. Er enthält u. a. den Großen Katechismus, das Traubüchlein, die Predigt über den Schulbesuch der Kinder, den Sendbrief vom Dolmetschen, die Schmalkaldischen Artikel, Wider Hans Worst, die Vorrede zu Band I der Opera latina der Wittenberger Ausgabe. Für nicht unwichtig halten wir es, daß auch die in Rom verfaßte Lügenschrift von Luthers Tod aus dem Jahre 1545 aufgenommen ist. Luther hat sie drucken lassen, sie aber keiner Antwort für wert gehalten und nur dazu bemerkt, daß er sie gelesen habe. Angesichts der in Tendenzschriften immer noch auftauchenden Legende von Teufelsspuk bei Luthers Tod ist es nicht unnötig, darauf hinzuweisen, daß solche Darstellungen schon bei Lebzeiten Luthers als Schmähschrift umgingen. Der 4. Band enthält noch ein Gesamtinhaltsverzeichnis und ein Parallelenregister zwischen der Erlanger und der vorliegenden Bonner Ausgabe.

Mülhausen i. Elsaß. E. Herr.

Digitized by Google

62.

Hermelink, Heinrich, Reformation und Gegenreformation. (Handbuch der Kirchengeschichte für Studierende, hrsg. v. Gustav Krüger. 3. Teil). 8°. XIII u. 328 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1911. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Ich glaube niemanden zu nahezutreten, wenn ich von H.'s Arbeit behaupte: sie ist seit Bezolds Werk die geistvollste und bedeutendste zusammenfassende Betrachtung ihres Gegenstandes. Man kann ja vom pädagogischen Gesichtspunkt aus bezweifeln, ob sie gerade in ein „Handbuch für Studierende" gehört. Denn nicht nur, daß sie in ihren Einzelangaben und in ihren Literaturnachweisen weit über studentische Bedürfnisse hinausgeht, sondern man darf auch annehmen, daß ein großer Teil von H.'s Ausführungen und Daten selbst dem geübten Forscher neues bieten. Außerdem ist das Buch weder lesbar geschrieben noch läßt sich sein Inhalt in der vorliegenden Form leicht einprägen. Auch möchte ich schon hier einen Mangel hervorheben, von dem ich hoffe, daß er in einer 2. Auflage beseitigt wird. Sowohl für die Literaturangaben als auch für den größten Teil des Textes ist ein Petit-Druck mit engem Durchschuß gewählt und macht die anhaltende Lektüre zum Augenpulver. M. E. ist der Verleger es dem Autor eines derart wichtigen Werkes schuldig, eine Ausstattung zu vermeiden, welche die Arbeit um einen Teil ihres Erfolges zu bringen geeignet ist.

Um zunächst beim Äußeren zu bleiben, sind an die Spitze der einzelnen Hauptabschnitte, Kapitel und Paragraphen die allgemeinen Literaturangaben in Petit gestellt. Ihnen folgen in den §§ die Hauptgedanken in Borgis und hierauf die statistischen Daten nebst weiteren Quellen- und Literaturnotizen in Petit. Es bieten also die in größerem Druck gesetzten Stücke keineswegs das für den Leser, besonders für den Studenten Wichtigere, sondern die Einzelausführungen im Kleindruck dienen dazu, die Darstellung der leitenden Gesichtspunkte von lästigem Beiwerk zu befreien. Dieser Darstellung sind nur die zu ihrem Verständnis unentbehrlichsten Tatsachen eingefügt. Die weiteren sind unter eigenen Stichworten, die mit dem Borgis-Text scheinbar nichts zu tun haben, im Kleindruck angehängt, bilden gleichsam zum Haupt-§ eine Reihe Zusatz-§§.

Sollen wir H.'s Eigenart gegenüber Möller-Kawerau, K. Müller, Mentz kennzeichnen, so ist sein Werk zunächst viel stoffreicher und dabei weit knapper formuliert. Letzteres ist leider vielfach mit größerer Unübersichtlichkeit erkauft. Dann aber ist seine Zusammenfassung sozusagen moderner. Das tritt schon in der Periodisierung zutage. Wer nach Art von Troeltsch die Reformation mehr mit dem ausgehenden Mittelalter zusammenstellt und den heutigen Protestantismus enger an das 18. Jahr-

Digitized by Google

hundert anknüpft, kann die Reformationszeit nicht mit 1648 oder gar noch früher abschließen, sondern muß das ganze 17. Jahrhundert einbeziehen, dessen Ende er als den Ausläufer der großen religiösen Kämpfe betrachtet. In der Tat berücksichtigt H. noch die Tage Cromwells und der letzten Stuarts, die Religionspolitik Ludwigs XIV. und des großen Kurfürsten und erörtert im letzten Kapitel: „Alte und neue Formen des kirchlichen Lebens" die gewordene katholische, lutherische und reformierte Kirche und die mit ihr ringenden, aber erst in der nachfolgenden Periode voll entfalteten „neuen Kräfte".

Bei der inhaltlichen Charakteristik des Werkes halten wir zweckmäßig die Ausführungen in Borgis und Kleindruck auseinander. Was jene betrifft, so sind sie zunächst negativ gekennzeichnet durch ein starkes Zurücktreten äußerlich menschlicher biographischer Züge. Man lese z. B. § 8 „Luther bis 1517"; seine persönlichen Schicksale sind nur soweit berücksichtigt, als ihre Kenntnis zum Verständnis des Werdens seiner religiösen Ideen ganz unentbehrlich ist. So ist denn für H. die Reformation überhaupt weit weniger der Niederschlag des persönlichen starken Wirkens der Reformatoren, als das Ergebnis der Entwicklung religiöser Probleme im engen Zusammenhang mit den staatlichen, sozialen und kulturellen Vorbedingungen. Man versteht deshalb, daß H. den Rahmen weit spannen mußte. Er war viel stärker als die meisten Vorgänger gezwungen, die verschiedenen Entstehungsursachen, aus denen die Reformation entsprang, die verschiedenen Richtungen, die in ihr rangen, nach ihrer Eigenart zu begreifen und ihren Einfluß auf das gewordene Produkt abzugrenzen. Zudem spielen in H.'s Werk die außerdeutschen Ereignisse und Motive eine viel größere Rolle.

Gleichzeitig tritt im Buche das Bestreben hervor, die Ergebnisse seines Forschens und Abwägens möglichst scharf zu präzisieren, namentlich dann, wenn die bisherigen Meinungen über das betreffende Problem sehr auseinandergingen und der Verf. zwischen ihnen zu vermitteln suchte. Die dogmengeschichtlichen Ausführungen gewinnen dadurch häufig das Aussehen prägnanter Lehrsätze. Es ist H. darum zu tun, bestimmte Anschauungen auf eine kurze Formel zu bringen und in ihrem Zusammenhang mit Voraussetzungen und verwandten Erscheinungen zu begreifen oder auch zu kontrastieren.

Hat mit diesen Ausführungen in Borgis der Text im Kleindruck, wie erwähnt, äußerlich nichts zu tun, so bildet er doch bei näherem Zusehen die tiefe innere Ergänzung. Wollte H. im Borgis nämlich vor allem die fortlaufende Entwicklung der religiösen Ideen und einzelner Richtungen darstellen, so fielen dort zwei Motive unter den Tisch, die sich an sich in einer zusammenfassenden Reformationsgeschichte nicht unterdrücken lassen und die speziell H. nicht ausschalten konnte: das territorial- und das literargeschichtliche. Denn der Zusammenhang zwischen staatlichen

Digitized by Google

und geistig-religiösen Vorgängen erheischte für das 16. Jahrhundert in erster Linie eine erhöhte Aufmerksamkeit auf die einzelnen Länder. Ebenso hätte die Erörterung der religiösen Gedanken und ihres Werdens ein fleischloses Gerippe ergeben, wenn der Leser nicht die Möglichkeit gewonnen hätte, die wichtigsten Schriften und ihre Verfasser kennen zu lernen. Im Kleindruck gewann H. zugleich Gelegenheit, die anderweit zu kurz gekommenen biographischen Momente zu berücksichtigen. Aber bezeichnend genug sind auch hier die Lebensdaten meist summarisch mitgeteilt, eine persönliche Charakteristik der Männer nur ausnahmsweise versucht; dagegen sind der dogmatische Standpunkt, die Hauptlebensaufgabe, eventuell die wichtigsten Schriften präzis angegeben.

Bei einem so inhaltreichen Werke, in dem nur künstlich der Stoff auf 300 Seiten zusammengepreßt ist, wäre es unmöglich, in einer summarischen Besprechung zu den einzelnen Abschnitten Stellung zu nehmen. Teilweise ist das von W. Köhler in der Theol. Literaturzeitung 38, 144 ff. und G. Bossert im Theol. Literaturblatt 33, 251 ff. geschehen. In beiden Besprechungen haben die Referenten eine Reihe dankenswerter Berichtigungen und Ergänzungen zusammengetragen. Wir begnügen uns in unserem Rahmen mit drei allgemeinen Bemerkungen. Erstens ist nach allem, was wir oben gesagt, selbstverständlich, daß H. sich überall bemüht, tunlichst ein unabhängiges Urteil zu gewinnen. Zweitens erkennen wir allenthalben das Bestreben, bei auseinandergehenden Ansichten den verschiedenen Standpunkten gerecht zu werden. Obgleich er z. B. in seiner Anschauung deutlich eine starke Vorliebe für Luther hat, wägt er doch Troeltschs Argumente objektiv ab. Endlich ist der Verf. in der Geschichte der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ersichtlich besser zu Hause als in den späteren Epochen, wo er sich weit stärker auf sein eigentliches dogmen- und kirchengeschichtliches Gebiet konzentriert hat. Hier begegnen uns auch in H.'s sonst ausgedehnter Literaturkenntnis auffällige Lücken. Namentlich muß es gerade bei einem protestantischen Theologen auffallen, daß er unter den Quellen und Büchern zur Geschichte Ferdinands II. zwar die ultramontanen Werke von Schuster und Hurter zitiert, nicht aber ihre starke Korrektur durch Loserths Publikationen in den fontes rerum Austriacarum. Ebenso ist bei der Wahl Rudolfs II. das Buch von Moritz, bei der Regierung Albrechts V. von Bayern das von Knöpfler über die Kelchbewegung vergessen. Aber das sind schließlich im Vergleich zu den großen Verdiensten des Werkes Kleinigkeiten.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.

Digitized by Google

63.

Kolshorn, Otto, Markgräfin Anna Sophia von Brandenburg und die Vorgeschichte ihrer Vermählung 1609—1614. Ein Beitrag zum jülich-clevischen Erbfolgestreit. 8°. VIII u. 144 S. Düsseldorf, Verlag von Schmitz u. Olbertz, 1915. M. 3.—.

Die vorliegende Schrift, deren erster Teil als Greifswalder Dissertation erschien, ist als ein verdienstvoller Beitrag zur Geschichte der Anfänge der brandenburgischen Herrschaft am Rhein mit Dank zu begrüßen. Sie beruht vor allem auf gründlichen archivalischen Forschungen. Aber auch die einschlägige, vielfach sehr entlegene Literatur ist in seltener Vollständigkeit herangezogen und mit kritischem Sinn verwertet. Die Darstellung ist klar und übersichtlich und weist überall selbständiges und meist auch maßvolles Urteil auf. Diesen Vorzügen entsprechen die Ergebnisse der Arbeit. Sie berichtigt und ergänzt die Forschungen von Droysen, Ranke, Prutz, Ritter, Koser u. a. in zahlreichen wichtigen Punkten und bietet so die Möglichkeit, endlich zu einer richtigen Würdigung der zerfahrenen brandenburgischen Politik in der kritischen Zeit vor Ausbruch des 30jährigen Krieges und der maßgebenden Persönlichkeiten jener Tage zu gelangen.

Den Mittelpunkt der Untersuchung bildet „eine anziehende Persönlichkeit", die Markgräfin Anna Sophie von Brandenburg, die älteste Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund und seiner Gemahlin Anna, geb. Herzogin von Preußen. Die Frage ihrer Vermählung steht im engsten Zusammenhange mit dem jülich-clevischen Erbfolgestreit. Unter diesem Gesichtspunkt gibt der Verf. zunächst eine ziemlich eindringende und im Allgemeinen wohl auch zutreffende Charakteristik der Markgräfin und ihres ersten Freiers, des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, ihrer Eltern, der Zustände am Berliner Hofe und der damaligen brandenburgischen Politik. Es sind nicht gerade erfreuliche Bilder, die uns hier entrollt werden. Ihre Umrisse waren allerdings bereits bekannt. Aber es ist des Verf. Verdienst, sie durch Beifügung neuer Züge wesentlich lebensvoller gestaltet zu haben. Namentlich die Kurfürstin Anna erscheint hier zum ersten Male in einer Beleuchtung, die der Überlieferung ganz und gar widerspricht.

Im Anschluß hieran wird der vom Pfalzgrafen ausgegangene Plan einer Vermählung mit Anna Sophie erörtert. Dabei werden ausführlich gewürdigt die jülich-clevische Politik bis zur Einnahme von Jülich und der erste Streit der „Possidierenden", die Einmischung der Kurfürstin Anna in die jülich-clevische Politik Brandenburgs und die mit diesen Dingen im Zusammenhang stehenden Reisen Wolfgang Wilhelms nach München im März 1611, nach Küstrin im Juli, nach Nürnberg, Neuburg, München und Prag im Oktober, November und Dezember und nach Königsberg im Januar 1612. Hier kam es, trotz eines ernsten Zwischen-

Digitized by Google

falls, am 14./24. März zwischen dem Kurfürsten und seiner Gemahlin einerseits und dem Pfalzgrafen anderseits zu einer vorläufigen Einigung. Daß der Plan seiner Verbindung mit dem Hause Hohenzollern-Brandenburg, durch die Wolfgang Wilhelm das ganze jülich-clevische Erbe für sich zu gewinnen dachte, bald darauf scheiterte, daß der Pfalzgraf infolgedessen (19. Juli 1613) zum Katholizismus übertrat und sich mit Magdalene von Bayern-München vermählte, lag, wie weiter ausführlich dargelegt wird, hauptsächlich an einer Schwenkung der brandenburgischen Politik.

Im 3. Abschnitt wird die Vorgeschichte der Vermählung Anna Sophies mit dem gutmütigen, charakterschwachen Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel behandelt. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die Bemühungen der Könige Christian IV. von Dänemark und Jakob I. von England um die welfisch-hohenzollerische Heirat, über die braunschweigische Politik in der jülicher Erbfolgefrage und die vielfachen Verhandlungen, die, unter Mitwirkung der Kurfürstin Anna, schließlich zur Verlobung und zur Vermählung im September 1614 führten. In dem Ehevertrage wurde dem Herzog das jülichsche Erbanfallrecht zugestanden, und zwar fast in derselben Form, wie es ehedem (1572) Maria Eleonore bei ihrer Vermählung mit Herzog Albrecht Friedrich von Preußen und 1594 dessen ältester Tochter Anna bei ihrer Heirat mit dem damaligen Markgrafen Johann Sigismund übertragen worden war. Das geschah zu dem Zwecke, um Braunschweigs Hilfe für den bevorstehenden Krieg zu gewinnen.

Ein Exkurs verbreitet sich über die sogen. „Düsseldorfer Ohrfeige“ und ihre vermeintliche Folge, den Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Glauben. In lehrreicher methodischer Untersuchung gelangt der Verf. zu dem Ergebnis:

1. Die Erzählung von der „Ohrfeige“, die Kurfürst Johann Sigismund dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm im Jahre 1611, 1612 oder 1613 bei einem Gelage, in dessen Verlauf sie über die Mitgift Anna Sophies in Streit gerieten, verabreicht haben soll, gehört der Legende an. Der Kurfürst hat sich niemals in den jülich-clevischen Landen aufgehalten. Wahrscheinlich ist ein Zusammenstoß, den die beiden Statthalter Markgraf Ernst und Wolfgang Wilhelm im Jahre 1610 am Rhein hatten, zur „Düsseldorfer Ohrfeige“ ausgeschmückt worden.

2. Der Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum reformierten Glauben erfolgte am 25. Dezember 1613 (a. St.) nicht aus politischen Motiven, sondern er war „nichts weiter als der Schlußstein einer religiös-geschichtlichen Entwicklung“, eine Anschauung, die schon Clausnitzer und nach ihm Koser vertreten hat. Vom politischen Standpunkt war der Glaubenswechsel „ein großer Fehler“.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

Digitized by Google

64.

Krones, Prof. Dr. Franz von, Österreichische Geschichte. 3. Band: Vom Tode des Kaisers Matthias bis zum Ende des Spanischen Erbfolgekrieges (1619—1714). 3. erweiterte u. vollständig umgearbeitete Auflage von Prof. Dr. Karl Uhlirz. Vollendet u. hrsg. von Dr. Mathilde Uhlirz. (Sammlung Göschen, 105). Kl. 8°. 131 S. m. 3 Stammtafeln. Berlin u. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1915. M. 0.90.

In rascher Folge hat der bekannte rührige Verlag Göschen nunmehr auch das 3. Bändchen der Österreichischen Geschichte von Krones erscheinen lassen. Die Bearbeitung auch dieses Teiles hatte der inzwischen leider dahingeschiedene Grazer Universitätsprofessor Karl Uhlirz übernommen; die Vollendung und Herausgabe wurde sodann von Dr. Mathilde Uhlirz in mustergültiger Weise durchgeführt. Die Anordnung des Inhaltes ist nach denselben Grundsätzen, wie in den vorausgegangenen Bändchen, gegeben. Auch hier gewährt die Scheidung in Kapitel und Paragraphen eine klare Übersicht. Die Literaturangaben gehören sowohl diesem dritten, als auch dem zweiten Bande an, bieten jedoch des Raumes halber erklärlicherweise nur eine Auswahl der wichtigsten Schriften; die allgemeinen Darstellungen sind im 1. Bande berücksichtigt worden. Der überreiche Inhalt gewährt nicht nur einen Überblick der politischen Geschichte, sondern in einzelnen Abschnitten auch höchst lehrreiche Einsicht in die Geschichte des österreichischen Behörden- und Verwaltungswesens. Die sorgfältige Darstellung stützt sich auf die Ergebnisse der neuesten Forschung, wie Ref., besonders aus Proben für sein Arbeitsgebiet, die Leopoldinische Zeit, mit Genugtuung feststellen konnte. Eine sehr brauchbare Zeittafel erhöht den Wert des Büchleins.

So kann auch dieses Bändchen als vorzüglicher Leitfaden für die österreichische Geschichte dieser Zeit bestens empfohlen werden.

Berlin. Arthur Levinson.

65.

Askenazy, Simon, Fürst Joseph Poniatowski. 1763—1813. Mit 1 Titelbild in Heliogravüre u. 20 Vollbildern. Autorisierte deutsche Ausgabe. 8°. VIII u. 373 S. Gotha, Friedrich-Andreas Perthes A.-G., 1912. Broschiert M. 9.—, geb. M. 10.—.

Der Geschichtsprofessor an der Lemberger Universität Dr. S. Askenazy, der sich durch eine Reihe wertvoller Veröffentlichungen zur polnischen Geschichte bereits als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber einen Namen gemacht hat, hat seine Biographie des Fürsten Joseph Poniatowski zuerst 1904 in polnischer Sprache erscheinen lassen. Nach der letzten polnischen Ausgabe von 1910 hat J. Tenner das wichtige Werk in einer

Digitized by Google

guten deutschen Übersetzung jetzt weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Lebenslauf und Charakter des Fürsten Poniatowski, von seiner am 7. Mai 1763 in Wien (nicht in Warschau!) erfolgten Geburt bis zu seinem tragischen Untergang am 19. Oktober 1813 in den Fluten der Elster, werden in dem Buche, das mit manchen oft wiederholten biographischen Irrtümern aufräumt, auf Grund der bisher bekannten und zahlreicher neuerschlossener Quellen, sowie mit Benutzung der gesamten einschlägigen Literatur in anziehender, farbenreicher Darstellung geschildert. Der Verf. hat zu seiner Arbeit eingehende archivalische Studien in Berlin, Paris und Wien unternommen, auch die handschriftlichen Korrespondenzen in den fürstlich Kinskyschen und Poniatowskischen Familienarchiven in Wien und Warschau ausgiebig benutzt. Sein Werk ist daher für die Geschichtsforschung von grundlegender und bleibender Bedeutung und wird späteren Darstellern des behandelten Zeitabschnitts wegen seiner vielen Quellenangaben und Auszüge (besonders in den umfangreichen Anmerkungen) eine willkommene Fundgrube für weitere Studien sein. Die wechselreichen, meist dramatisch belebten Geschicke des Fürsten Poniatowski, in denen sich das interessanteste Stück europäischer Geschichte um die Wende des 18. Jahrhunderts widerspiegelt, und die sich in ihren Höhepunkten in Wien, Warschau, Brüssel, Berlin, Dresden, Paris, Krakau und Leipzig abspielen, ziehen in fesselnden Bildern an der Seele des Lesers vorüber. In der deutschen Ausgabe sind die neuere Literatur und die zumeist aus Privatbesitz in jüngerer Zeit bekannt gewordenen Archivalien benutzt.

Graz i. Steiermark. R. F. Kaindl.

66.

Pflugk-Harttung, Dr. Julius von, Der Stadt- und Polizeipräsident v. Tilly und die Zustände in Warschau zur preußischen Zeit 1799—1806. 8°. VIII u. 142 S. Danzig, A. W. Kafemann, 1914. M 4.—.

Wie traurig war die Lage der armen Beamten, die stellen- und brodlos wurden, als die preußische Herrschaft in Polen nach Jena zusammenbrach; Preußen konnte beim besten Willen bald nichts mehr geben, kaum einige geringe Unterstützung an einige Wenige. Die neuen Herren aber lachten zu den Wehklagen der Verlassenen.

Das vorliegende Kulturbild zeigt in den Worten, Taten und Leiden des Stadt- und Polizeipräsidenten v. Tilly zu Warschau in typischem Beispiele Zeit, Ort, Zustände und Personen. Die Bureaukratie und ihre Verwaltungskunst tat offenbar ihr bestes, aber sie litt unter all den Mängeln, an deren Wurzeln erst durch die Stein-Hardenbergsche Reformgesetzgebung eine, immerhin noch zögernde, Axt gelegt wurde. Vornehmlich macht sich hier der

Digitized by Google

Widerstreit der verschiedenen Dikasterien in höchst unliebsamer Weise geltend. Tilly, der an den Minister nach Berlin direkt berichten darf, im übrigen aber der Warschauer Kammer untersteht, kann davon ein Lied singen. Überall sehen wir viel guten Willen, fleißige Arbeit, viel Wohlwollen gegenüber der fremden Bevölkerung, aber geringes Verständnis für deren Eigenart und zu wenig Bemühung, mit ihr Fühlung zu gewinnen und zu behalten. Und doch hätte die preußische Beamtenschaft, trotz all ihrer Schwächen, die so oft bewiesene Kraft, langsam aber sicher fremdes Wesen zu assimilieren, auch hier zur Geltung gebracht, wenn nicht der Sturmwind zu früh das ganze Gebäude über den Haufen geworfen hätte.

Sehr interessant sind die Warschauer Gehaltslisten. Der Stadt- und Polizeipräsident und Chef der Servis-Kommission v. Tilly — der zu stattlicher Repräsentation dem polnischen Adel gegenüber Anlaß genug hat, eigenes Fuhrwerk halten muß usw. — empfängt 3000 Taler. Außerdem steht ihm noch die Obersten-Pension mit 600 Talern zu. Zwei Stadt- und Polizeidirektoren beziehen der eine 1500, der andere 1413 Taler, der Stadtrat und Syndikus 1000, der Stadtrat und Kämmerer 800, die andern Stadräte 600, der erste Stadtsekretär und Kanzleiinspektor 470, die übrigen oberen Subalternbeamten 300—450, die Kanzlisten, Kopisten usw. 120—240, der Baumeister, Stadtphysikus usw. 300, ein Exekutor 150, die Magistratsdiener 72 Taler, usw. usw.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

67.

Erben, Wilhelm, Fichtes Universitätspläne. Gr. 8°. 73 S. Innsbruck, Verlag der deutschen Buchdruckerei, 1914. M. 1.50.

Aus dem schweren Kampfe der Gegenwart geboren ist die vorliegende Schrift des Innsbrucker Geschichtsforschers. Fichtes Reden sind uns gerade jetzt zu einer Quelle des Trostes und der Kraft geworden. Da liegt es nahe, noch weiter in Fichte zu dringen. So gelangt E. zu Fichtes Universitätsplänen „nicht um der Einzelvorschläge willen, denen nur historische Anteilnahme gebührt, wohl aber wegen der starken männlichen Gesinnung, der sie entsprungen sind“ (S. 49). Als Quellen kommen der „Erlanger Universitätsplan“ und der viel genannte „deduzierte Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt“ in Frage. Besonders ersterem widmet E. seine Aufmerksamkeit, den er auch im Anhang auf Grund des im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin enthaltenen Manuskripts samt den durch den Nachdruck in Fichtes nachgelassenen Werken bedingten abweichenden Lesarten wiedergibt. Man wird also in Zukunft nur hier den einwandfreien Text des Erlanger Universitätsplanes zu suchen haben.

Hinsichtlich des „deduzierten Planes“ kommt E. zu dem Schluß, daß Fichte nicht so sehr, wie es bisher meist betont

Digitized by Google

wurde, von der Antike, wie der Platonischen Akademie, abhängig ist, sondern daß „wesentliche Gedanken von Oxford und Cambridge übernommen und mit Wahrnehmungen aus Tübingen und Pforta vereinigt sind“ (S. 40), eine Beobachtung, die im ganzen wohl für beide Pläne zutrifft.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

68.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und hrsg. von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. III. Bd.: Napoleon auf St. Helena. 8°. XIII u. 284 S. Freiburg i. B., Herdersche Buchhandlung, 1914. M. 2.40, geb. in Pappbd. M. 2.80.

Nach den beiden ersten Bänden, die den Freiheitskriegen und dem russischen Feldzuge gewidmet waren, ist in rascher Folge der dritte Band erschienen. Die Grundsätze dieser Sammlung bestehen darin, „daß sie erstens Erzeugnisse religions-, staats- oder sittenfeindlichen Charakters grundsätzlich ausschließt, zweitens aus umfangreicheren Werken wertlose Teile ausscheidet, drittens auch für die reifere Jugend beiden Geschlechts bestimmt ist, die sie, mit Goethe zu reden, „in das Studium der Geschichte hineinlocken“ soll“. Man sieht also, daß keine wissenschaftlichen Ansprüche gemacht werden.

Es ist klar, daß bei diesen Gesichtspunkten die einzelnen Stoffe sehr verschieden behandelt werden müssen. So wird z. B. der dritte Band sehr erheblich davon betroffen.

Obwohl der Band kurz vor dem Ausbruch des Krieges erschienen ist, der zunächst alle Interessen in Anspruch nahm, ist er doch nicht nur durch die Anziehungskraft der Persönlichkeit Napoleons und seinen tragischen Ausgang fesselnd, sondern auch mehr als in einem Sinne zeitgemäß. Das Bedürfnis, das historische Urteil zu vertiefen, läßt uns die äußere Geschichte des letzten Jahrhunderts wieder und wieder prüfen, und für Napoleon in seinem Ringen gegen England gewinnt man heute leichter als vor dem Kriege den ihm angemessenen kontinentalen Gesichtspunkt. Auch hat ja der heutige Wirtschaftskrieg eine großartige Parallele in der Kontinentalsperre.

Das vorliegende Buch bietet die Denkwürdigkeiten von Lascases, Montholon (S. 1—165), O'Meara (S. 165—221), Antommarchi und Gourgaud (S. 221—284). In dem Inhaltsverzeichnis fehlt der letzte, der nur zu einigen Berichtigungen herangezogen ist. Man kann sich vorstellen, was bei dieser Ausgabe in usum Delphini alles fallen muß, damit sie ein junges Mädchen unbeschadet lesen kann! Es wäre aber ein Irrtum, wollte man nach den eingangs aufgestellten Grundsätzen annehmen, daß nun, abgesehen von dem Bedenklichen, alles Wertvolle enthalten wäre. Dies ist keineswegs der Fall. Die Hauptursache der sehr

Digitized by Google

starken Kürzung hat in der Raumfrage gelegen, denn innere Gründe für das Fehlen einzelner Abschnitte sind nicht ersichtlich. Wenn man das Fehlen von Äußerungen über einen Einfall in England (1816, 3. 3.), den Orientfeldzug (20. 3.), die englischen Staatsmänner (10. 6.), Ägypten (21. 7.), Indien (6. 11.), Polen (25. 10.) u. a., die uns heute besonders interessieren würden, mit dem Erscheinen vor dem Kriege erklären könnte, so vermißt man doch auch sonst schmerzlich literarische, militärische und politische Urteile, während manche wiederkehrende Angabe über Wetter, Essen und Äußerlichkeiten fortfallen könnte.

Ein peinliches Versehen ist, daß Murat zum Vizekönig von Italien gemacht wird (S. 17). Die Corniche (S. 121) und Abbé Raynal (im Texte steht Rayna S. 187) hätten eine kurze Erklärung verdient. Zahlreich sind die Ungenauigkeiten mit den Daten, besonders bei O'Meara im Vergleich zu der französischen Ausgabe, die dem Berichterstatter vorliegt, doch kann dies nicht die Schuld des Herausgebers, sondern der deutschen Ausgabe, die er zugrunde legt, sein, auf deren Rechnung auch einige fehlerhafte Übersetzungen kommen (index, mouche S. 167 und 180).

Wenn also die Ausgabe keineswegs die Originale ersetzen kann, so kann sie doch für Schüler und Volksbibliotheken warm empfohlen werden. Der Stoff ist ja sehr reich, die Auswahl ist, abgesehen von den genannten Ausstellungen, gut und gibt ein anschauliches Bild von den Interessen, der Lebensweise, dem Charakter und dem langsamen Hinsiechen des Imperators unter unwürdigen Verhältnissen. — Die kurze Einleitung weist auf den relativen Wert der Memoiren hin, die Bilder sind gut ausgewählt und unterrichtend. Kurze Inhaltsangaben, vielleicht am Rande, hätten die Übersichtlichkeit erhöht.

Berlin-Lichterfelde. Hans Penner.

69.

Klemm, Dr. Mathilde, Sachsen und das deutsche Problem 1848. (Diss.) 8°. 160 S. Dresden, H. Burdach, 1914.

Die Arbeit behandelt nur einen Ausschnitt aus der Frage: Sachsen und das deutsche Problem in der deutschen Revolution, nämlich die Zeit „von den Wirkungen der Pariser Februarrevolution an bis zur Einsetzung der provisorischen Zentralgewalt", also nicht die eigentlich interessanteste Zeit von dem Augenblick an, wo Regierung und Volk zu dem Werk des Frankfurter Parlaments Stellung zu nehmen haben. Zu einer einigermaßen abschließenden Bearbeitung dieser späteren Entwicklung ist allerdings auch so lange noch keine Aussicht, als die Akten des Dresdner Archivs verschlossen bleiben. Vielleicht führt der große Einschnitt des Weltkriegs dazu, daß man die Akten wenigstens bis 1870 allgemein freigibt.

Digitized by Google

Die Teile der vorliegenden Arbeit, die sich mit der Stellung der Regierung zum deutschen Problem befassen, leiden natürlich auch schon unter dem angeführten Mangel. Das macht sich selbstverständlich auch in der Richtung geltend, daß die von vornherein bewußt partikularistische Politik der Regierung in ihren einzelnen Phasen, Motiven und Fragen nicht klar wird; nur die großen Linien lassen sich erkennen und feststellen. In der Regierung wie der Volksmeinung wirkt Preußens Politik von 1815 noch nach; man ist beiderorts über die Niederlage des Königs von Preußen in den Märztagen im stillen recht froh. Die Verstimmung über die Anmaßung, trotzdem die Führung in Deutschland zu übernehmen, ist bei Regierung und Volk gleich stark, am ausgesprochensten bei den Demokraten; sie geht aber bis tief in die liberalen Kreise hinein.

Im einzelnen ergeben sich für die Ideen- und die Entwicklungsgeschichte der Parteien aus den speziell sächsischen Verhältnissen kaum neue Züge. Nur daß das Interesse für Deutschland überhaupt nicht groß ist; es wird durch das für die Landesangelegenheiten (Wahlrechtsfrage) und für die wirtschaftlichen Verhältnisse hintangehalten.

Daran ändern auch die Tätigkeit des 50er-Ausschusses und die ersten Verhandlungen des Frankfurter Parlaments eigentlich nichts. Der 50er-Ausschuß wird von den Parteien, besonders der Demokratie, aus seinem Gegensatz zu den Regierungen heraus unterstützt, die Regierung muß ihm deshalb entgegenkommen. Sein Einfluß geht eben hier wie überall so weit als der der liberal-demokratischen Bewegung in dem betreffenden Lande.

Im letzten Kapitel werden die Vertreter Sachsens im Frankfurter Parlament in ihrer Tätigkeit bis zur Einsetzung der provisorischen Zentralgewalt behandelt, vor allem Blum. Dieser scheint uns dabei zu ungünstig wegzukommen. Die Verfasserin zieht nicht in Rechnung, daß diese Reden im Parlament taktisch gewertet werden müssen, vor allem unter dem Gesichtspunkt der Spaltung der Linken. Erst dadurch gewinnt man ein völliges Bild. Material wäre z. B. in Zimmermanns Band 4 von Wirths Deutscher Geschichte (Ausgabe von 1848) zu finden gewesen. Blum verdient wohl überhaupt eine eingehende, aus den Quellen schöpfende Bearbeitung.

Im ganzen ist die Arbeit eine in den möglichen Grenzen anerkennenswerte und erfreuliche Leistung.

Greifswald, z. Z. im Felde. Ludwig Bergsträßer.

70.

Buddecke, Albert, Die Literatur über den Feldzug von 1864 (a. u. d. T.: Bibliographie der neueren deutschen Kriegsgeschichte. Teil 1). Lex. 8°. 92 S. Berlin, Georg Bath, 1915. M. 3.50.

Die vom Vorsteher der Bibliothek des Großen Generalstabes, Oberstleutnant Buddecke, vorbereitete mehrbändige „Biblio-

Digitized by Google

graphie der neueren deutschen Kriegsgeschichte" gehört zu den wissenschaftlichen Unternehmungen, denen von vornherein eine freundliche Aufnahme gesichert sein dürfte. Denn je mehr die Literatur über die militärische und diplomatische Geschichte der Kriege von 1864, 1866, 1870/71 und 1914/16 anschwillt, desto freudiger wird der Historiker ein bibliographisches Nachschlagewerk willkommen heißen, das ihm nicht nur manche Stunde mühsamer Sammlerarbeit erspart, sondern ihm auch bei seiner Forschertätigkeit manchen wertvollen Fingerzeig zu geben vermag.

Der jetzt vorliegende 1. Teil dieser Bibliographie, der in 926 Nummern (einschließlich der Nachträge) die Literatur über den deutsch-dänischen Krieg von 1864 verzeichnet, enthält folgende Abschnitte: 1. Allgemeines und Gesamtdarstellungen; 2. Politik und Landeskunde; 3. Wehr- und Heerwesen (vier Unterabschnitte); 4. Kriegsbegebenheiten: Operationen, Taktische Betrachtungen. Persönliche Erinnerungen (drei Unterabschnitte); 5. Marine, Seekrieg, Küstenverteidigung; 6. Heeres- und Truppengeschichten. Rang- und Stammlisten (drei Unterabschnitte); 7. Lebensbeschreibungen, Nachrufe usw.; 8. Karten (zwei Unterabschnitte). Dieser übersichtlichen Einteilung des ganzen Stoffes entspricht in den einzelnen Abschnitten eine recht geschickte Einreihung der Büchertitel. Mit Ausnahme des 7. Abschnittes, der selbstverständlich eine alphabetische Reihenfolge bedingt, werden die Titel stets nach Maßgabe des Zeitpunktes angeführt, an dem die Veröffentlichung erschienen ist, so daß man häufig sofort feststellen kann, ob es sich um gleichzeitige oder spätere Berichte und Darstellungen handelt. Dankenswert sind ferner die öfters hinzugefügten kurzen Angaben über den Inhalt einer Schrift oder über den Standpunkt ihres Verfassers, die hier und dort eingestreuten Hinweise auf kritische Besprechungen der betreffenden Arbeit und vor allem auch das am Schlusse befindliche alphabetische Register.

Wie B. in seiner Vorrede erklärt, soll die von ihm ausgearbeitete Bibliographie „vornehmlich militärwissenschaftlichen Zwecken dienen" und deshalb nur „eine Auswahl aus der gesamten einschlägigen, auch fremdsprachigen, Literatur" bringen. Gegen diesen Gesichtspunkt läßt sich natürlich nichts einwenden. Indes fürchte ich, daß die von B. gegebene Auswahl skandinavischer Quellen vielleicht in den nordischen Ländern keine uneingeschränkte Billigung finden wird. Auch mir selbst ist es nicht ganz klar geworden, nach welchen Grundsätzen B. bei der Auswahl skandinavischer Schriften zuwege gegangen ist. Veröffentlichungen von ziemlich zweifelhaftem Werte werden bisweilen erwähnt, vortreffliche Arbeiten aber öfters mit Stillschweigen übergangen. — So fehlen im 1. Abschnitt N. Th. Neergaards ausgezeichnetes Werk „Under Junigrundloven 1848—66" (1892 ff.; namentlich Band 2 kommt in Betracht) und die zusammenfassende Schilderung desselben Verf. im 6. Bande des

Digitized by Google

illustrierten Sammelwerkes „Danmarks Riges Historie“ (1906). Ebenso wäre in diesem Abschnitt Band 2 von Otto Vaupells „Kampen för Sönderjylland. Krigene 1848/50 og 1864“ (1889) nachzutragen, an dessen chauvinistische Ausführungen sich eine interessante Polemik knüpfte. Andererseits hätte die Schrift des Schweden G. Thorsander „Dansk-tyska kriget. Historik och kritik“ (1889) wohl eines kritischen Vermerks bedurft, da sie kaum besser ist als eine seiner späteren Arbeiten (vgl. „Mitteilungen“, XLI, 371 ff.). — Im 7. Abschnitt vermisse ich u. a. C. Fr. Brickas unentbehrliches „Dansk biografisk Lexikon“ (1887 bis 1906, 19 Bände). — Die dänische Geschichtsliteratur des Jahres 1914, die naturgemäß besonders reich an Erinnerungsschriften über den Krieg von 1864 ist, hat B. überhaupt nicht berücksichtigt. Gewiß handelt es sich hier in der Regel um unbedeutende Gelegenheitsveröffentlichungen. Aber unter der vielen Spreu entdeckt man doch bei näherem Hinsehen auch manches wertvolle Körnlein. So hat z. B. der bekannte Kopenhagener Universitätsprofessor Aage Friis 1914 recht wertvolle Beiträge zur Kriegsgeschichte von 1864 — „Chr. E. Reichs Dagbog fra 1864“ (Danske Magazin, 6. Raekke, 2. Bind) und „D. G. Monrads Deltagelse i Begivenhederne 1864. En efterladt Redegörelse“ — herausgegeben.

Die hier erwähnten kleinen Unterlassungssünden können dem günstigen Gesamteindruck, den ich bei der Durchsicht der vorliegenden Arbeit empfing, natürlich keinen Abbruch tun. Sie ist und bleibt ein höchst verdienstvolles Werk. Der Spezialforscher freilich wird daneben auch die seit langer Zeit in der „Dansk historisk Tidsskrift“ als Beilage erscheinenden bibliographischen Jahresübersichten stets zu Rate ziehen müssen.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

71.

Pahncke, Robert, Die Parallel-Erzählungen Bismarcks zu seinen Gedanken und Erinnerungen. (Historische Studien, herausgegeben von Richard Fester). 8°. XVII u. 322 S. Halle a. S., Max Niemeyer, 1914. M. 8.—, geb. M. 9.—.

Memoirenwerke kommen im allgemeinen darauf heraus, die Dinge so zu schildern, wie sie der Verf. selber sah und von andern gesehen wissen wollte. Das gilt auch für des großen Meisters Werk. Abgesehen von diesem Mangel, der allen anhaftet, finden wir hier — durch die große Zahl von Parallel-Berichten, die Pahncke sorgfältig zusammengestellt und geschickt beleuchtet hat — die Darstellung der Gedanken und Erinnerungen im ganzen in überraschender Weise, oft durch mehrere Jahrzehnte hindurch, bestätigt. Einzelne Sachen, wie die Arnim-Affäre, Falks Entlassung usw., werden, wenigstens vorläufig,

Digitized by Google

zweifelhaft bleiben. Anderes, wie die Auslassungen über Kaiser Friedrichs Tagebuch usw., wird kaum zu retten sein.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

72.

Ernst Bassermann. Sein politisches Wirken. Reden und Aufsätze, hrsg. u. eingeleitet von Dr. Fritz Mittelmann. Band 1. Zur auswärtigen Politik. Autorisierte Ausgabe. 8°. 4 Bl., X u. 255 S. 1 Porträt. Berlin, Karl Curtius, 1914. M. 2.80, geb. M. 4.—.

Jede eingehendere Beschäftigung mit der jüngsten Geschichte wird dadurch wesentlich erschwert, daß das wirklich wertvolle Quellenmaterial keineswegs bequem zugänglich ist. Wie mühevoll gestaltet sich die Benutzung der doch unentbehrlichen Zeitungen. Kaum weniger entsagungsvolle Arbeit erfordern die Parlamentsverhandlungen: sie bieten zwar eine Fülle wichtigsten Materials, doch nur der Spezialforscher wird sich notgedrungen und seufzend durch diese dicken Bände, von deren Inhalt ihm mehr als neun Zehntel keine lohnende Ausbeute gewähren wird, hindurcharbeiten; dem Geschichtsfreunde oder dem Politiker, der aus praktischen Zwecken eine wirkliche Einsicht in die neueste Geschichte gewinnen will, wird man dies nicht zumuten dürfen. Im Ausland scheint man früher als bei uns erkannt zu haben, daß hier unter viel Schutt auch sehr wertvolles Material verborgen ist, das auszugraben und in ansprechender Form allgemeiner Benutzung zugänglich zu machen sich lohnt. So ist es insbesondere in den romanischen Ländern durchaus nichts seltenes, die Reden der parlamentarischen Größen sehr bald in handlichen Ausgaben einem größeren Leserkreise darzubieten: ich nenne beispielsweise die Reden von Deschanel, Etienne, Jaurès, Millerand, Reinach, sowie von Barzilai und Tittoni. Bei uns geschah früher wenigstens mit den Reden von Ministern oft ein gleiches: Eulenburg, Falk, Goßler sahen schon bei Lebzeiten ihre Reden auch in den Händen solcher Leser, die keine Lust hatten, sich erst durch die Parlamentsberichte durchzuarbeiten; neuerdings sind einer solchen Gunst nur die Reichskanzler Caprivi und Bülow, sowie Graf Posadowsky teilhaftig geworden. Von deutschen Parlamentariern ist, soweit ich sehe, Sonnemann der einzige, dessen Reden, als er noch lebte, gesammelt wurden; selbst so anerkannte Parteiführer wie Bennigsen, Miquel, Schulze-Delitzsch, Stumm-Halberg, Windthorst, Ziegler mußten erst mehr oder minder lange Zeit tot sein, ehe man daran ging, ihre Reden in handlicher Form herauszugeben. Demgegenüber bedeutet das vorliegende Werk den Versuch, zum erstenmal wieder auch die Reden eines noch lebenden und noch in der Vollkraft seines Wirkens stehenden Parlamentariers aus den dicken Bänden der stenographischen Berichte auszugraben und dadurch dem Ge-

Digitized by Google

schichtsfreund erst wirklich zu erschließen. Es kann nur der Wunsch ausgesprochen werden, daß dieses erste Beispiel recht viele Nachfolger finden möge.

Die Ausgabe der Reden Bassermanns ist auf drei Bände berechnet, die sich auf auswärtige, innere und nationalliberale Partei-Politik verteilen. Der vorliegende erste Band enthält zwölf der auswärtigen Politik gewidmete Reden aus den Jahren 1900 bis 1913, denen ein 1912 in der Zeitschrift „Nord und Süd" erschienener offener Brief beigefügt ist. Die Publikation dieser Reden ist um so dankenswerter, als die Zahl deutscher Parlamentarier, die sich nicht bloß dilettantisch und gelegentlich mit der auswärtigen Politik beschäftigen, nicht gerade groß ist. Der nationalliberale Führer tritt stets für eine kräftige auswärtige Politik ein, ist sich dabei klar bewußt, daß für eine solche unbedingte Voraussetzung ein starkes Heer und eine starke Flotte bilden; von Anfang an befürwortet er mit besonderer Wärme den Ausbau der Flotte. Besonders bemerkenswert ist bei Bassermann der gute Blick für die großen Zusammenhänge der internationalen Politik; wenn man jetzt rückschauend diese Reden liest, erstaunt man oft geradezu über sein richtiges Urteil. So hat er früher als viele andere die Einsicht gewonnen, wie sich durch Englands Stellungnahme gegen Deutschland und durch die Wühlarbeit der englischen Diplomatie die internationale Lage verschärft, wie sich aus der englischen Einkreisungspolitik die Gefahr einer Isolierung Deutschlands ergibt; richtig erkennt er auch die Motive der englischen Politik. Sehr beachtenswert ist, wie er schon 1911 offen seine Zweifel am Wert des Bündnisses mit Italien ausspricht, wie er umgekehrt schon damals die Bedeutung der Türkei für die deutsche Politik richtig einschätzt. Manche seiner Äußerungen muten uns heute direkt prophetisch an: so, wenn er, ein ausgesprochener Gegner und Bekämpfer der Sozialdemokratie, am 9. Dezember 1905 und 30. April 1907 die Zuversicht ausdrückt, daß die Sozialdemokratie in ihrer Mehrheit der Mobilmachung im Ernstfall keinen Widerstand entgegensetzen werde, daß man da keine inneren Unruhen zu besorgen habe. Wie wunderbar verwirklicht haben sich die Schlußworte der Rede vom 9. Dezember 1905: „Was aber das Ausland anlangt, das uns feindlich gesinnt ist, so möge es sich sagen: eine Nation von 60 Millionen läßt sich weder beiseite schieben noch ungestraft beleidigen. Auch dem Reichstage ist es eine heilige Sache um die Erhaltung des Friedens. Wenn uns aber ein Kampf aufgedrängt wird, dann werden für Deutschland große Tage wiederkehren, und dann wird die Nation hinter ihrem Kaiser stehen." Noch so manche weitere Äußerung ließe sich anführen, die von dem zutreffenden Urteil Bassermanns Zeugnis ablegt. Er ist durchaus kein negativer Kritiker; er steht im wesentlichen entschieden auf dem Boden der offiziellen deutschen Politik, ist aber andrerseits auch kein Leisetreter, scheut bei allem Maßhalten in der äußeren Form vor einer sach-

Digitized by Google

lich recht scharfen Kritik keineswegs zurück. So spricht er sich mehrfach sehr herbe und rückhaltlos über die Fehlgriffe der Marokkopolitik, insbesondere über das Kongoabkommen aus; offen kennzeichnet er die Mängel der deutschen Diplomatie, wünscht von ihr vor allem bessere Agitation und Propaganda für die deutschen Interessen im Ausland.

Das günstige Urteil, das über den sachlichen Inhalt und Wert der Reden Bassermanns gefällt wurde, kann leider nicht auch auf die Art ihrer Herausgabe ausgedehnt werden. Die Publikation enthält nicht alle Reden Bassermanns, sondern nur eine Auswahl. Nach welchen Grundsätzen diese erfolgt ist, wird uns nicht gesagt und läßt sich auch nicht recht erkennen; es ist so manche Rede nicht abgedruckt, die es recht wohl verdient hätte, aus dem Grabe der Parlamentsverhandlungen hier wieder aufzuerstehen; es hätte wenigstens in irgendeiner Form ein wenn auch noch so kurzes Verzeichnis der nicht aufgenommenen Reden gegeben werden sollen. Bei den abgedruckten Reden hat sich der Herausgeber seine Aufgabe sehr leicht gemacht: er begnügt sich, ihnen ein paar ganz kurze Bemerkungen vorauszuschicken, die das allernotdürftigste über den äußeren Anlaß enthalten, verzichtet dagegen darauf, ein wirkliches Bild der politischen Situation zu geben, aus der die Rede entsprungen ist. Die Reden selbst werden ohne jedes erläuternde Wort abgedruckt: weder werden sachliche Anspielungen erklärt, auch wenn diese für einen nicht mit allen Einzelheiten der Zeitgeschichte vertrauten Leser keineswegs immer sofort verständlich sein werden, noch werden, wenn Bassermann auf Vorredner Bezug nimmt, deren Ausführungen auch nur auszugsweise mitgeteilt. Dem Ganzen vorausgeschickt ist auf acht Seiten eine Charakteristik Bassermanns: sie gibt ein paar Notizen über seine Vorfahren und einige — allzuknappe — Lebensdaten, ist im übrigen mehr panegyrisch und apologetisch gehalten, als daß sie versuchte greifbar, wenn auch in knappen Umrissen, die politische Entwicklung und Wirksamkeit Bassermanns zu zeichnen.

Berlin. Walther Schultze.

73.

Lamprecht, Karl, Zur neuen Lage. Vortrag gehalten in Leipzig am 23. August 1914. 8°. 16 S. Leipzig, S. Hirzel, 1914. Geh. M. 0.60.

Der inzwischen verstorbene große Geschichtschreiber charakterisiert die „neue Lage“ etwa folgendermaßen: Ungeheuere Zunahme des Verkehrs und der gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Völker sowie mächtiges Anwachsen der pazifischen Bewegung auf der einen Seite. Auf der andern eine bis dahin unerhörte Steigerung des Nationalbewußtseins bei allen in Betracht kommenden Völkern, und dieser Nationalismus heute tätig als die größte bewegende Kraft der geschichtlichen Welt über-

Digitized by Google

haupt. Infolgedessen Schwächung der Werbekraft des pazifischen Ideals und rücksichtsloser Vernichtungskrieg gegen den vermeintlich gefährlichsten jüngsten Nebenbuhler. Kultur und Rasse üben einen mildernden, aber keineswegs durchgreifenden Einfluß usw.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

74.

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von, Reden aus der Kriegszeit. Drittes Heft. 8°. 76 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. —.75.

Wenn ich bereits die beiden ersten Hefte der W.schen Reden aus der Kriegszeit als Stimmungsbilder der Gegenwart kennzeichnete (vgl. „Mitteilungen", XLIII, 217), so ist das noch mehr der Fall bei dem ersten Vortrag des vorliegenden dritten Heftes. Angeregt durch das eben verflossene Weihnachtsfest sprach W. am 10. Januar 1915 über „Die Harmonie der Sphären". — Für alle Zeiten wird man es anerkennen müssen, daß mitten im wildesten Kriegslärm ein deutscher Gelehrter es fertig bringt, die Welt des süßesten Friedens hervorzuzaubern. Ich glaube, das konnte in diesem Kriege auch nur ein Deutscher tun.

Vom rein geschichtswissenschaftlichen Standpunkte interessieren die siebente und achte Rede über „Kaisersgeburtstag" und „Bismarck" mehr. Die erstere wirft einen Blick auf Hohenzollernherrscher, unter besonderer Bevorzugung Friedrichs des Großen. Wie sich bei diesem der Mensch im Dichter offenbart, wird hervorgehoben. — „Bismarck" ist eine recht ansprechende Lebensskizze mit ungewöhnlich klarer Linienführung.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

75.

Pastor, Ludwig von, Conrad von Hötzendorf. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen. Mit Conrads Bildnis und Schriftprobe. Erstes bis zehntes Tausend. 8°. XII u. 103 S. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1916. M. 1.40, geb. M. 2.—.

Moltke sagt im Hinblick auf das unmittelbar nach dem Kriege begonnene Generalstabswerk 1870/71: „Was in einer Kriegsgeschichte publiziert wird, ist stets nach dem Erfolg appretiert, aber es ist eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen". Damit berührt er bereits die militärische Lebensbeschreibung, über die er sich, auf eine ihn selbst betreffende Schrift bezugnehmend, an anderer Stelle äußert: „Wer es übernimmt, die Biographie eines Lebenden zu schreiben, hat gewissermaßen die Verpflichtung, seinen Helden in das günstigste Licht zu stellen, ihn über

Digitized by Google

sein Verdienst zu loben ... Der kühleren Kritik der Nachwelt bleibt es vorbehalten, die nötigen Abzüge an dem Verdienst des einzelnen auf andere zu machen." Die hierin liegende Einschränkung des geschichtlichen Wertes von Schriften, die ohne den unerläßlichen zeitlichen Abstand verfaßt wurden, steigert sich noch gewaltig, wenn sie inmitten der Ereignisse entstehen. Gerade solche Schriften aber hat der gegenwärtige Krieg in großer Zahl hervorgerufen, als Folge seiner ungewöhnlich langen Dauer und des steigenden Bedürfnisses unseres raschlebigen und ungeduldigen Geschlechts, über den Zusammenhang der kriegerischen Vorgänge und die führenden Persönlichkeiten bald unterrichtet zu werden.

Um so dankenswerter ist es, wenn ein Geschichtsforscher ersten Ranges sich der außerordentlich schwierigen Aufgabe einer solchen Lebensbeschreibung unterzieht. Es könnte wundernehmen, daß gerade der Verfasser der „Geschichte der Päpste", der intime Kenner der Renaissance, es unternommen hat, ein frisches, lebenskräftiges Bild des trefflichen Generalstabschefs des österreichisch-ungarischen Heeres zu entwerfen. Die wesentlichste Vorbedingung für solche Arbeit ist aber nicht das bisher behandelte geschichtliche Sondergebiet, sondern das ausgereifte historische Verständnis, die sichere Schulung in Forschung und Darstellung, das geschärfte Verständnis für Charaktere. Archivalische Quellen waren hier nicht von Nutzen, und da hat Pastor mit außerordentlichem Geschick den lebenden Menschen ausgeforscht und, wo es sich um das ihm ferner liegende rein militärische Gebiet, in Sonderheit die Heerführung, handelte, mit feinem Takt die Auffassungen seines Helden wiedergegeben; nichts kann mißverstanden sein, alles ist folgerichtig und aus einem Guß. So ist denn ein lebendiges Bild entstanden. Man glaubt den klugen, feinsinnigen und entschlossenen Feldherrn vor sich zu sehen, man lernt ihn bewundern und gewinnt ihn lieb in seinen rein menschlichen Eigenschaften. Der Verfasser hat Conrad von Hötzendorf schon früher gekannt, und man erkennt, daß dieser sich dem berühmten Historiker ganz anders offenbart hat, als es etwa einem Zeitungskorrespondenten gegenüber geschieht. Dadurch wächst der bleibende Wert der Schrift außerordentlich. Das Fehlen des historischen Abstandes wird durch die Unmittelbarkeit der Eröffnungen ersetzt, durch die das Buch die Bedeutung einer Quelle erlangt, wenn auch mit den im Eingange dieser Besprechung angedeuteten und durch die Selbstbeschränkung, die der Generalstabschef sich auferlegen mußte, vermehrten Einschränkungen. Immerhin erfahren wir weit mehr, als bisher, über den Gedankengang der österreichisch-ungarischen Heeresleitung und damit über das Ineinandergreifen der Kriegführung der verbündeten Mächte. Nicht nur unsere Verbündeten haben Grund, dem Verfasser für diese schöne Gabe von Herzen dankbar zu sein, auch in Deutschland verdient das Buch die weiteste

Digitized by Google

Verbreitung; es wird den Leiter der Heeresbewegungen unserer Verbündeten auch uns persönlich näher bringen und wesentlich dazu beitragen, daß das tatsächlich vorhandene unbedingte Vertrauen dauernd erhalten bleibt.

Berlin. A. v. Janson.

76.

Österreichische Bibliothek, begründet usw. von Hugo v. Hofmannsthal. 8°. Leipzig, Inselverlag, 1915 f.; 60 Pf. = 80 h der Band. Bd. 1: Grillparzers politisches Testament, zusammengestellt v. Hugo v. Hofmannsthal, 62 S. — Bd. 2: Heldentaten der Deutschmeister 1697—1914. Mit e. Nachwort v. Max Mell, 56 S. — Bd. 3: Heinr. Friedjung, Custoza und Lissa, 108 S. — Bd. 4: Bismarck und Österreich. Herausg. v. Franz Zweybrück. 112 S. — Bd. 5: Audienzen bei Kaiser Joseph. Von Felix Braun, 80 S. — Bd. 6: 1809. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon. Herausg. v. Otto Zoff. 72 S.

Die hier angezeigte Bibliothek ist ein Produkt des Weltkriegs. Eigentlich hätte es nicht so sein sollen. Es wäre schon lange an der Zeit gewesen, systematisch daran zu arbeiten, daß das österreichische Wesen in Deutschland, namentlich in Norddeutschland, besser gekannt und gewürdigt werde. Ich glaube, es ist nicht zu leugnen, daß der jahrhundertlange Gegensatz zwischen Norddeutschland und Österreich, der, durch die mittelalterliche Entwicklung der nordostdeutschen Gebiete vorbereitet, seit der Reformation immer stärker hervortrat und endlich im Emporkommen des Preußischen Staates seine schärfste Ausprägung erfahren hat, in Denken und Fühlen weiter Bevölkerungsschichten nicht ganz überwunden ist. Und eigentlich erst dieser Krieg bringt eine heute schon nicht mehr kleine Literatur, die sich die Aufgabe stellt, den „österreichischen Bruder" dem Norden näherzubringen [1]). Die „Österreichische Bibliothek" will daran mitarbeiten. Ein Dichter ist ihr hauptsächlichster Herausgeber, und so hat denn die Sammlung keinen rein wissenschaftlichen Charakter, sondern wendet sich an die weitesten Kreise, um durch Herausgabe charakteristischer Geisteserzeugnisse des Deutschösterreichertums dessen Eigenart zu erläutern. Im 1. Bande ist in feinsinniger Weise aus Gedichten und Prosastücken mosaikartig die politische Überzeugung und Weltanschauung Grillparzers zusammengestellt. Ob er so ganz, wie man gewöhnlich behauptet, Repräsentant des Österreichertums war, ist mir per-

[1]) In Süddeutschland, das ja seiner ganzen Art nach Österreich näher steht, ist seit einiger Zeit die Herausgabe österreichischer Memoiren in Mode gekommen und hat viel Interessantes gebracht (Pichler, Castelli, Türheim, Zebegeny etc.).

Digitized by Google

sönlich zweifelhaft. Er hatte selbst zu wenig von der Lebenslust und dem Frohmut, der dem Volke sonst eigen ist. Freilich sein politisches „Altösterreichertum“ mit den gleichzeitigen Zukunftshoffnungen auf eine freiere Entwicklung ist typisch für seine Zeit. — Band 2 bringt Episoden aus der Geschichte des Wiener Hausregiments, von denen allerdings mehrere ganz kurz und etwas farblos, andere aber, wie Sturms Bericht über Königgrätz und die Berichte aus dem gegenwärtigen Krieg, sehr interessant und voll Leben sind. — Band 3, aus Friedjungs bekanntem Meisterwerk, bedarf keiner Besprechung. — Im 4. Band hat Fr. Zweybrück die Aussprüche Bismarcks über Österreich und sein Verhältnis zu ihm zusammengestellt. Besonders möchte ich dem Reichsdeutschen auch die Einleitung empfehlen; sie zeigt, wie auch Bismarck die inneren Verhältnisse und Kräfte Österreichs nicht recht zu würdigen vermochte, weil ihm süddeutsch-österreichische Art, das östliche Völkergemisch und der Katholizismus innerlich zu fremd waren. Der Gedanke, daß Österreichs Rivalitätenkampf gegen Preußen nicht strafbarer sei als der preußische gegen Österreich, dieser wahrhaft objektive, weitherzige Standpunkt wurde von ihm nur als Kampfbasis benutzt, um seinen Willen zum Friedensschlusse im richtigen Augenblick durchzusetzen (1866); seinem Gefühl entsprang er nicht. Überhaupt war sein Bündnis mit Österreich-Ungarn doch nur ein erzwungenes Auskunftsmittel; seine Sympathien gehörten dem historischen russischen Bündnisse. Eigentümlich berührt heute die bekannte Stelle in seiner Rede vom 11. Januar 1887: „Was Österreich in Konstantinopel für Interessen hat, das wird Osterreich allein zu beurteilen haben; wir haben dort keine — ich wiederhole es.“ — Der 5. Band will Kaiser Joseph II. aus seinen Audienzen kennen lehren. Eine Reihe dieser Anekdoten ist sehr instruktiv; einige Blätter passen freilich nicht ganz unter den Titel. Die Eigenart dieses merkwürdigsten österreichischen Herrschers tritt jedoch recht gut hervor. — Band 6 bringt Heeresbefehle, Briefe, Gedichte u. a. zur Charakteristik des Krieges von 1809, des einzigen, in dem Österreich, während Süddeutschland im Lager Napoleons stand, in Norddeutschland mit Begeisterung gefeiert wurde; Kleists Gedichte wie Reiseberichte eines Preußen über Österreich bezeugen dies. —

Außer den hier genannten, mir vorliegenden 6 Bändchen sind von der Bibliothek noch 7 weitere erschienen, die ebenfalls sehr verschiedene Themata behandeln. — Der Gedanke des ganzen Unternehmens ist gewiß sehr glücklich; hoffentlich schreitet es rasch und erfolgreich fort und trägt zur genaueren Kenntnis österreichischen Wesens in Deutschland bei. — Übrigens wird es auch so manchem Österreicher nicht schaden, wenn er sich aus diesen schmächtigen Bändchen Anregung und Belehrung holt.

Wien. Moritz v. Landwehr.

Digitized by Google

77.

Lamprecht, Karl, Deutscher Aufstieg 1750—1914. Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart zur Selbstbelehrung für jedermann, zum Gebrauche bei Vorträgen und zum Schulgebrauch. 18.—22. Tausend. Neue, um einen Vortrag des Verf. vermehrte Ausgabe. 8°. IV u. 62 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G., 1915. M. 1.—.

Hönger, Alfred, Zeugnisse zum Deutschen Aufstieg, 1750—1914. Ein Lesebuch für den Deutschen. Nach Karl Lamprechts gleichnamiger Schrift herausgegeben. 8°. XI u. 259 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G., 1915. Geb. M. 2.—.

Wie stark das Streben nach Vertiefung des Verständnisses geschichtlicher Vorgänge in weiten Kreisen unseres Volkes ist, beweist die schnelle Verbreitung von Lamprechts kurzer Einführung in die deutsche Geschichte der Gegenwart. Im Verlaufe eines Vierteljahres ist das Werkchen in siebzehntausend Exemplaren abgesetzt worden, obwohl es nach des Verf. eigenen Worten nicht ganz leicht seiner Form nach ist und an das Nachdenken der Leser starke Anforderungen stellt.

Da das Aufsteigen des deutschen Volkes zur Weltmachtstellung heutzutage im Brennpunkte unseres geschichtlichen Interesses steht, beginnt die Darstellung mit der Mitte des 18. Jahrhunderts, der Epoche, in der die ersten Wurzeln kosmopolitischer Auffassung in unserer Geschichte zu suchen sind. Von dieser Zeit an finden wir auch im wesentlichen die führenden Geister unseres Volkes, deren Gedanken uns noch jetzt bei der Lösung der machtpolitischen und der von L. in den Vordergrund gerückten kulturpolitischen Aufgaben als gleichsam mitwirkend erscheinen.

Nach der Darlegung einiger allgemeiner weltgeschichtlicher Tatsachen der Kulturentwicklung gibt der Verf. einen Überblick über den Verlauf der deutschen Geschichte von 1750 in ihren Grundlinien. Er zeigt, wie bedeutungsvoll das Raumschicksal der germanischen Stämme gewesen ist, die von etwa der Mitte des 1. Jahrtausend v. Chr. bis ins 11. Jahrhundert n. Chr. so ziemlich ununterbrochen von Norden her gegen das südliche Europa abgeströmt sind. Innerhalb dieser Bewegung ist das deutsche Volk aus denjenigen Stämmen hervorgegangen, die sich zwischen Ärmelkanal, Seine, Saone, Rhone und Elbe, zwischen Nordsee und Alpen seßhaft gemacht haben. Eine nochmalige Bedeutung gewann das Raummotiv in der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert, in der die deutsche Besiedelung des Ostens bis zur Weichsel und darüber hinaus erfolgte. Schließlich hat die Auswanderung nach Amerika die Deutschen wie kein anderes Volk über die Erde verbreitet.

In der Periode von 1750—1871 unterscheidet L. vier aufeinander folgende Stufen der Entwicklung: 1. Die Stufe der

Digitized by Google

Empfindsamkeit, des Sturmes und Dranges im Zeitalter Friedrichs des Großen, 2. die Stufe des Klassizismus und der Romantik im Zeitalter der Freiheitskriege, 3. die Stufe des Realismus und der Einheitsbewegung bis zum Jahre 1850, 4. die Stufe des Epigonentums und der Reichsgründung. Das neue Deutschland, das sich von der Stufe der Reizsamkeit und des Sozialismus durch Neuidealismus und Neuromantik hindurch zu einer realistischen Weltmacht entwickelt, brachte keine vollständige Lösung der Einheitsfrage, denn Volk und Reich fielen nicht völlig zusammen. Namentlich blieben die österreichischen Deutschen vor den Toren des neuen Reiches, das sich auf die Dauer nicht mächtig genug erwies, aus eigener Kraft heraus die 1871 erworbene politische Stellung aufrecht zu erhalten. Noch stärker trat der Zustand internationaler Hilflosigkeit bei Österreich zutage. So kam es, daß beide Reiche aus innerer Notwendigkeit heraus zu gemeinsamem Handeln geführt wurden.

In einem am 17. Januar 1915 zu Leisnig im Königreich Sachsen gehaltenen Vortrage, den L. als Anhang der neuen Auflage seiner Schrift angefügt hat, führt er des weiteren aus, daß die Zukunft unseres Reiches eine neue politische Gestaltung erfordert. Es hat sich herausgestellt, daß Deutschland und Österreich zusammenhalten müssen, daß sich eine neue zentraleuropäische Föderation bilden muß, ein deutscher Gesamtstaat, der uns den erforderlichen Schutz gewährt. Wir müssen so mächtig werden, daß niemand uns angreifen kann. Andererseits müssen wir so reich in unserer innerer Organisation sein, daß es uns schwer ist, einen Angriffskrieg zu führen. England gegenüber, in dem L. unsern Hauptfeind sieht, müssen wir den Grundsatz zur Anerkennung bringen, daß jeder größere Eingriff des Inselreiches auf dem europäischen Festlande, insbesondere jeder Festsetzungsversuch und jedes Blockadeunternehmen gegen die europäischen Binnenmeere als Kriegsfall für uns gilt.

So steht der große Historiker am Ende seines Lebens wie Moses auf dem Berge Nebo und schaut prophetischen Blickes hinüber in das verjüngte und vergrößerte, innerlich reichere und gefestigtere Deutschland, das aus diesem Weltkriege hervorgehen wird. — Die tiefgründigen und scharf durchdachten Ausführungen halten den Leser bis zum letzten Worte in Spannung und sind vor allem geeignet, reifere Schüler zu einem inneren Erfassen großer geschichtlicher Zusammenhänge heranzubilden.

Der Erfolg der soeben hier besprochenen Arbeit hatte L. zu dem Plane angeregt, eine Art Quellenbuch dazu herauszugeben. Sein am 10. Mai 1915 eingetretener Tod hinderte ihn an der vollen Ausführung seiner Absicht, die er selbst nur im Entwurf und in der Anlage noch hatte darlegen können. Sein Schüler Hönger, der von ihm mit der weiteren Ausführung des Werkes betraut war, hat es im Sinne seines geistigen Urhebers zu Ende geführt.

Digitized by Google

Ohne jeden verbindenden Text hat der Verf. im engsten Anschluß an Lamprechts Schrift, deren Kapitelüberschriften angegeben sind und auf deren Seiten- und Zeilenzahl bei der Anführung einzelner Quellen stets hingewiesen ist, eine geschickte Auswahl von Zeugnissen gegeben. Anregung zu weiterer Vertiefung in den Stoff bildet ein Schriftenverzeichnis, an das sich ein Quellennachweis mit Angaben über die Verfasser, die Werke und die getroffene Auswahl anreiht.

Naturgemäß sind die kulturgeschichtlichen Stoffe vorherrschend, soll doch dieses volkstümliche Lesebuch die Deutschen in den Zeitgeist der Epoche von 1750 bis 1914 einführen. Aus den jeweiligen seelischen Beschaffenheiten eines Volkes gehen zudem seine staatlichen Gedanken und Einrichtungen hervor, sie bilden den Boden, auf dem sein politisches Leben hervorsprießt. Eine ansehnliche Reihe führender Geister unseres Volkes treten uns in Proben ihrer Werke entgegen. Philosophen, Theologen und Pädagogen, Dichter und Künstler, Staatsmänner und Politiker von den Zeiten eines Leibniz und Lessing bis zur Gegenwart zeugen von dem Aufstieg des deutschen Volkes zu einem der ersten Kulturvölker der Erde.

Es ist zu wünschen, daß dies Quellenbuch die weiteste Verbreitung findet, wenn es auch bisweilen eine schwere Kost bietet. Aber gerade der schlichte Mann in unserem Volke zeigt oft einen starken Bildungsdrang und beschäftigt sich mit geistigen Problemen, die man in ihm nicht vermuten möchte. Der Herausgeber hat überdies alles getan, um durch Erklärung der Fremdwörter und der feststehenden wissenschaftlichen Ausdrücke das Werk leichter verständlich zu machen und ihm den Weg in breitere Volksschichten zu bahnen.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

78.

Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte. Eine Auswahl wichtiger Äußerungen und Zeugnisse, zusammengestellt von Friedrich Stieve. Kl. 8°. 112 S. München, Delphin-Verlag, 1915. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Der Zweck der Sammlung ist nach dem Vorwort des Herausgebers, „die Geschichte des Kaisergedankens durch die wichtigsten Äußerungen zu belegen und zu veranschaulichen". Aus der Zeit von 799—1648 werden zwölf „Äußerungen und Zeugnisse" angeführt (S. 11—34); der Rest umfaßt die Zeit von 1780—1905 (S. 34—122). Es werden Schreiben von den Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II., von Friedrich Wilhelm IV., Ludwig II. von Bayern, Wilhelm I., Reden von Bismarck, Wilhelm II. zusammengestellt. — Neben Gedichten von Walther von der Vogelweide, Hölderlin, Schenkendorf, Rückert, Geibel, Eichendorff, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Liliencron, Treitschke u. a.

Digitized by Google

finden sich Prosastellen von Schiller, Görres, Fichte, Goethe, Jean Paul, Arndt, Anselm Feuerbach u. a. Eine bunte Musterkarte, aus der „Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte" wenig deutlich hervortritt.

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Zickermann.

79.

Heigel, Theodor von, Deutsche Reden. Mit einem Anhange von Aufsätzen und Reden über den Krieg. Gr. 8°. XX u. 305 S. München, Beck, 1916. Geb. M. 5.—.

Der schätzenswerten Reihe von Abhandlungen des verstorbenen Forschers schließt sich diese Sammlung würdig an. Was H. für Welt und Wissenschaft bedeutet, hat sein Schüler Striedinger in einem Nachrufe dargelegt, der zugleich den Menschen mit den hervorragenden Eigenschaften, den treuen Sohn des Bayerlandes und den warmen deutschen Vaterlandsfreund vor Augen führt. Diese Wesensseiten äußern sich auch in den „Deutschen Reden".

In „Einheitsstaat oder Bundesstaat?" wird klargelegt, daß die heutige Form des deutschen Bundesstaats dem geschichtlichen Gange und der völkischen Eigenart entspricht und für Weltstellung sowohl als Kulturgemeinschaft die beste Gewähr bietet. In der von Bismarck geschaffenen Gestalt hat übrigens bereits 1848 Otto Abel die deutsche Bundesstaatsverfassung bis ins Kleinste gefordert. — „1813—1913" ist ein Erinnerungsblatt an Preußens und (freilich in bescheidenerem Maße) an Bayerns Erhebung (insbesondere Anteil der Universität Landshut!) gegen den Bedrücker, an Deutschlands Einigung und die Bestrebungen und Erfolge Kaiser Wilhelms II. in 25jähriger Regierung. — „Die Münchener Akademie von 1759—1909" gibt ein Bild mit fesselnden Einzelzügen von der Gesittung Altbayerns, von den Wandlungen in gelehrter Forschung und allerlei Wissenschaft; der Begriff akademisch ist dabei sehr verschieden gedeutet worden („Über Akademie und akademisch"). — Ähnliches findet sich in: „Die Anfänge des Weltbundes der Akademien". Der heute unterbrochene zwischenvölkische Austausch muß später auf vaterländischer Grundlage ruhen. — Gegen bayrische Eigenbrödelei im Geistesleben wendet sich „Zu Schillers Gedächtnis", unter Wertung des Lebenswerkes des Dichters und Historikers. — Die beiden Reden „Zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern" und „Nachruf auf Prinzregent Luitpold" betreffen ein segensreiches deutsches Herrscherleben, ähnlich wie dasjenige Wilhelms I. — Eine Rechtfertigung der Politik Montgelas' enthält „Zur Erinnerung an die Erhebung Bayerns zum Königreich"; darin wird das Fortschreiten des Wittelsbacher Landes im deutschen Geist seit jener Zeit anerkannt. „Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung" enthalten in der

Digitized by Google

Forderung engen Zusammenschlusses von Deutschland und Deutsch-Österreich manches Anerkennenswerte, sind aber durch die Ereignisse schon überholt worden. — Treffliche Gedanken, warmherziges vaterländisches Empfinden erfüllen die 9 Reden über den Krieg. Es sei in erster Linie auf: „1870 und 1914“, „Eine Auflehnung Europas gegen England vor hundert Jahren“ und „Der Krieg und die Kunst“ verwiesen. Weniger Beifall wird finden: „Warum haben die Deutschen so wenig Freunde?“ Hier sind die bekannten Ursachen wiederholt, und die Flottenbestrebungen waren unabweisliche Forderung. — Als Schmuck ist dem Buche ein Bildnis Heigels von F. v. Lenbach beigegeben.

Dresden, z. Z. Gardelegen. Edmund Ködderitz.

80.

Schäfer, Dietrich, Das deutsche Volk und der Osten. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 6. Februar 1915. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Band VII, Heft 3.) 8°. 97 S. Leipzig u. Dresden, B. G. Teubner, 1915. Geh. M. 1.—.

Im Hinblick auf die Russennot, aus der Hindenburg unsere Ostmark gerettet hat, beginnt Schäfer seinen Vortrag mit der Mahnung, die Augen mehr dem Osten als dem Westen zuzuwenden. Berlin liegt näher bei Thorn und Posen als bei Metz oder Straßburg. Im Osten sind die Errungenschaften zu verzeichnen, die den Bestand unseres Reiches und Volkes sichern. Während unsere Sprachgrenze im Westen sich seit der Zeit der Völkerwanderung wenig verschoben hat und eine geschlossene Linie bildet, zeigt sich im Osten sprachliche Zerrissenheit; unzählige größere und kleinere Bruchstücke deutscher Volksart sind bis an die Grenzen Europas zerstreut. Der Verf. schildert in großen Zügen die deutsche Siedelungstätigkeit im Mittelalter und kennzeichnet ihre Bedeutung für die Slawenreiche der Böhmen und Polen und das Magyarenreich der Ungarn. Als Kulturbringer wurden die Deutschen herbeigerufen, und erst als sie ihre Aufgabe zu einem großen Teile gelöst hatten, setzte eine nationale Reaktion gegen sie ein. Die Polen vernichteten den Deutschen Orden, die Hussiten bedrängten das meist in den Städten tätige Deutschtum. Über Ungarn gingen die Türkenstürme hin und verödeten ganze Landstriche, so daß unter Karl VI. und Maria Theresia eine planmäßige Neubesiedlung mit katholischen Deutschen aus Vorderösterreich in Angriff genommen wurde.

Von größter Bedeutung für die Gegenwart wurde die Befreiung des Herzogtums Preußen von der polnischen Lehnshoheit durch den Großen Kurfürsten und durch die Erwerbung Schlesiens unter Friedrich dem Großen, der auch für die Deutschen in Polen eine wichtige Zeit einleitete. Der Verf. nimmt dabei

Digitized by Google

Gelegenheit, auf das polnische Problem einzugehen. Gerade in diesen Tagen kann man vielfach einer Verurteilung der polnischen Teilungen begegnen. Sch. hebt mit Recht hervor, daß nach der Lage der Dinge die Besitzergreifung polnischen Bodens für Preußen geradezu eine Pflicht der Selbsterhaltung gewesen ist. Planmäßig hat Rußland unter Katharina II. auf die Unterwerfung Polens hingearbeitet. Hätte 1772 Rußland Polen besetzt, so würde der russische Koloß sich zwischen Preußen und Pommern geschoben und Ostpreußen durch Ermeland fast in zwei Teile zerschnitten haben, Danzig, Graudenz, Thorn würden in den russischen Machtbereich gezogen und die russische Grenze auf 120 km an Berlin herangerückt worden sein. Außerdem hatte Polen das Recht auf Selbständigkeit verloren, da es nicht fähig war, sie zu verteidigen. Welche Bedrohung dadurch für Preußen entstand, hatte Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege erfahren, als das russische Heer Polen zur Operationsbasis machte. Die erste polnische Teilung brachte Preußen eine Verbindung zwischen Pommern, der Neumark und Ostpreußen, ein im Kerne deutsches Gebiet mit Ausnahme des Netzedistrikts, der aber erst durch Friedrich II. zu einem blühenden Wohnsitz einer zahlreichen Bevölkerung gemacht wurde. Die zweite Teilung fügte die Landbrücke nach Schlesien hinzu, die dritte Warschau und die strategisch bedeutsame Narewlinie. Diese Stellung ging durch die Niederlage von 1806/7 wieder verloren. Rußland und Österreich hatten einen an Umfang viel größeren Zuwachs als Preußen erhalten, der aber für den Bestand der beiden Länder nicht von unbedingter Notwendigkeit war. Für Preußen war der Erwerb des den eigenen Besitz zerstückelnden polnischen Landes eine Lebensfrage. Wenn die Polen behaupten, daß ihnen vom preußischen Könige Versprechungen gemacht worden seien, die hernach nicht gehalten wurden, so weist dies Sch. als eine glatte Erfindung zurück. Friedrich Wilhelm III. hat den Polen Erhaltung ihrer Religion, Gebrauch der polnischen Sprache neben der deutschen und Zutritt zu den öffentlichen Ämtern versprochen, und er hat diese Zusagen erfüllt. Wenn die in Aussicht gestellte Konstitution nicht zur Verwirklichung kam, so teilten die Polen darin das Schicksal aller Preußen. Eine Änderung der wohlwollenden Haltung der preußischen Regierung haben die Polen selbst verschuldet. Ihr Verhalten während des Aufstandes von 1830/31 ließ Gneisenau das Wort aussprechen: „Die Polen sind unfähig, durch eine sanfte und gerechte Regierung wie die unsrige sich leiten zu lassen.“ Die auf die zehnjährige zielbewußte Verwaltung Flottwells folgende Versöhnungspolitik Friedrich Wilhelms IV. hatte die Erhebung von 1846 und 1848 zum Ergebnis. Die Polen wollten nicht im preußischen Staate aufgehen und bekundeten immer wieder den Gedanken der Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Staates. Es mußte sich aber von selbst verstehen, daß Preußen solche Bestrebungen niederzuringen

Digitized by Google

hatte. Die Polen haben unter preußischer Herrschaft glänzende wirtschaftliche Fortschritte gemacht und würden, wie die Wenden im Spreewalde, auch sonst durch keine Fessel gehemmt werden, wenn sie sich als deutsche Staatsbürger fühlten.

In der durch den gegenwärtigen Krieg geschaffenen neuen Lage ist die Lösung des polnischen Problems nur von dem Gesichtspunkte zu betrachten, wie unsere Stellung im Osten am besten gesichert werden kann. Die preußischen Polen haben während des Krieges nicht mehr getan, als was der Staat von ihnen fordern muß. In Galizien ist der Versuch der Bildung einer polnischen Legion nur teilweise gelungen. In Russisch Polen war von einer ausgesprochenen Parteinahme für die Mittelmächte wenig oder nichts zu spüren, und die allgemeine Erwartung eines elementaren Aufstandes der Polen erlebte eine vollständige Enttäuschung. Wirtschaftlich fühlen sich die Polen mit Rußland aufs engste verbunden und wenig veranlaßt, etwa preußische Zustände herbeizuwünschen. Ohne auf die Gestaltung einzugehen, die bei einem für uns günstigen Ausgange des Krieges Polens Schicksal gewinnt, betont der Verf., daß, wenn die jetzige Grenze bleibt, Rußland die Polen durch eine gewisse Autonomie auf seine Seite zu ziehen trachten würde. Eine polnisch-russische Verständigung aber in Verbindung mit dem Haß, der als bitterer Rest des Krieges übrig bleibt, würde eine große Gefahr für unsere Zukunft sein. Bei der Lösung der Frage sprechen auch wichtige wirtschaftliche Forderungen mit. Unser Volk braucht landwirtschaftlich nutzbaren Boden. Diesen kann es nur im Osten gewinnen. Um Raum für unsere den Boden bebauende Bevölkerung zu schaffen, muß es die Siedelungspolitik des Mittelalters in großzügiger Weise fortsetzen. Mit der Aufforderung, über dem berechtigten Haß gegen England nicht zu vergessen, daß Rußland die für uns weitaus gefährlichste Macht st, schließt die tiefgründige und warmherzige Abhandlung.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

81.

Ritter, A. Der organische Aufbau Europas. 8°. 68 S. Berlin, Concordia, 1916. M. 0.80.

Der Verfasser beschäftigt sich mit der Frage der politischen Gestaltung Europas nach dem Kriege und sucht diese Frage vor allem auf geographischer Grundlage zu entscheiden. Er läßt Europa in drei große Gruppen zerfallen: Westeuropa, zu dem er England, Frankreich, die Pyrenäische und die Apenninen-Halbinsel rechnet, Mitteleuropa, das er aus Deutschland, Österreich-Ungarn, den nordischen und den Balkankleinstaaten bestehen läßt, und Osteuropa, das vor allem aus Rußland gebildet wird. Ritter folgert aus dieser Konstruktion eigentümlicherweise, daß uns die finnländische, die ukrainische, die baltische Bewegung

Digitized by Google

nichts angehen darf, weil diese Gebiete notwendigerweise zu Rußland gehören müssen. Mitteleuropa wird die führende Rolle und damit die Aufgabe in der Zukunft zufallen, Europa vor dem aufstrebenden Mongolentum zu retten. Es ist ein recht künstliches System, das der Verf. sich zusammengestellt hat; der Macht der historischen Vergangenheit, den wirklichen Folgen der politischen Ereignisse der Gegenwart wird viel zu wenig Rechnung getragen. Um von der Richtigkeit seines Systems zu überzeugen, kommt es dem Verf. auch nicht auf falsche Behauptungen an. So wird von den heutigen Bulgaren gesagt, sie seien keine Slawen; die Japaner werden ohne weiteres damit abgetan, daß sie nur nachzuahmen verstehen; Bismarcks Politik in Bezug auf Italien wird als politische Kurzsichtigkeit bezeichnet usw. Alles in allem ein Buch von recht zweifelhaftem Wert. Wir wollen doch lieber erst den Frieden abwarten und dann über die neue Landkarte Europas unsere Meinung sagen.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

82.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Einunddreißigster Band. Zweiter Teil. Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck. Fünfter Band. Zweiter Teil. Auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Bayern herausg. durch die historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. Gr. 8°. 184 S. Leipzig, S. Hirzel, 1914. M. 8.—.

Der 1. Teil des 5. Bandes der Lübecker Chroniken erschien 1911 (vgl. Mitteilungen XLI, 47) und schloß damit die Herausgabe der mittelalterlichen lübischen Chroniken ab. Es fehlte nur noch die Chronik Reimar Kocks, die zwar ins 16. Jahrhundert gehört, aber sehr zu berücksichtigende Nachrichten über mittelalterliche Ereignisse enthält. Im Vorwort zum 1. Teil des 5. Bandes stellte der Bearbeiter, Friedrich Bruns, ein Personal- und Ortsverzeichnis für den 4. und 5. Band, ein Inhaltsregister und ein Glossar zu allen fünf Bänden in Aussicht. Diese Register liegen nun im 2. Teil des 5. Bandes vor. Das Personen- und Ortsverzeichnis und das Sachregister zu allen Bänden hat der Herausgeber des 4. und 5. Bandes, Fr. Bruns, selbst hergestellt, während das Glossar von Dr. Ziesemer ausgearbeitet worden ist. Indessen hat Bruns auch an ihm mitgearbeitet. Das Glossar hat den Vorzug, daß es sehr reichhaltig ist und nicht etwa, wie es oft bei Urkundenbüchern geschieht, nur seltener vorkommende Worte enthält. Das Sachregister ist geradezu vorbildlich. Es gibt nicht bloß Wörter an mit einer Reihe von Seitenzahlen, sondern auch ganz kurz die Gegenstände oder Ereignisse, die auf der angegebenen Seite im Zusammenhang mit dem Stichwort behandelt werden.

Digitized by Google

In dem nun abgeschlossenen großen Werke nehmen wir mit gebührendem Dank gegen die Münchener historische Kommission ein Denkmal deutscher wissenschaftlicher Arbeit hohen Wertes entgegen.

Frankfurt a. M. J. Girgensohn.

83.

Rademacher, O., Aus Merseburgs alter Geschichte. Heft VII. Mit zwei Abb. im Text. Gr. 8°. 32 S. Heft VIII. Gr. 8°. 40 S. Merseburg, Fr. Stollberg, 1912 u. 1913. Jedes Heft M. —.80.

Auf die früheren Hefte wurde bereits aufmerksam gemacht (vgl. „Mitteilungen", XXXVII, 356; XXXIX, 456). Im 7. Hefte werden die Bestrebungen der Merseburger Bischöfe des 15. und 16. Jahrhunderts, Fischteiche zu schaffen, und die Geschicke des wichtigsten von ihnen (des unmittelbar an der Stadt gelegenen Gotthardtsteiches) dargestellt. Wegen der Bedeutung Merseburgs im Mittelalter darf der zweite Aufsatz: „Merseburgs Befestigungen" allgemeines Interesse beanspruchen. Von der Zeit Heinrichs I. an werden, soweit es noch möglich ist, die Festungsanlagen mit ihren öfter notwendigen Umänderungs- und Erweiterungsbauten besprochen. Seit dem schmalkaldischen Kriege hat Merseburg keine Rolle mehr gespielt, im 30jährigen Kriege ist es stets in der Hand des die Gegend beherrschenden Heeres gewesen. Den Schluß macht die Schilderung des Besuches der Stadt durch den sächsischen Hof im Jahre 1751.

Das 8. Heft bietet eine sehr dankenswerte, aus noch nicht erschlossenen Quellen zusammengebrachte Schilderung von „Merseburg im 30jährigen Kriege". Sie beschränkt sich indessen nicht auf die Stadt, sondern zieht zahlreiche Dörfer des alten Hochstifts in ihren Kreis. Dieses Heft bedeutet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des großen Krieges.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

84.

Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde. 25. Jahrgang. 673 S. Metz, Verlag der Gesellschaft, 1913.

Der Jubiläumsband, der zugleich als Festgabe erschienen ist, legt weiter Zeugnis von dem zielbewußten Streben ab, das wir bei der Gesellschaft schon immer mit hoher Anerkennung feststellen konnten. Das Jahrbuch ist diesmal zwei Persönlichkeiten gewidmet, die sich um die Gesellschaft große Verdienste erworben haben; es ist geweiht dem Andenken des Gründers, Freiherrn Hans von Hammerstein, des früheren Bezirkspräsidenten von Lothringen, und es ist zugeeignet dem Mitbegründer und lang-

Digitized by Google

jährigen Schriftführer Prof. Dr. Wolfram, jetzt Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg i. Els. In höchst ehrenvoller Weise trägt die Gesellschaft damit ihre Dankesschuld ab.

Mit welcher Hingabe sich die Gesellschaft der Erschließung der Geschichte und Vergangenheit des lothringischen Landes widmet, zeigen die durchweg trefflichen Beiträge, die in diesem Bande Aufnahme gefunden haben. An die Spitze ist ein Aufsatz von Prof. Besler (Saargemünd) über das Wappen von Lothringen gestellt. Die fesselnde und zeitgemäße Arbeit unterscheidet hinsichtlich der Herkunft des heutigen Wappens zunächst das einfache Wappen des Herzogtums Lothringen und das im Wappenschild bedeutend reichhaltigere herzoglich-lothringische Hoheitswappen. Jenes scheint auf Herzog Matthäus I. (1139—1176) zurückzugehen. Dieses enthält in seinen acht Schildfeldern, die das Mittelschild mit dem einfacheren Wappen umgeben, einen hochinteressanten Hinweis auf die wechselvollen Geschicke des lothringischen Herzogtums, die an Hand der Wappenzeichen ausführlich geschildert werden. Im Zusammenhang hiermit sei gleich eine andere heraldische Arbeit erwähnt, die den ehemaligen Archivdirektor von Metz, Dr. E. Hauviller, zum Verfasser hat und einen Beitrag zu dem im Entstehen begriffenen lothringischen Wappenbuche bilden soll. Sie behandelt die den Orten Saargemünd und Ars a. d. Mosel neuerdings verliehenen, nach älteren Angaben hergestellten Wappen, von denen besonders das Arser Wappen ebenfalls bedeutende geschichtliche Erinnerungen einschließt. Das genealogische Gebiet betritt die Arbeit des Freiherrn Oskar von Warsberg (Graz) über das Geschlecht der Freiherren von Warsberg, deren ehemaliges, nunmehr veräußertes Familienschloß in Lothringen einst Sitz einer größeren Herrschaft war. Er behandelt eingehend Namen und Wappen derer von Warsberg und bringt dabei die von ihm gefundenen Daten über die einzelnen Glieder des Geschlechtes; eine Stammtafel, die bis auf 1150 zurückgeht und bei den Namen auch Siegel und Wappen anführt, bildet eine willkommene Zugabe für Heraldiker. Hierher können wir auch die kleine Studie von Sanitätsrat Dr. Grotkass (Montigny-Metz) über die Burg Ornel bei Reichersberg rechnen. Ornel (Ornelle) ist Ende des 14. Jahrhunderts durch die Herren von Rodemachern erbaut worden, die von da aus Schiffahrt und Handel der Stadt Metz auf der Mosel schädigen konnten, und wurde deshalb von Metz 1484 zerstört. Endlich erwähnen wir in diesem Zusammenhang, der von ehemaligen Herrengeschlechtern, Herrschaftssitzen und Hoheitszeichen handelt, noch eines Aufsatzes über Steuern und Waldberechtigungen in der ehemaligen Herrschaft Forbach, von Archivdirektor Dr. Ruppel (Metz), der uns über Ausübung herrschaftlicher Rechte und daraus entstandene langwierige Streitigkeiten

Digitized by Google

eingehend berichtet und eine bezeichnende Erläuterung zum Kapitel von der Feudalherrschaft bietet; urkundliche Beilagen dienen als Belege.

Eine umfangreiche und für weitere Kreise berechnete Arbeit betitelt sich „Moscheroschiana". Der verstorbene Lic. iur. Schlosser (Drulingen) hat hier die Lebensschicksale des bekannten Satirikers Johann Michael Moscherosch während seines Aufenthaltes zu Kriechingen und Finstingen, wo er als Amtmann von 1630 bis 1642 wirkte, verfolgt; er geht dabei auch auf einen angeblichen Aufenthalt in Dagsburg ein. Gerade in Finstingen war Moscherosch literarisch äußerst tätig. Eine Abbildung nach einem alten Holzschnitte zeigt das Bildnis des geistreichen und wortscharfen Mannes. Wir erfahren in der ausführlichen Abhandlung vieles bisher Unbekannte oder sonst nur gelegentlich Berührte.

Das kirchengeschichtliche Gebiet ist durch zwei Arbeiten vertreten, von denen die über die Metzer Domkurien von Gymnasialdirektor Dr. Grimme (Zabern) zugleich die Topographie des mittelalterlichen Metz berührt. Nach Bischof Chrodegangs Regel sollten sämtliche Kleriker der Kathedrale Metz in einem claustrum gemeinsam wohnen. Mit der Zeit jedoch wurde das Alleinwohnen in den dem Domkapitel gehörigen Häusern Sitte. Der Aufsatz bringt nun eine Reihe von urkundlichen Mitteilungen, die das Leben der Metzer Geistlichkeit charakterisieren und die Lage der Domkurien in den die Kathedrale umgebenden Straßen bestimmen lassen. Die zweite Arbeit über das Schisma im Metzer Sprengel, von Dr. Leo Ehlen (Bad Orb), bildet die Fortsetzung einer im Jahrbuch XXI (1910) begonnenen umfangreichen Untersuchung, die sich um die Wirkung des Papstschismas von 1378 auf die Metzer Diözese dreht. Der vorliegende zweite Teil geht bis zur Niederlage der Urbanisten und beleuchtet die verwickelten Parteistreitigkeiten, die auch stark auf das politische Gebiet übergriffen, in fesselnder Weise. Wir haben hier eine auf tiefgründiger Forschung beruhende und für die Geschichte der Metzer Kirche wertvolle Arbeit vor uns. Mit diesen beiden größeren Untersuchungen können wir dann eine kurze aus dem Gebiete der Diplomatik zusammenstellen, in der Prof. Dr. Wibel (Straßburg) eine wieder aufgefundene Originalurkunde Bischof Ramberts von Verdun aus dem Jahre 1032 beschreibt.

Auch zur Volkskunde liefert das Jahrbuch schöne Beiträge. Prof. Dr. Zéliqzon (Metz), der schon zu den jüngst erschienenen lothringischen „Textes patois" den Hauptbeitrag geliefert hat, bringt in einer „Zur lothringischen Volkskunde" betitelten Sammlung von Liedern, Erzählungen, alten Sitten und Gebräuchen vom lothringischen Boden, die als Anhang zu den „Textes patois" gelten soll, der Gesellschaft eine sinnige Gabe zum Jubiläum dar. In „La chanson des sabots" bringt Abbé Thiriot (Servigny-lès-Ste. Barbe) Text und Melodie eines loth-

Digitized by Google

ringischen Volksliedes, und in „Les Trimazos“ behandelt Dr. von Westphalen (Novéant) alte Maifeiergebräuche, die sich in ähnlicher Gestalt an den verschiedensten Orten von den Ardennen und der Champagne im Westen bis weit ins Innere Deutschlands nach Osten nachweisen lassen, ebenfalls mit Angabe der Texte und Melodien.

So ist das Jubiläumsjahrbuch eine Fundgrube für jeden, der sich mit lothringischer Geschichte und verwandten Forschungen beschäftigt. Von den weiteren Beigaben, die außer Bücherbesprechungen größtenteils geschäftliche Mitteilungen umfassen, ist noch das ausführliche Register zu den erschienenen 25 Bänden des Jahrbuches, zusammengestellt von Archivdirektor Dr. Ruppel, als ein wichtiges Orientierungsmittel zu erwähnen.

Mülhausen i. Els. Emil Herr.

85.

Archiv für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs. Herausgegeben vom Museumsverein für Vorarlberg. Redigiert von Dr. Adolf Helbok. X. Jahrgang. Lex. 8°. 81 S. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseum, Druck von J. N. Teutsch, 1914. M. 3.—.

Zu den beachtenswertesten Geschichtsvereinen der einzelnen Länder Österreich-Ungarns gehört der für Vorarlberg. Jedes Heft bringt für das betreffende Land und auch für weiterhin interessante Beiträge.

Schon der erste Aufsatz: „Ältere Beiträge zur Klimatographie und Naturchronik des Landes Vorarlberg von Prof. Jos. Paffrath S. J.“ enthält bemerkenswerte Mitteilungen zur Geschichte des Kalenderwesens vom 12. bis 18. Jahrhundert. — P. Wilh. Fux S. J. stellt die Stammlinie des noch blühenden Geschlechtes der Furtenbach fest. — Eine ausgezeichnete Arbeit ist: „Aus Brigantiums (Bregenz) Frühzeit“ von Univ.-Prof. Dr. Rudolf von Scala (Innsbruck), geschöpft aus den unmittelbaren Quellen, den Schriften der Alten, den römischen Inschriften, den Ergebnissen der archäologischen Forschungen. Sie schließt mit den Worten: „So sprechen Steine und Berge, Bauten, die dem Boden entsteigen, und tausende von Kleinfunden von römischer Herrschaft in diesem Lande. Die Art, wie Bregenz sich die Vergangenheit durch opferfreudige Ausgrabungspolitik, liebevolle Herausgabe der Urkunden erobert, entspricht dem Namen, dem „Brigantium“ entstammt, die ‚kraftvolle‘: kraftvoll in der Erforschung der Vergangenheit vorwärts streben, heißt die Gegenwart lieb gewinnen.“ — Dem Gebiete der Kunstgeschichte gehört an die Untersuchung von Dr. Adolf Helbok: „Spuren longobardischer Kunst in Vorarlberg“, ausgestattet mit zahlreichen gelungenen Illustrationen. Sie beschreibt eine, reiche Skulpturen zeigende, Sandsteinplatte, die der Zeit entstammt, als sich

Digitized by Google

aus Italien vom 8. bis zum 11. Jahrhundert die longobardische Kunst bis in die rätischen Alpen hinein verbreitete. — Schulrat J. Zösmair liefert eine gründliche Erörterung über „Das Urbar des Reichsguts in Churrätien aus der Zeit König Ottos I.“, stellt fest, daß es der Zeit zwischen 939—948 angehört und schließt: „Das Reichsurbar aus Churrätien wird als ein Zeugnis für die Ottonische Verwaltungstätigkeit angesehen werden müssen, das einzig in seiner Art dasteht und, ganz abgesehen von dem Wert für die Lokalgeschichte Vorarlbergs und Graubündens, über mancherlei Fragen von allgemeiner Bedeutung neue Aufschlüsse zu geben vermag.“

Das erste Heft bringt auch eine Literarische Rundschau über die vorarlbergische und auswärtige Literatur.

Graz i. Steiermark. Franz Ilwof.

86.

Tornius, Dr. Valerian, Die Baltischen Provinzen. (Aus Natur und Geisteswelt. 542. Bändchen). Mit 8 Abbildungen und 2 Kartenskizzen. 12°. V u. 104 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1915. M. 1.25.

Der Krieg hat eine Anteilnahme an den Baltischen Provinzen im Mutterlande erweckt, die früher nicht so allgemein war. In den Vereinen werden Vorträge diesem Thema gewidmet, Broschüren und einzelne Aufsätze machen auf die Bedeutung der Provinzen für die Machtstellung Rußlands aufmerksam. Meist waren diese Aeußerungen des Mitgefühls für das harte Los der dortigen Deutschen politischer und allgemeiner Art. Es fehlte an einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte, der gegenwärtigen Verfassung, der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse. Diese Lücke will das vorliegende Büchlein ausfüllen. In fünf Abschnitten werden 1) Land und Leute, 2) die Geschichte, 3) Verfassung und Verwaltung, 4) das Wirtschaftsleben, endlich 5) die geistige Kultur nach guten Quellen behandelt. Eine Übersicht der Quellen ermöglicht eine weitere Vertiefung in den Stoff. Einige meist gut gelungene Bilder und zwei Karten ergänzen den Text.

An dieser Stelle mag über den historischen Teil (S. 24—60) eine kurze Mitteilung gemacht werden. Der Verf. stützt sich hauptsächlich auf Arbusows ausgezeichneten „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands“ (3. Aufl. 1908) und E. Seraphims „Baltische Geschichte im Grundriß“ (1908). Es war gewiß keine leichte Aufgabe, die sehr verwickelte livländische Geschichte im Mittelalter kurz darzustellen, besonders für den Verf., da er kein Fachmann ist. Manches hätte er aber doch anschaulicher machen können. Für eine neue Auflage will ich anmerken, daß der in Livland gestiftete Ritterorden der „Brüder der Ritter-

Digitized by Google

schaft Christi" den Zusatz „Schwerttragende" nicht gehabt hat. Nach der Erzählung von der Vereinigung des livländischen mit dem Deutschen Orden (1237) heißt es: „Nur in einer Hinsicht schieden sie (die livländischen) sich von ihren preußischen Brüdern. Jene übten selbständig ihre eigene weltliche Gewalt aus, diese dagegen mußten den Erzbischof von Riga als ihren geistlichen Herren anerkennen, ein Umstand, der bald zu schweren Kämpfen führen sollte". Abgesehen davon, daß es damals noch gar keinen Erzbischof von Riga gab, ist die Fassung der Sätze für einen Nichtkenner unverständlich. In Folgendem versuche ich die Sachlage deutlicher zu fassen. Der Deutsche Orden in Preußen war im Stande, Priester-Brüder zu Bischöfen in seinem Gebiete zu machen. Daher konnte der Hochmeister seine Autorität meist ohne viel Streit den Bischöfen gegenüber durchsetzen. Der geistliche Ritterorden in Livland war vom Bischof von Riga gegründet worden und wurde als in geistlicher Beziehung von den dortigen Bischöfen abhängig angesehen. Diese mehr ideelle Abhängigkeit strebten die Bischöfe, vor allen der Bischof von Riga, in eine der vasallitischen ähnliche zu verwandeln, auch nach der Vereinigung mit dem Deutschen Orden, der unmittelbar unter dem Papst stand. Dieses Streben verstärkt sich, als der Bischof von Riga zum Erzbischof erhoben (1253) und dadurch seine Macht und sein politisches Ansehen erhöht wurden, zumal seine Diözese sich auch über Preußen erstreckte. Daß weltliche Interessen, namentlich Fragen der Gerichtsbarkeit und des Landbesitzes hineinspielten, steigerte den Prinzipienkampf wiederholt zu einer Fehde mit weltlichen Waffen.

Noch einiges andere möchte ich im Interesse der Sache hinzufügen. S. 36, wo vom Untergang des livländischen Landesstaates und der Trennung vom Deutschen Reich die Rede ist, hätte das Privilegium Sigismundi Augusti vom 28. Nov. 1561 erwähnt werden müssen als das Grundgesetz des Landes, auf dem sein Recht auf Deutschsein bis in die neueste Zeit beruht und das alle Herrscher Livlands bis zur Thronbesteigung Alexanders III. von Rußland bestätigt haben. S. 42 wird Livland als Kolonie Schwedens bezeichnet. Die Freigabe der deutschen Unterrichtssprache in Schulen nach der Revolution von 1905 (S. 60) kann doch unmöglich ein „Privilegium" genannt werden, zumal das Abiturium in russischer Sprache gefordert wurde. S. 99 ist ausgerechnet die scheußlichste Protzenstraße Rigas, die Albertstraße, als Beispiel der dortigen Architektur (glücklicherweise ziemlich undeutlich) abgebildet. Unter den baltischen Musikern (S. 100) dürften die Namen Grimm und Wilm, unter den neueren Keußler nicht fehlen. S. 101 wird Hippel zum Livländer gemacht. S. 102 finden von livländischen Historikern im XIX. Jahrhundert nur Julius Eckhardt, Ernst Seraphim und Arbusow Erwähnung, Namen wie Napiersky, Vater und Sohn, Karl Schirren, Bienemann, Hildebrand u. a. sind übergangen.

Digitized by Google

Die statistischen Angaben in dem Büchlein sind zwei Büchern entnommen, die zuverlässig gearbeitet, aber etwas veraltet sind. Es sind die Baltische Bürgerkunde (Riga 1908) und die Baltische Landeskunde (Riga 1911). Bei der Unerreichbarkeit Rigas war neueres Material zu bringen nicht möglich. Im wesentlichen wird es auch noch heute zur Beurteilung der Verhältnisse ausreichen.

Darf man das neue Hülfsmittel, die Baltische Frage zu studieren, nicht unbeschränkt loben, so muß man doch anerkennen, daß es im Augenblick kein besseres gibt, gute Dienste leistet und durch Angabe der wichtigsten Literatur, durch Übersichtlichkeit und relative Vollständigkeit seinem Ziele nahe kommt.

Frankfurt a. M. J. Girgensohn.

87.

Kuschnir, Dr. Wladimir, Die Ukraine und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Krieg mit Rußland. Gr. 8°. 38 S. Wien, Verlag der „Ukrainischen Rundschau", 1915. M. 0.50.

Ukrainische Rundschau, Monatsschrift, hrsg. von Dr. Wladimir Kuschnir, 13. Jahrgang. Heft 1. 2. 3. Oedenburg, Gustav Röttig u. Sohn, 1915. je M. 0.70.

La Revue Ukranienne, Monatsschrift, hrsg. von Arthur Seelieb, Heft 1. 2. Lausanne, Imprimerie Coopérative La Concorde, 1915. je Fr. 2.50.

Kuschnirs Buch und die beiden Zeitschriften sind ein Zeichen von der Bedeutung, welche die ukrainische Frage durch den Weltkrieg wieder erhalten hat. Es sind Propagandaschriften, welche den gegebenen Augenblick benutzen wollen, um für das ukrainische Volk, für seine Wünsche und Hoffnungen Interesse bei uns und bei den neutralen Völkern zu erwecken. Die Arbeiten besitzen deshalb natürlich nicht den Wert gelehrter Forschung und wollen ihn auch nicht beanspruchen. Immerhin bieten sie manches Belehrende, bringen sie manches Anregende, besonders für den Historiker, denn sie beleuchten die Ukraine sowohl in geschichtlicher wie in politischer und in wirtschaftlicher Beziehung.

Kuschnirs Arbeit bringt eine gute Übersicht über die geschichtliche Entwicklung der Ukraine von der Begründung des Großfürstentums Kiew bis zur Gegenwart, über Gebiet und Bevölkerung, über die Bedeutung der Ukraine im Wirtschaftsleben Rußlands. Die Arbeit ist auch als No. 2 der Ukrainischen Rundschau erschienen. Aus No. 1 dieser Zeitschrift möchte ich noch hinweisen auf eine Arbeit Donzows über die historisch interessante Persönlichkeit Mazeppas.

Aus den mir vorliegenden zwei Heften der Revue Ukranienne verdient Beachtung die Arbeit von Arthur Seelieb: „L'Ukraine et les Ukraniens", die, auf gutes statistisches Zahlenmaterial ge-

Digitized by Google

stützt, recht ausführlich die Ukraine und ihre Bewohner in völkerkundlicher und wirtschaftlicher Hinsicht beleuchtet.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

88.

Fredrich, C. Vor den Dardanellen, auf altgriechischen Inseln und auf dem Athos. 8°. 162 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. 3.—.

Verf., Direktor des Marienstifts-Gymnasiums zu Stettin, hat 1904 im Auftrage der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Ägäis bereist. Eine Beschreibung seiner Reise brachten die „Grenzboten“ 1908/9; die wissenschaftlichen Resultate liegen in den „Athenischen Mitteilungen“ 1905—8 vor und in dem Corp. Inscr. Graec. XII. 8. 1909. Diese neuere Schrift, gewidmet dem Marienstifts-Gymnasium bei seinem Scheiden vom Marienplatze, bietet uns, den von F. durchmessenen Wanderpfaden folgend, fesselnde Schilderungen der besuchten Inseln, entworfen mit ebenso offenem und kundigem Blick für ihre Naturbeschaffenheit wie für ihren Kulturstand, in Gegenwart und Vergangenheit. Zwei Kartenskizzen, eine zur Übersicht und eine von Lemnos, sowie 16 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen stimmen in der Güte ihrer Ausführung mit der ganzen sonstigen Ausstattung des Werkchens überein, die dem seinen Inhalt durchziehenden klassischen Hauch voll entspricht.

Wir werden nach dem Athos, dem kleinen einsam gelegenen Hagiostrati, nach Lemnos, Imbros, Samothrake, Thasos, den Inselchen vor Magnesia und nach Skyros geführt, während im Gegensatz zu der uns hier überall umfangenden friedlichen Stille zum Schluß sich die Dardanellen mit den sie durchtobenden Kämpfen unserer Tage vor uns auftun.

Aus der Fülle des Beobachteten und Berichteten sei hierorts hauptsächlich des historisch Bemerkenswerten Erwähnung getan.

Von den 20 Klöstern des Athos haben 17 griechische Bewohner, je eines bulgarische, serbische, russische. Das russische Kloster mit seiner Zweiganstalt zählt, vom Heimatlande reichlich unterstützt, z. Z. schon mehr Insassen, als alle übrigen Klöster zusammengenommen; es ist zugleich erste Etappe für die russischen Pilger nach Palästina, die aber keineswegs alle allein aus religiösen Gründen dorthin ziehen.

Auf den vom Verf. durchstreiften Inseln ist die Bevölkerung ganz überwiegend griechisch, Türken traf er, außer auf Lemnos, nur wenig an, meistenteils als Beamte. Überall hier und dort legen Bauten und Baureste, vielfach mitsamt ihren Inschriften, Zeugnis von den einstigen Inhabern der Herrschaft ab, den Franken, den Byzantinern, den Römern, den Makedoniern, den Athenern.

Digitized by Google

Vor der Besitznahme durch Athen gebot Thasos über den gegenüberliegenden Küstenstrich, wo es Neapolis, das heutige Kawalla, als Hauptplatz für seinen weitausgedehnten Handel in den Balkanländern begründete. Eine erneute Steigerung seines Verkehrs erlebte Thasos unter den Römern. Die Überreste aus dem Altertum gewähren noch heutzutage dem Kennerauge eine deutliche Vorstellung von dem einstigen Wohlstand und Glanz. In die Urzeit zurück führen die geheimnisvollen Stätten auf Samothrake und Lemnos, die den Kabiren geweiht waren, zweien „Dämonen der Tiefe, der eine alt, der andere jung, in denen das Werden und das Vergehen in der Natur personifiziert war". „Samothrake wurde für Makedonien etwa das, was Delos für die Ionier bedeutete."

Lemnos mit seiner vortrefflichen Bucht von Mudros an der Südseite ist von jeher die gegebene Operationsbasis für alle Unternehmungen gegen die Dardanellen hin gewesen. Hier ankerte die Argo, hier setzte sich der ältere Miltiades fest, ehe er sich des Chersones, der Halbinsel Gallipoli, bemächtigte, hier fand sich schon lange vor dem jetzigen Kriege fast alljährlich ein englisches Geschwader ein, die nunmehr erfolgte Besetzung der Insel bedachtsam vorbereitend.

Eine ebenso lehr- wie genußreiche Lektüre, das wird das Urteil jedes Lesers unseres Büchleins sein.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

89.

Bees (*Βέης*), Dr. Nikos A., Beiträge zur kirchlichen Geographie Griechenlands im Mittelalter und in der neueren Zeit. (Sonderabdruck aus 'Oriens Christianus', Halbjahrsh. f. d. Kunde des christl. Orients.) Leipzig, Otto Harrassowitz, 1915.

Der in Deutschland wohlbekannte Gelehrte bemüht sich um die Erklärung und geographische Festlegung von Orten, die meist in der „notitia episcopatuum" genannt sind, und bietet so eine Ergänzung, besonders der Arbeiten Gelzers. Wer die Verschreibungen kennt, die jedem Gesetz einer philologisch begründeten Erklärung spotten und nur auf Kosten des mit dem Stoff gänzlich unvertrauten Schreibers der notitia (14. Jahrh.) gehen, wird selbst von B. vorgeschlagene Erklärungen wie *Λιτνάδας = Τανάγρας, Σπέους = Σκύρου, Ὄλας = Αὐλῶνος, Ἔπίας = Εὐριπίας, Τλεσίνας = Ἐλευσίνας* (Bistümer, genannt not. episc. cod. Paris. Reg. 1155 *A*), *Κινκιπέως = Κεγχρεῶν, Σελίκου = Ὠλένης* (ibid.) nicht sofort ablehnen. Es kommt viel, natürlich nicht alles, darauf an, daß B. das Vorhandensein des Bistums zur fraglichen Zeit, bez. das Fehlen in der Liste nachweisen kann, was vielleicht nicht immer ganz gelungen ist. Weitere Gleichungen betreffen die Bistümer: *Σκόπελος, Σκιάθος, Πεπάρηθος* (zu der Frage, warum hier Peparethos, das heute Skopelos heißt, als eine von Skopelos

Digitized by Google

verschiedene Insel genannt ist, vgl. Fredrich, Vor den Dardanellen usw., oben S. 139, der auch nicht Lidromia mit Halonesesos gleichsetzt, auch nicht Ikos, wie B. will, sondern Hagiostrati), das für die Datierung der notitia wichtige *Λαμίας*, das seit dem 9. Jahrh. offiziell immer *Ζητουνίου* heißt, sodann *Σαρσοκορώνη*, das über *Ταρσοκορίνη* in *Ταρσοῦ* und *Κορώνης* aufgelöst wird, (immerhin werden 1622 in einer Urkunde Kyrills I. genannt „*αἱ ἐπισκοπαὶ Κορώνης καὶ Σαρσοκορώνης*“, so daß hier neben dem angeblich in *Σαρσοκορώνη* steckenden *Κορώνη* noch ein *Κορώνη* genannt wäre, wobei freilich auch B. bemerkt, daß diese Urkunden auch Bistümer, die es nicht mehr oder überhaupt nie gab, huldvoll verleihen). Weiter kommen zur Behandlung die Bistümer Argos und Nauplion, für deren Vereinigung und Erhöhung zur Metropole B. nicht das Datum der notitia 1088/89 gelten läßt. *Βολαίνης* ist unzweifelhaft *Ὠλαίνης*. Besprochen werden Amyklae, Niklon, Nezera, Pissa (Pitsa), Christianupolis (identifiziert von B. mit dem Dorf *Χριστιάνου* in Triphylien, Demos Eranis) und Kernitza in Arkadien (wo sich neben dem verlassenen Dorf das gleichnamige Kloster erhebt, dessen Neuanlage auf *Οὔγγος ντὲ Πριένε* [Hugues de Briennes] zurückgeht) und *Ζεννῶν ἤτοι Καλαμάτας*, die nicht beide mit Andrussa gleichzusetzen, sondern zu trennen und mit den in venezianischen Quellen genannten Ezena und Kalamata zu identifizieren sind. *Μαδήνια* endlich soll gleich *Μαντίνεια* sein. Die Arbeit erscheint als recht wertvoll.

Berlin-Friedenau, z. Z. im Feld. Hans Philipp.

90.

Büchi, Robert, Die Geschichte der Pan-Amerikanischen Bewegung mit besonderer Berücksichtigung ihrer völkerrechtlichen Bedeutung. (Völkerrechtliche Monographien hrsg. v. Dr. Walter Schücking und Dr. Hans Wehberg, Heft 2.) Lex. 8°. XVI u. 189 S. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller), 1914. M. 6.—.

Das ganze Buch zerfällt in vier Abschnitte.

Der erste Abschnitt „Amerika und das Völkerrecht“ hat drei Unterabschnitte. Der 1. Unterabschnitt berichtet kurz, wie die einzelnen Staaten Amerikas mit der Erlangung ihrer Selbständigkeit durch Anerkennung von Seiten der europäischen Staaten und durch Annahme der Prinzipien der alten Welt in die Völkerrechtsgemeinschaft eintraten. Der 2. Unterabschnitt handelt von dem Verdienste Amerikas um die Fortbildung des Völkerrechts, und zwar zunächst auf dem Gebiete des Neutralitätsrechtes, zu dem die erste Anregung von Washington ausging, zweitens auf dem Gebiete der Anerkennung von de facto Regierungen, während in Europa noch bis 1856 das Legitimitäts-

Digitized by Google

prinzip galt. Des weiteren wird ausgeführt, wie in den ersten amerikanischen Staatsverträgen uns zum erstenmal liberale Grundsätze begegnen. Dieser Unterabschnitt wäre sehr viel ausführlicher zu wünschen gewesen. Von amerikanischer Seite wurde zum erstenmal erfolgreich das Recht der Intervention bekämpft, das für Europa noch bis 1856 galt. Falsch ist es, wenn der Verf. behauptet, Amerika habe sich zuerst gegen die Kaperei und das Seebeuterecht gewandt. Die Initiative zu ihrer Bekämpfung ist vielmehr von Friedrich dem Großen ausgegangen, von dem auch Amerika die Anregung empfangen hat. Nicht beizustimmen vermag ich ferner den Ausführungen des Verf. über die Schiedsgerichtsbarkeit. Diese Frage wird von ihm wohl allzu doktrinär und optimistisch behandelt. Hätte er sie von dem Gesichtspunkt des praktisch Erreichbaren aus betrachtet, wäre es ihm wohl eher gelungen, dem Standpunkt der deutschen Diplomatie gerecht zu werden. Übrigens muß ich bemerken, daß der ablehnende Standpunkt der deutschen Diplomatie in der Schiedsgerichtsfrage unendlich viel zur Legendenbildung vom deutschen Militarismus beigetragen hat, da mit ihr mit Vorliebe die Abrüstungsfrage verquickt wurde. Dem überaus günstigen Gesamturteil des Verf. über die Fortbildung des Völkerrechts durch die Amerikaner vermag ich darum nicht beizustimmen, da ich ihnen die Initiative in der Frage der Kaperei und des Seebeuterechts nicht zuerkennen kann, und da mir, im Gegensatz zum Verf., ihre Bemühungen um die Schiedsgerichtsfrage reichlich optimistisch und doktrinär erscheinen. — Der nächste Unterabschnitt „Das sogenannte amerikanische Völkerrecht" erzählt uns von den bisher gescheiterten Versuchen des chilenischen Rechtsgelehrten Alvarez, für jeden Erdteil und speziell für Amerika eigene Völkerrechtsnormen aufzustellen, die die den einzelnen Kontinenten gemeinsamen Völkerrechtsfragen regeln sollen. Der Verf. sagt hierüber: „Wohl mag es auch heute noch Völkerrechtsnormen geben, deren Geltungsbereich sich nur auf einzelne Staaten oder Gruppen von Staaten erstreckt, letzterer läßt sich jedoch nicht in enge geographische Grenzen schnüren, sondern umfaßt alle zivilisierten Staaten, die seine Normen durch konkludente Handlung anerkannt haben." Diesem Standpunkt wird beizustimmen sein. Mit Recht lehnte der 1. Panamerikanische wissenschaftliche Kongreß zu Santiago 1908 den Alvarezschen Standpunkt ab. Dieser bekannte sich jedoch nicht als besiegt und verteidigte sich in einem größeren, 1910 erschienenen Buche. Hier stellte er den merkwürdigen Satz auf, die Grundlage, auf der das amerikanische Völkerrecht beruhe, sei die Monroedoktrin, die, im Gegensatz zur Politik der Hegemonie der Vereinigten Staaten, durchaus panamerikanischen Charakters sei. Mit Recht weist der Verf. diesen Satz als durchaus unhistorisch zurück. Die Lehre von Alvarez hat übrigens in Amerika selbst heftige Gegner gefunden, so in dem Brasilianer La Viana.

Digitized by Google

Der nächste Abschnitt bringt die Geschichte des Pan-Amerikanismus. Die erste Anregung zu dieser Bewegung ging von den eben erst von Spanien abgefallenen südamerikanischen Kolonien aus, die durch engen Zusammenschluß und durch Anschluß an die nördliche Schwester sich erneuter spanischer Angriffe erwehren zu können hofften. Als diese jedoch wider Erwarten ausblieben, schliefen diese ersten Anregungen ganz von selbst ein. Erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts griff die Union aus wirtschaftlichen und politischen Gründen sie wieder auf. Von jetzt ab waren aber gerade die übrigen Staaten die ablehnenden, weil sie fürchteten, dadurch unter die Hegemonie der Union zu geraten. Immerhin hatte die neue Bewegung einige Erfolge zu verzeichnen. Es haben bisher vier panamerikanische Kongresse stattgefunden. Auf ihnen ist die Schiedsgerichtsfrage selbst in Bezug auf internationale privatrechtliche Forderungen in sehr weitgehendem Maße geregelt worden, desgleichen die Frage der Schiffahrt auf den internationalen Strömen, eine offizielle Amtsstelle für rasche Erteilung internationaler kommerzieller Informationen ist errichtet worden, für den Post- und Telegraphen- und den Hafenverkehr hat man wesentliche Erleichterungen geschaffen, für die Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in den großen Hafenplätzen ist auf Grund der von den Kongressen gegebenen Anregungen viel geschehen. Andere Fragen, wie die Schaffung eines internationalen Privatrechts, eines internationalen Maß- und Münzsystems, einer internationalen Regelung des Bankwesens, eines panamerikanischen Zollvereins sind trotz wiederholter Erörterungen nicht vom Flecke gekommen.

Der 3. Abschnitt: „Die Organisation von Zentralamerika" zerfällt in zwei Unterabschnitte; der erste, sehr dürftige, bringt die politische Geschichte, der zweite erzählt uns von der zentralamerikanischen Friedenskonferenz zu Washington 1907. Ihr Zweck, einen dauernden Frieden in Mittelamerika zu sichern, ist bekanntlich nicht erreicht worden.

Der 4. Abschnitt „Der Pan-Amerikanismus und die Politik der Vereinigten Staaten" behandelt vornehmlich die Politik der Vereinigten Staaten, nachdem der Verf. in einem kurzen Vorwort bemerkt hat, daß das bisherige geringe Ergebnis der panamerikanischen Bewegung einerseits dem großen Antagonismus zwischen dem lateinischen und dem angelsächsischen Amerika und andererseits der Politik der Vereinigten Staaten zuzuschreiben sei. Den Antagonismus sieht Verf. begründet in der zäsaristischen, zentralistischen Militärherrschaft der lateinischen, der demokratischen, dezentralistischen, antimilitärischen Regierung der Vereinigten Staaten, in der Religion und in der Rasse, dem als einzig einigendes Element nur die Lage gegenüberstehe, während der Einbruch der Vereinigten Staaten in das lateinische Mexiko durch Annektierung großer Teile von Mexiko und Floridas und die wirtschaftliche Beherrschung Kubas und Panamas ihn ver-

Digitized by Google

schärfte. Während die Monroe-Doktrin anfangs als Schutz begrüßt wurde, sah man sehr bald in ihr eine Gefährdung. Der einmal wachgerufene Argwohn gegen die Union ließ sich durch deren vorsichtigste Politik nicht mehr bannen.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

91.

Scheffel, P. H., Verkehrsgeschichte der Alpen. 2. Band: Das Mittelalter. Lex. 8°. VIII u. 298 S. Berlin, Dietr. Reimer (E. Vohsen), 1914. M. 12.—.

Die Aufgabe ist reizvoll; den zahllosen Geschichten staatlicher oder städtischer Entwicklung, geistigen Schaffens oder technischer Schöpfungen, politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Organisationen eine hinzuzufügen, die einem geographischen Begriffe gewidmet ist. In diesem Sinne hat z. B. Weule für die Helmolt-Tillesche Weltgeschichte die historische Bedeutung der Weltmeere klarzulegen versucht; hierher gehört das Unternehmen Scheffels, für einen bestimmten Zeitraum zu verfolgen, wie sich die Eigenart geschichtlichen Lebens in dem gewaltigsten ununterbrochenen Gebirgssystem Europas gestaltete. In der Behandlung des Stoffes durch Sch. tritt ein Merkmal, von ihm selbst in der Vorrede besprochen, hervor. Die Verarbeitung des mit anerkennenswertem Fleiße gesammelten und geschickt aus den verschiedensten bisherigen Zusammenhängen zum neuen Bilde geordneten Materiales wird nicht streng wissenschaftlich dargeboten: „Nicht an den Geschichtsforscher in erster Linie wendet sich dieses Buch, sondern an die gebildeten Leser". Der gelehrte Standpunkt verzichtet auf seine äußeren Kennzeichen vor dem Bemühen um ein Kunstwerk. Wir begreifen aus dieser Absicht des Verf. auch, daß es ihm um das Herbeischaffen aller einschlägigen neuen Arbeiten nicht unbedingt zu tun war. „Der fingerfertigen Kritik gegenüber möge . . . . betont werden, daß der Forscher gewiß die neuesten, sein Gebiet betreffenden Entdeckungen und Ansichten stets mit besonderem Interesse zur Kenntnis nehmen wird, daß diese aber durchaus nicht überall Trumpf sein müssen, und daß somit deren Unkenntnis nicht ohne weiteres einen Fehler bedeuten kann." Das ist gewiß zuzugeben, schließt aber das berechtigte Erwarten gegenüber wissenschaftlichen Werken nicht aus, auch die jüngste Literatur verwertet zu finden, sie zu fruchtbarer Auseinandersetzung herangezogen zu sehen. Wir bedauern also — in der Überlegung, nach dem sonst Üblichen habe ein zusammenfassendes Werk keinen Ausschnitt zu geben, sondern den augenblicklichen Stand der Forschung getreulich zu widerspiegeln — trotz der Vorbehalte des Verf. nirgends einem Hinweis auf Arbeiten zu begegnen wie: J. Müller, Das spätmittelalterliche Straßen- und Transportwesen der Schweiz und Tirols (Geogr. Zeitschrift 1905), die sehr

Digitized by Google

gute Karte bei Fr. Rauers, Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland (Gotha 1907), A. Dopsch, Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen (Weimar 1909), P. Kämmel, Besiedelung des deutschen Südostens (Leipzig 1909), die Aufsätze von O. Stolz im Archiv für österreichiche Geschichte Bd. 97 (1907) und Bd. 102 (1913), des Referenten Geschichte des Passes über den Semmering (Programm 1907, Wien Gymnasium XVII) usw.; überall handelt es sich dabei um Fragen, die auch bei Sch. mehr oder minder ausführliche Berücksichtigung erfahren.

Diese Bemerkungen dürften, da sie die allgemeine Stellung des Buches fixieren wollen, nicht als überflüssig erachtet werden; wir fühlten uns zu ihnen umso mehr verpflichtet, als wir das Ergebnis unserer Lektüre des Werkes dahin aussprechen, daß das Mißtrauen, das ihm manche seiner Anlage wegen entgegenzubringen geneigt wären, nicht gerechtfertigt ist, und daß wir es hier mit einer tüchtigen Leistung zu tun haben. Daß bei einem so umfangreichen Stoffe nicht alle Einzelheiten stimmen, ist nicht weiter verwunderlich. Wir notieren hier einiges von dem, was uns diesbezüglich auffiel, und setzen die Inhaltsangabe an das Ende dieser Anzeige. Das ganze erste Kapitel über die Naturkräfte in der Geschichte der Alpenländer übersieht völlig die Wirkungen des Eises. Die Waren wurden im Mittelalter keineswegs nur auf Saumtieren befördert (S. 77); die Schottwiener z. B. nördlich des Semmerings hatten für den Paßübergang eine eigene Organisation zur Umladung der Pferdelasten auf Wagen ins Leben gerufen (Becker, Niederösterreichische Landschaften, Wien 1879, S. 12). Wir möchten die (von Scheffel S. 103 befürwortete?) Annahme nicht teilen, daß schon von den Zeiten der Völkerwanderung her ein dichterer Grundstock germanischer Bevölkerung am Südrande der Alpen haften geblieben ist, aus dem sich die Bevölkerungsbewegung innerhalb des Gebirges während des Mittelalters herleiten ließe. S. 148 wäre die Bedeutung des Vogteirechtes für die Bildung der landesherrlichen Gewalt in Tirol anzuführen gewesen. Unverständlich ist, daß man in den Tagen Przemysl Ottokars II. von „einer halbbarbarischen böhmischen Herrschaft" (S. 150) reden kann. Vorsichtig wäre, die zahlreichen Namendeutungen und Schlüsse aus ihnen einer philologischen Nachprüfung zu unterziehen. Nicht selten haftet der Schreibweise des Verf.'s etwas Unklares, Verschwommenes an; man würde gerne seine eigene Meinung etwas präziser ausgedrückt erkennen.

Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste greift bedeutsamere Abschnitte aus der mittelalterlichen geschichtlichen Entwicklung der Alpen heraus. Die Erörterung der Kulturtätigkeit der Kirche im früheren Mittelalter berücksichtigt ausführlicher die Entstehung der Hospize. Die staatlichen und militärischen Machtverschiebungen durch Langobarden, Franken

Digitized by Google

und Bajuvaren werden in zwei Kapiteln erzählt, ein besonderes ist den Wirkungen der Herrschaft Karls des Großen eingeräumt. Die Fragen der slawischen Völkerwanderung und nach der Herkunft der Bajuvaren werden gestreift. Recht übersichtlich wird im 6. Kapitel über das mittelalterliche Straßenwesen berichtet; was von der Sperrung der Alpenstraßen und dem System der Klausen gesagt wird, dürfte zumal den Fernstehenden interessieren; eingeflochten sind Ausführungen über das Wesen und das Technische der Römerzüge. Am eingehendsten ist die Besiedlungsgeschichte behandelt (S. 91—125, Die Völker der Alpen im Mittelalter); so ansprechend gerade hier die Klarheit der Zeichnung ist, so wenig sicher sind die Grundlagen. Das 8. Kapitel über die deutsche Reichspolitik und die Alpenländer verbreitet sich über die einschlägigen Maßnahmen hauptsächlich Ottos I., Konrads II. und Friedrich Barbarossas, das Werden von Salzburg, Brixen und Aquileja, die Entstehung weltlicher Machtkreise; manches hätte man da gerne ausführlicher. Der zweite Hauptteil (S. 167—286) bringt (Titel!) die eigentliche Verkehrsgeschichte der Alpen, wobei nacheinander die Straßen der Westalpen (im einzelnen: Gr. S. Bernhard und S. Gotthard) und jene der Ostalpen (im einzelnen der Brenner) gewürdigt werden. Da sind dem Verf. vielfach hübsche und lebensvolle kleine Monographien gelungen; die Disposition muß sich freilich dem ungleichen Ausmaß, in dem Nachrichten erhalten sind, fügen. Der Ref. unterläßt hier Ergänzungen für jene Gebiete, die ihm aus seinen Studien bekannter sind; ob dies oder jenes noch hätte aufgenommen werden sollen, darüber zu streiten wäre bei dem Charakter des Buches müßig.

Sehr dankenswert sind die Marginalien. Ein Register würden wir für den nächsten Band, den wir bald erhoffen, ebenso begrüßen, wie eine Karte, die den Verlauf der wichtigsten Handelsstraßen verzeichnet. Die buchtechnische Ausstattung des Werkes verdient alles Lob.

Wien. Oskar Kende.

92.

Brackmann, Albert, Studien und Vorarbeiten zur Germania pontificia. I. Die Kurie und die Salzburger Kirchenprovinz. 8°. XIV u. 271 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. M. 8.—.

Paul Kehrs großer Plan, die Regesten der älteren Papsturkunden bis 1198 regional nach den Empfängern verteilt neu zu bearbeiten, hat nicht ungeteilte Zustimmung gefunden. In der Tat wird durch ihn das alte Jaffé'sche Werk in seiner zweiten Bearbeitung durch Löwenfeld u. a. nicht entbehrlich gemacht. Seit aber seine und seiner Mitarbeiter weitausgreifende Forschungen nicht nur Italien oder Frankreich zugute kommen, sondern auch für Deutschland ein stattlicher erster Band einer Germania ponti-

Digitized by Google

ficia, die Salzburger Kirchenprovinz, vorliegt, zeigt sich klar, welch gewaltiger Fortschritt auch auf diesem Wege gewonnen werden muß. Und auch die 6 Bände der Italia pontificia, in denen für den größten Teil von Reichsitalien ein so reichhaltiges Hilfsmittel nicht nur für die Beziehungen zur Kurie, sondern auch allgemein für die Archiv- und Bücherkunde geschaffen worden ist, wird gerade heute keiner missen wollen. Wenn das große Werk einmal in dieser Weise vollendet vorliegt, wird damit eine völlig neue Grundlage der kirchlichen Rechtsgeschichte nicht nur für die Sonderentwicklung der einzelnen Länder, sondern auch für den allmählichen, vorsichtigen Ausbau des kurialen Regierungssystems der Zentralisation geschaffen sein. Dann wird gerade auf diesem Umwege über die Territorial- und Lokalgeschichte ein Ertrag zu gewinnen sein, der auf dem alten Wege direkter Zusammenfassung nicht erreichbar war. Auch hier wird sich dann zeigen, daß richtig betriebene Spezialisierung, die den Blick für die großen, allgemeinen Richt- und Verbindungslinien nicht verliert, die fruchtbarste Art wissenschaftlicher Arbeit ist.

Für sein Teilgebiet von festgeschlossener Eigenart hat der Bearbeiter der Germania pontificia selber die Summe des Ertrages in dem 1. Bande seiner „Studien und Vorarbeiten" gezogen. Sie sind für den Benutzer der G. P. unentbehrlich, zum Teil schon deshalb, weil vertieftes Eindringen in den Stoff und bessere Übersicht der Zusammenhänge hier zu mancher Abwandlung der Urteile und Annahmen in der G. P. geführt haben. Br. erläutert hier nicht nur die Ansätze und Urteile der G. P. näher, sondern versteht es auch, als allgemeines Ergebnis das Bild der kirchenrechtlichen Entwicklung in der Salzburger Kirchenprovinz, soweit es sich um die Beziehungen von Bistum und Kloster (Stift) zueinander und zur Kurie handelt, klar und überzeugend zu zeichnen und daneben für die Lokalgeschichte zahlreiche wertvolle Erkenntnisse neu zu gewinnen. Mitunter freilich hält auch er sich nicht frei von der in manchen tüchtigen neueren Arbeiten bedauerlich hervortretenden Neigung zu überspitzer Tüftelei, Gegensätze künstlich herzustellen, Schwierigkeiten zu schaffen, wo solche in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Br. berührt sich oft mit den von Tangl angeregten Forschungen Schreibers und hat auch die Ergebnisse der eingehenden kritischen Behandlung der österreichischen Privaturkunden durch O. von Mitis vielfach schon verwerten können. Auf Grund gewissenhafter und sauberer Kleinarbeit hat er als ganzes einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Geschichte des päpstlichen Privilegs und seiner rechtlichen Bedeutung geliefert. Er legt dabei namentlich auf den Nachweis Gewicht, wie außerordentlich stark der Inhalt der päpstlichen Privilegien in dieser Zeit noch durch die Bedürfnisse und Wünsche des Empfängers bestimmt wurde, und betont überall die große Einwirkung der wechselnden politischen Lage. Das führt auf all die Besonderheit der salzburgischen Klosterverhältnisse. Auf

Digitized by Google

45 Stifter, die irgendeinem Bistum gehörten, kamen 18 (19) dem apostolischen Stuhl übereignete und zinspflichtige und 15, bei denen keins von beiden der Fall war, und für die erste Kategorie sind päpstliche Privilegien natürlich nicht sehr zahlreich, ist ihr Inhalt zunächst äußerst dürftig; nicht die gemeinsame Regel, die in den einzelnen Stiftern galt, sondern die gleiche Rechtslage ist für ihn bestimmend. Auch am Schluß des 12. Jahrhunderts haben erst die nicht übereigneten und nicht bischöflichen Klöster Privilegien, die ganz oder annähernd dem Privilegium commune ihres Ordens entsprechen. Wie das in der Geschichte begründet war und welche Abwandlungen im einzelnen zu beobachten sind, wird in dem 1. Teil erschöpfend dargelegt. Während die spärlichen „Schreiben der älteren Zeit, die an die Bischofssitze gingen, sich um wenige wichtige Abschnitte der politischen Geschichte gruppieren", „von politischen, nicht von rechtlichen Beziehungen ausgingen" und auch im späteren 9. und 10. Jahrhundert die politische Veranlassung auch für päpstliche Dekrete rechtlicher Natur meist nicht zu verkennen ist, beginnt die fortlaufende „Geschichte des päpstlichen Privilegs" erst 1090 nach den ersten schweren Kämpfen des Investiturstreits mit dem Privileg Urbans II. für Rottenbuch, das die Beziehungen zu der schwäbischen Reformbewegung im Klosterwesen deutlich erkennen läßt. Während aber Rottenbuch und sein Kreis mit der Augustinerregel doch eine besondere Spielart blieben, tritt der Hirsauer Einfluß ungebrochener in der Wirksamkeit Ulrichs I. von Passau (1092—1121) und dem Göttweiger Kreise in die Erscheinung und wirkt auch stark in dem Regensburger Kreise um Paul von Bernried und die Einsiedlerin Herluca, und letzterer ist dann doch wohl wieder nicht ohne Einfluß auf die bedeutendsten Gründungen Konrads I. von Salzburg (1106—1147) und Ottos I. von Bamberg (1102—1139) gewesen, in deren Wirken im allgemeinen die alte hochstiftische Tradition des bischöflichen Eigenklosters am folgerichtigsten festgehalten erscheint. Neben dem Bamberger und Konrad I. von Salzburg, der seine Vorliebe für die schon von Altmann von Passau bevorzugte Augustinerregel aus Sachsen mitbrachte, wirkte in derselben Richtung Otto I. von Freising, der bekannte Geschichtschreiber (1138?—1158), der als Cisterzienser doch als Bischof bei der Gründung der Neueinrichtung von Stiftern der Augustinerregel, in der Form der Prämonstratenser oder der regulierten Chorherrn, den Vorzug gab, worauf gleichzeitig von mir im Neuen Archiv XXXVII, 749 f. und hier von Brackmann hingewiesen wurde. Br. erklärt das damit, daß auch Otto sich in erster Linie als Bischof fühlte und demgemäß mit der Augustinerregel vor allem die in dieser Kirchenprovinz überlieferte Abhängigkeit vom bischöflichen Herrn in seinen Stiftern durchführen wollte. Doch reicht das allein schwerlich zur Erklärung dieser auffälligen Handlungsweise aus, denn auch Cisterzienserklöster wurden damals ohne Bedenken

Digitized by Google

bischöflichen Herren übereignet (Viktring 1142 an Salzburg, Aldersbach 1146 an Bamberg, Brackmann, S. 56). Br. bringt eine beachtenswerte Beobachtung dafür bei, daß außer Schlehdorf auch Innichen von Otto neu eingerichtet wurde; übersehen hat Br. Schliersee (die Zeugnisse N. A. XXXVII, 750 Anm.; dazu Veit Arnpeck, Chron. Baioar. II, 18 und IV, 49, hrsg. von Leidinger, S. 61 und 165 f., vgl. S. 498 und 738), das auch in der Germania pontificia nicht auftritt und für das also wohl keine älteren Papstprivilegien überliefert sind. Da Veit Arnpeck in seinen verschiedenen Chroniken wiederholt nur von Ottos Tätigkeit für Neustift, Schäftlarn und Schliersee spricht, bleiben mir freilich sowohl wegen Innichen, sowie wegen Schlehdorf, wie schon N. A. angegeben, Zweifel; doch ist für Schlehdorf wenigstens Aventins Autorität ins Feld zu führen. Zu bestimmt wird Ottos Erhebung zum Bischof auf seinen Halbbruder Konrad III. zurückgeführt — wir wissen gar nichts über die näheren Umstände —; die persönliche Mißstimmung, die dadurch bei Konrad von Salzburg hervorgerufen sei (S. 47), ist in dessen Schreiben erst ohne Grund hineingedeutet. Auch das Privileg Innocenz' II. für Otto vom 20. November 1141 (S. 62) scheint mir in eine schiefe Beleuchtung gerückt. Es handelt sich hier nicht um den Gegensatz zwischen dem Bischof und seinem Eigenkloster, sondern um den Freisinger Bischof als Grundherrn in einer fremden Diözese und seine Rechte als Grundherr gegenüber dem fremden Ordinarius. Nicht darum geht es, ob der Bischof oder sein Eigenkloster für dessen Kirchen den Pfarrer auswählen, sondern darum, daß der Freisinger Bischof als Grundherr dem fremden Ordinarius den Pfarrer für die Kirchen auf Freisinger Grund und Boden präsentieren soll; wie sich der Freisinger dann wieder mit einem etwa in Frage kommenden Eigenkloster einigt, ist eine interne Freisinger Angelegenheit; ein solches Eigenkloster wird dadurch nur insofern berührt, als es, was sich von selbst versteht, nicht unter Ausschaltung seines Grundherrn mit dem fremden Ordinarius in Verbindung treten darf. In dem Streit zwischen Otto und Tegernsee liegt die Sache darum ganz anders, weil Tegernsee nicht Freisinger Eigenkloster, sondern Reichsabtei in der Freisinger Diözese ist. Auch bei den Privilegien für Ottos Gründungen Schäftlarn und Neustift scheint es mir künstlich und gequält, überhaupt eine Absicht der Kurie auf Einschränkung bischöflicher Rechte anzunehmen. Heiligenkreuz ist nicht 1136 (S. 56), sondern am 11. September 1135 oder 1133 gegründet (N. A. XXXVII, 747 A. 1).

Auch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wo Neugründungen von Klöstern in dieser Provinz selten sind, wächst zwar die Zahl der päpstlichen Schreiben, nicht aber die der Privilegien, deren Inhalt bei den bischöflichen Eigenklöstern nur in sehr beschränktem Maße, am stärksten bei den von Bischof oder Kurie unabhängigen Klöstern wächst, die das größte Schutz-

Digitized by Google

bedürfnis und darum auch die meisten Fälschungen zeigen. Doch sind darunter gefälschte Papsturkunden vor dem 13. Jahrhundert nicht in größerem Umfang angefertigt worden, ein Zeichen für ihre nicht übermäßig hohe Wertschätzung.

Von den Fälschungen, nicht nur von Papsturkunden, handelt der 2. Teil, der öfter erst die Grundlage für die Ausführungen im 1. Teil schafft und für die Lokalgeschichte (z. B. die Anfänge von Berchtesgaden und Baumburg, die Stellung von St. Emmeram zu Regensburg) und für die Kritik lokaler Geschichtsquellen (wie der drei Gründungsgeschichten von Dietramszell in SS. XV) sehr wichtige Ergebnisse gewinnt und allgemeines Interesse, besonders in dem Abschnitt über die päpstlichen Patrimonien in Bayern beanspruchen darf, deren Geschichte hier zum erstènmal mit Hilfe neuen Materials von den Fälschungen im Interesse der Salzburger Erzbischöfe gereinigt vorgeführt wird. Nachzutragen ist deren Erwähnung bei Liudprand Legatio c. 17.

Der 3. Teil bringt eine größere Anzahl ungedruckter Urkunden, darunter z. B. die Privilegien Lucius' III. für Regensburg von 1182 und 1183, die St. Emmeram wieder durchaus in Abhängigkeit von dem Bistum weisen, erstmalig zum Abdruck und behandelt daneben eine Reihe kleinerer kritischer Fragen, die irgendwie mit den Papsturkunden des 1. Bandes der Germania pontificia zusammenhängen. Zur Datierung der Stücke im Tegernseer Briefbuch vgl. auch N. A. XXXVII, 760, A. 1 und die Vorrede zu meiner Ausgabe der Chronik Ottos von Freising S. XV f.; wegen der Gründung von Prühl (warum 997—1003?, am wahrscheinlichsten ist wohl 999) das Auctarium Altahense zu Ottos Chronik, ebendort S. 483 mit Anm. 3.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

93.

Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. Hrsg. im Auftrage des Vereins für Brandenburgische Kirchengeschichte von D. Dr. Gustav Kawerau und Professor Lic. Leopold Zscharnack. Jg. 11. u. 12. 8°. IV u. 359 S. Berlin, Martin Warneck in Komm., 1914.

Zum zweiten Male erscheint das Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte unter der Schriftleitung von Kawerau und Zscharnack. Es zeigt sich aufs neue, wie günstig der Wechsel in der Person der Herausgeber auf den Stand des Jahrbuchs eingewirkt hat; denn — ungeachtet der eigenen wissenschaftlichen Tüchtigkeit des früheren Herausgebers — erst jetzt beginnt das Jahrbuch ein erwünschter Sammelpunkt der Studien zur märkischen Kirchengeschichte zu werden.

Der reiche Band, der uns vorliegt, wird durch den 2. und 3. Teil der Arbeit von Hans Schulze: „Zur Geschichte des Grundbesitzes des Bistums Brandenburg“ er-

Digitized by Google

öffnet (S. 1—40). Der 1. Teil, der den alten Grundbesitz des Bistums von seiner Gründung bis zu seiner Wiederaufrichtung und seine weitere Entwicklung behandelte, ist als Berliner Dissertation von 1912 und im Jahrgang 9 und 10 des Jahrbuchs (1913) S. 1—48 erschienen. Das verständige, sorgsame Umgehen mit dem knappen und spröden Material, das Ref. dem 1. Teile nachrühmen konnte, darf auch diesmal anerkannt werden. Schulze stellt im 2. Teile den neuen Grundbesitz des Bistums aus der Zeit nach seiner Wiederaufrichtung bis zur Aufhebung dar, dessen einzelne weit verstreute Teile, „Ländchen", wie sie Sch. einmal treffend nennt, wir hier nicht aufzählen können. Der 3. Teil bespricht die Stellung der bischöflichen Besitzungen zum Markgebiet. Der Bischof hat, solange er überhaupt größere Erwerbungen macht, d. h. bis etwa 1300, seine reichsfürstliche Stellung behauptet, wenn er auch tatsächlich von Anfang an in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Markgrafen steht. Dieses Abhängigkeitsverhältnis tritt, was die Besitzungen angeht und zwar die alten ebenso wie die in den von den Markgrafen neu gewonnenen Gebieten, zunächst nicht zu Tage; die persönliche Wandlung des reichsfürstlichen zum landsässigen Bischof wirkte aber allmählich auch auf die Güter ein, sie werden Lehen der Markgrafschaft. Im nächsten Jahrbuch werden wir Aufschluß über die Besitzungen des Domkapitels erwarten dürfen. Schon jetzt mag nachdrücklich der Wunsch nach einer Karte ausgesprochen werden. Von einem Namenverzeichnis wird man im Rahmen einer Zeitschrift leider absehen müssen.

Der nächste Beitrag gilt einem anderen Bistum der Mark. Fritz Funcke beginnt unter dem Titel: „Das Bistum Lebus bis zum Anfange der Hohenzollernherrschaft in der Mark Brandenburg" nach Curschmanns Vorgang für das Bistum Brandenburg die territorialen Verhältnisse, die innere Struktur von Lebus, seine historische Geographie darzulegen (S. 41—76). Der Anfang des 15. Jahrhunderts ist deshalb als Endpunkt gewählt, weil damals „die Geschichte der Gütererwerbungen des Bistums . . . zu einem gewissen Abschlusse gekommen ist". Die politische Geschichte von Lebus hat F. nur vereinzelt berücksichtigt, in der (noch nicht erschienenen) Bischofsreihe und in einem Abschnitt über die Anfänge der Diözese. Er legt die Unsicherheit der einzigen Quelle (Długosch, saec. XV.) dar, die von einer Gründung von Lebus im Jahre 966 zu berichten weiß, indem er die Anfänge der polnischen Kirche überhaupt mustert. Ebensowenig können die zwei anderen Nennungen von Lebus durch Długasch (zu 1045 und 1076) als historisch gesichert gelten. Erst für 1133 stehen ein Bischof und das Bistum unzweifelhaft fest. Die folgende Darstellung der äußeren Grenzen der Diözese beruht auf einer Urkunde von 1249, ergänzt durch ein Register von etwa 1405. Die nach Möglichkeit genaue Umschreibung der Diözese unterstützt F. durch eine Karte. „Die

Digitized by Google

Diözese des Bistums Lebus deckt sich im allgemeinen mit der alten terra Lubus, das heißt mit den heutigen Kreisen Lebus und Sternberg. Dazu kommt im Norden noch die terra Custrin", deren Ausdehnung sich jedoch nicht völlig sicher feststellen läßt. Dem geringen Umfang entspricht die einfache innere Einteilung, die nur 8 Sedes in einem Archidiakonat aufweist. Ihre Abgrenzungen sucht F. im Text und auf der Karte deutlich zu machen. Er schließt das Kapitel mit einer Aufzählung der bekannten Archidiakone bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts. Der nächste Abschnitt gilt den Gütern des Bistums. Ein Teil liegt außerhalb der Diözese, die schlesischen Besitzungen, nämlich die Stadt Borek (jetzt: Dorf Großburg im Kreise Strehlen) nebst 14 Dörfern, und die polnischen, die sich geschlossen um die Städte Opatow und Radom legen. Zu ihnen kommen die brandenburgischen, alles in allem ein Eigentum, das den Wohlstand der Lebuser Kirche nicht hoch erscheinen läßt. Die Fortsetzung der Funckeschen Untersuchungen, die zuweilen tiefer hätten greifen können, darf im nächsten Bande erwartet werden.

Johannes Splittgerber beschließt seine zu gutem Teil auf archivalischer Forschung beruhende Abhandlung „Die Gegenreformation im Kreise Schwiebus" (S. 77—112), deren erste drei Kapitel im Jahrgang 9/10 (S. 268—319) erschienen sind. Er hatte dort die Verhältnisse nach der 1628 einsetzenden Gegenreformation geschildert und gezeigt, wie die Lage der Protestanten bezw. Katholiken wechselte, je nachdem Schweden oder Österreich die Oberhand im Kreise hatte, und wie in den Jahren nach dem westfälischen Frieden (1648—86) die österreichische Landesherrschaft angestrengt zu katholisieren strebte. Das 4. Kapitel behandelt die Zeit kurbrandenburgischer Herrschaft (1686—95). Es war dem Großen Kurfürsten nicht möglich, den Evangelischen die auch von ihm gewünschte Kirchenverfassung zu geben. Nach wie vor herrschten die Katholiken, deren Klerus trotz dieser günstigen Lage mit der Regierung mannigfach stritt, an eine Gegenreformation größeren Stils aber nicht denken konnte, vielmehr die alte Stellung behauptete. 1695 hat dann Friedrich III. seinem Versprechen gemäß den Schwiebuser Kreis an Österreich zurückgeben müssen. Die Religionsfrage hat zuvor lange Verhandlungen erfordert mit dem Ergebnis, „daß die Protestanten des Kreises zuguterletzt doch völlig in des Kaisers Hand gegeben waren". Sie haben sie noch 47 Jahre spüren müssen. Im großen und ganzen verfuhr man wie nach dem Westfälischen Frieden. „Das Fazit dieser 110jährigen Gegenreformation", urteilt Spl., „ist die Gewinnung von fünf kleinen Dörfern, aber der Verlust aller Sympathien der Bevölkerung". Die Regierung Friedrichs des Großen hat endlich Katholiken und Protestanten in gleichem Maße die Bedingungen gebracht, die ein uneingeschränktes geistiges und geistliches Leben verhießen.

Digitized by Google

Höchst lesenswerte Beiträge zur Sektengeschichte gibt Schwartz in einer längeren Abhandlung: „Philipp Rosenfeld (1731—88), ein neuer Messias in der Mark“ (S. 113—159). Der aus dem Weimarischen stammende Jäger Rosenfeld [1]) hat es verstanden, in den 60er Jahren eine Sekte um sich zu sammeln, die voll Haß gegen die bestehende Kirche und Obrigkeit in ihm den Messias, in Christus einen Betrüger sah und ihrem Leiter hinsichtlich der weiblichen Mitglieder eine ähnliche Befugnis einräumte wie die Mormonen ihrem Propheten Smith. Die Sekte lehnte Kirchenbesuch, Taufe, Trauung, Abendmahl, schließlich auch den Militärdienst ab und blieb auch nach Rosenfelds im Spandauer Zuchthause erfolgten Tode (1788), als ein ehemaliger Feind und späterer Anhänger R.s. die Führung übernahm, eine ständige Quelle des Ärgers für Regierung und Pfarrer. Erst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts krochen die Sektierer, die schließlich zu offenem Widerstande übergegangen waren und sich sogar an den Gesandten der französischen Republik gewandt hatten, zu Kreuze und traten zur reformierten Kirche über. Sehr groß kann die Sekte nie gewesen sein, und sicher gehörten die Anhänger nur den unteren Volksschichten an. Als Verbreitungsgebiet der „Lehre“ ist der Barnim (Liebenwalde, Biesenthal, Prenden, Zerpenschleuse, Ruhlsdorf, Klosterfelde, Neudörfchen) erkennbar, ferner Berlin, die Uckermark, Land Lebus, das Land rechts der Oder. Noch 1816 werden Rosenfeldianer in der Drossener Gegend genannt, 80 Personen unter Führung eines früheren Kebsweibes des „Propheten“, ja sogar noch 1826 tauchen Anhänger in Schönerlinde auf.

Eine Studie von Karl Aner gilt dem Geistlichen an der Berliner Nikolaikirche Friedrich Germanus Lüdke, geb. zu Stendal 1730, gest. zu Berlin 1792 (S. 160—232). Er gehörte zu den Männern der Aufklärung, stand in nahen Beziehungen zu Nicolai und verstand es, weniger in Büchern als in einer Fülle von Anzeigen in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, „das Ideengut der Größeren in gangbare Münzen umzuprägen“. Aner sucht zu erweisen, „daß er als ein typischer Vertreter der bei aller Kritik positiv gerichteten deutschen kirchlichen Aufklärung gelten kann“. Aner zeigt die Berechtigung dieses Urteils zunächst in einem Abschnitt über die Stellung Lüdkes im Streite über die Geltung der symbolischen Bücher, den Lüdke als erster Deutscher der Aufklärungszeit eröffnete und in den u. a. Männer wie der Hamburger Goeze, der Frankfurter Toellner, die Berliner Teller und Büsching eingegriffen haben. Zum zweiten wird Lüdkes theologische Art klar durch seine Stellung

[1]) Auf ihn hat übrigens auch J. G. Gebauer hingewiesen. Vgl. Landeskunde der Provinz Brandenburg, hrsg. von Ernst Friedel und Robert Mielke. Bd. 2, Berlin 1910, S. 156.

Digitized by Google

zu den „Wolfenbüttler Fragmenten", die er ebenso wie fast ihre gesamte Literatur besprochen hat, nicht als blinder Nachbeter von Reimarus, sondern gewappnet mit wissenschaftlicher Erkenntnis kraft historischer Bibelerklärung. „Damit haben", urteilt Aner, „Lüdke und seine Gewährsmänner einen verheißungsvollen Anfang gemacht". Zwei Abschnitte „Wesen und Worte des geistlichen Amtes nach Lüdkes Auffassung" und „Lüdke als Theoretiker und Praktiker der Erbauung" dienen weiter dazu, die Beurteilung des bemerkenswerten Mannes als richtig zu erweisen. Die ganze, flüssig geschriebene Abhandlung ist ein nützlicher Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Daß der Verf. sie nicht als eine rein lokale Studie angesehen wissen will, zeigt der berechtigte Untertitel „Streiflichter auf die Theologie und kirchliche Praxis der deutschen Aufklärung".

Auch den nächste Aufsatz zieht Lüdke in den Betrachtungskreis: „Die praktische Wirksamkeit Berliner Geistlicher im Zeitalter der Aufklärung (1740—1806)" von Walter Wendland (S. 233—303). Die ersten beiden Kapitel sind im Jahrgang 9/10 des Jahrbuches (S. 320—376) gedruckt. Sie führten in das damalige kirchliche Leben Berlins ein, das trotz des unzweifelhaften Abbruchs durch die Gedanken der Aufklärung doch nicht so gering war, wie es meist dargestellt wird, und schilderten die Predigtweise der einzelnen Geistlichen, der Aufklärer wie der Orthodoxen. Die nunmehr veröffentlichten, auf reichlicher Benutzung von Berliner Pfarrarchiven beruhenden Kapitel haben den kirchlichen Unterricht und den Gottesdienst zum Gegenstand. Beide Abschnitte sind ergebnisreich, der letzte ganz besonders für die noch zu schreibende Geschichte des Gottesdienstes. Als Endergebnis steht fest, daß trotz der eifrigsten Fürsorge der Geistlichen eine Hebung des kirchlichen Lebens nicht eintrat.

Es folgt Rudolf Jungklaus: „Wie die Ereignisse der Freiheitskriege zu ihrer Zeit in Berlin kirchlich gefeiert worden sind (S. 304—330), d. h. die Mitteilung von amtlichen Verordnungen nach einem Aktenstück im Pfarrarchiv von St. Petri mit verbindendem Text zwischen den einzelnen Stücken. Ein selbständiger wissenschaftlicher Wert kommt der Arbeit nicht zu, doch verdient der Verf. Dank, daß er eine Quelle bereitstellt, die den Vergleich mit heutigen Feiern ermöglicht.

Hans Petri zeichnet pietätvoll das Lebensbild seines Vaters D. Leopold Petri, geboren 1838 in Lemgo, gestorben 1914 in Sorau (S. 331—338), eines Schülers von Hengstenberg, der erst in Böhmen (Gablonz), dann an mehreren Orten der Provinz Brandenburg (Mansfelde in der Neumark, Küstrin, Sorau) in Pfarramt und Kreisschulinspektion segensreich gewirkt und dem Vorstand der Provinzialsynode, der theologischen Prüfungskommission angehört hat. Als der Vizepräsident der General-

Digitized by Google

synode hat er „hervorragenden Anteil an dem Zustandekommen der neuen Pfarrbesoldungsgesetze“ gehabt.

Drei Miszellen bilden eine Gruppe für sich (S. 339 bis 350). Theodor Wotschke gibt einen archivalischen Beitrag „Zum Leben Jakob Schenks“, des von Luther des Antinomismus beschuldigten Leipziger Professors, aus dem Jahre 1542, also vor seiner Stellung am Berliner Hofe. Reinicke bringt unter dem Titel: „Johann Christoph von Wöllner, der Rosenkreuzer“ im wesentlichen Mitteilungen aus dem Großrietzer Schloß- und Pfarrarchiv über den Minister. Jungklaus zeichnet einiges „Zur Berliner Lazarettseelsorge und Kriegsfürsorge 1813/1815“ aus dem oben bereits genannten Aktenstück auf.

Ein warm empfundener Nachruf aus der Feder von Otto Tschirch auf den um die Erforschung märkischer Kirchengeschichte, namentlich nach der kunstarchäologischen Seite hin, sehr verdienten D. Ernst Wernicke und einige Buchbesprechungen schließen den reichhaltigen Band, dessen Erscheinen wir lebhaft und dankbar begrüßen.

Dresden. W. Hoppe.

94.

Eberstadt, Prof. Dr. Rudolf, Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerkerverbände des Mittelalters. Zweite erweiterte und umgearbeitete Auflage. 8°. VI u. 330 S. München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1915. M. 8.—.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts mehrere treffliche Untersuchungen über mittelalterliches Gewerberecht veröffentlicht. Besonders bekannt ist er unter den Rechts- und Wirtschaftshistorikern durch seine Theorie über den Ursprung des Zunftwesens geworden. Im Gegensatze zu mehreren Forschern, die dieses Institut als durch freie Einung der beteiligten Handwerker zur Einschränkung der Konkurrenz entstanden betrachten, leitet er es aus zwei Quellen, den mit fiskalischen Privilegien und jurisdiktionellen Selbstverwaltungsrechten ausgestatteten Handwerksämtern der Grundherrschaften (Magisterien), die sich selbst aus den hofrechtlichen Ämtern entwickelt haben, und den kirchlichen Brüderschaften der Handwerker (Fraternitates) ab. Von den einschlägigen Veröffentlichungen sind die grundlegende „Magisterium und Fraternitas“ (1897) und das auch für die allgemeine Verwaltungsgeschichte sehr wichtige Werk „Das französische Gewerberecht und die Schaffung staatlicher Gesetzgebung und Verwaltung in Frankreich vom 13. Jahrhundert bis 1581“ (1899) im 26. und 28. Bande dieser Zeitschrift eingehend besprochen worden. Dazu kommen noch eine treffliche Studie „Die Entwicklung der Königsmeister im französischen Zunftwesen“ (Schmollers Jahrb. XXI, 1897, S. 813 ff.) und ein Buch, das die in

Digitized by Google

der ersten Arbeit aufgestellten Ansichten eingehend erläuterte und gegen Widersprüche verteidigte: „Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerkerverbände des Mittelalters“ (1900).

Während sich E. dann länger als ein Jahrzehnt mit Forschungen anderer Art, insbesondere solchen über Wohnungswesen und Städtebau, beschäftigte, bei denen er der Erkenntnis der modernen Zustände durch die Erforschung ihrer historischen Entwicklung eine sichere Grundlage schuf, hat er sich jetzt wieder dem Ursprunge des Zunftwesens zugewandt. Den Anlaß dazu bot die Tatsache, daß sein früheres Werk „schon seit einiger Zeit vergriffen ist, eine unveränderte Neu-Ausgabe“ aber „schon im Hinblick auf die zu berücksichtigenden neueren Forschungen nicht in Frage kommen“ konnte. Außerdem beabsichtigte E. auch schon lange, „eine Darstellung der Entwicklung unserer Zunftforschung seit ihren Anfängen und in ihrem Fortschreiten bis zur Gegenwart zu unternehmen“.

So enthält denn der erste Abschnitt des vorliegenden Buches, den der Verf. als „Allgemeinen Teil“ bezeichnet, völlig neue Ausführungen. Zunächst behandelt eine Einleitung „Die Bedeutung des Zunftproblems“. E. hebt hier hervor, daß weder das griechische und römische Altertum noch das frühere Mittelalter trotz der Existenz freier neben unfreien Handwerkern, die ersteren allerdings an Zahl überlegen waren, „besondere Institutionen des Gewerberechts“ und „besondere Begriffe der gewerblichen Ehre“ gekannt hat. Beide hängen aufs engste mit dem Aufkommen des Zunftwesens zusammen, und alle diese Erscheinungen konnten sich nur „unter den gewaltigen Umwälzungen“ entwickeln, die sich „in der äußeren und inneren Geschichte während des 11. und 12. Jahrhunderts vollzogen“. Auf die wichtigsten dieser Ereignisse, namentlich das Wachsen von Handel und Verkehr, das Aufkommen „neuer Bedürfnisse“ und „neuer Techniken“, „die Stadtausbreitung und die Parzellierungsbewegung im städtischen Grundbesitz“ kann der Verf. an dieser Stelle nur kurz hinweisen. Dagegen erklärt er es, um Klarheit über die Fragen zu gewinnen, die bei der Erforschung des Zunftwesens aufgeworfen und beantwortet werden müssen, für erforderlich, „den Weg“ zu „verfolgen, den die Zunftforschung in endlos mühevoller Arbeit gebahnt und durch die Jahrhunderte zurückgelegt hat“.

Mit dieser Aufgabe beschäftigt sich der erste Abschnitt des allgemeinen Teils. Er beginnt mit den dürftigen Nachrichten der mittelalterlichen Geschichtsquellen, unter denen das „Chronicon Magdeburgense“ uns die Errichtung der Innungen der Gewandschneider und Krämer durch den „gewaltigen“ Erzbischof Wichmann (1152—1192) meldet, die aber im allgemeinen von den aufkommenden Innungen nur da sprechen, wo ihre Entwicklung zu „Aufständen, Unruhen und Bürgerkämpfen führt“. Auch in der Literatur, welche die Bella diplomatica des 17. Jahrhunderts zur Folge hatten, werde die Frage nach der Zeit der

Digitized by Google

ersten Zulassung der Zünfte nur für eine einzige Stadt, nämlich Trier, diskutiert. Schon im Jahre 1612 begründet dann Christoph Lehmann in seiner einst sehr verbreiteten Chronik der Reichsstadt Speyer die Theorie von dem römischen Ursprunge der Zünfte, erkennt aber zugleich „richtig" die „Bedeutung, die der Zunftorganisation für die Rechtsstellung des Handwerks in einem auf ständischer Grundlage aufgebauten Staatswesen zukommt". Dagegen findet Adrian Beier 1683 den Ursprung des Zunftwesens in der „Beschränkung des natürlichen durch das positive Recht". Auch sonst wirkt die Lehre des Naturrechts bei Anhängern und Gegnern der Zünfte dahin, „daß man die Grundlagen des Zunftrechts in die Regierungsgewalt verlegt und seinem geschichtlichen Ursprung nicht weiter nachgeht" (S. 19).

Indessen hat schon 1745 eine vollkommen vergessene Schrift eines Helmstedter Bürgermeisters J. A. Lichtenstein nach „richtiger Methode" und mit noch heute „der Festhaltung werten Ergebnissen" die Ziele der Zunftbewegung untersucht. Ebenso hat der berühmte Geschichtschreiber Spitteler in einer von der modernen Zunftforschung nirgends berücksichtigten Abhandlung schon 1787 „die Entstehung des Zunftwesens mit der Verfassungsgeschichte der Stadtgemeinden" in Verbindung gebracht und damit den „Standpunkt" geschaffen, der „im 19. Jahrhundert von der Mehrzahl der Historiker festgehalten ist" (S. 28). Von dem französischen Gelehrten Forbonnais aber stammt die Ansicht, daß die Zünfte auf das Betreben der städtischen Bevölkerung zurückgehen, sich der feudalen Knechtschaft zu entziehen, indem die Bürger gleichen Berufs sich zu bis dahin unbekannten Verbänden vereinigt hätten. Daran schloß sich noch die sehr verbreitete, von E. als völlig unzutreffend erwiesene Theorie, daß König Heinrich III. von Frankreich 1581 nicht nur „allgemeine Zünftigkeit des Gewerbes eingeführt", sondern auch die Erteilung des „Rechts zur Arbeit" für ein „Kronrecht" (droit royal et domanial) „erklärt" habe.

Es folgt dann ein vorzüglicher Überblick der gesamten Entwicklung der Ansichten über den Ursprung des Zunftwesens seit dem 19. Jahrhundert, der die Problemstellung und das Wachsen des Quellenmaterials in engem Zusammenhange mit der allgemeinen Entwicklung der Geschichts-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften darstellt. Insbesondere finden die Verdienste von Kindlinger, Donandt, Arnold, Nitzch, Heusler, Schmoller, Bücher und Seeliger eingehende Würdigung; völlige Ablehnung erfährt dagegen Wilda, „dessen Andenken" man künftig „am besten dienen" werde, „wenn man die methodische und sachliche Begründung" seiner „Zurückführung des Zunftwesens auf die Gilden mit Stillschweigen" übergehe (S. 111, vgl. S. 46 f.). Naturgemäß konnte E. an dieser Stelle schon aus Raummangel Schriften „nicht oder nur beiläufig berücksichtigen", die sich nicht „mit den Fragen des Ursprungs

Digitized by Google

und des Alters der Zünfte", sondern mit „dem Zunftwesen im allgemeinen" befassen oder „Nachrichten über einzelne Gewerbetätige bringen" (S. 11). Um so höhere Anerkennung verdienen der Fleiß, mit dem E. die massenhafte, zum Teil verschollene Literatur für sein Thema durcharbeitete, und die Geschicklichkeit, mit der er die Ergebnisse geordnet hat. Er entnimmt mancherlei interessante Bemerkungen über die Entstehung des Zunftwesens auch scheinbar seinen Untersuchungen recht fernliegenden Schriften, wie derjenigen Arnolds über „Recht und Wirtschaft nach geschichtlicher Ansicht", Rodbertus, „Untersuchungen über römisches Steuerwesen", Heuslers „Institutionen des deutschen Privatrechts", Oppenheimers „Großgrundeigentum und soziale Frage", sowie Sombarts „Kapitalismus".

Ein besonderes Kapitel dient der „Zusammenfassung" der Ergebnisse der „Wanderung durch die Literatur". Es gibt zunächst „der Bewunderung für die von der Wissenschaft geleistete Arbeit" Ausdruck. Mit Recht hebt er auch hervor, daß die in neuerer Zeit vielfach gegen die „hofrechtliche Theorie" erhobenen Angriffe sich gegen eine „selbstkonstruierte Vorstellung" wenden, die mit dem Wesen des Hofrechts und auch mit dem nichts zu tun hat, was die Vertreter der Hofrechtstheorie Nitzsch und Fagniez und, wie wir hinzusetzen können, Eberstadt selbst unter Hofrecht verstehen (S. 109 f.). Der wahre Gegensatz in der während der letzten Jahrzehnte viel erörterten Streitfrage sei nicht „Recht der Freien wider Hofrecht", sondern die Ansicht plötzlicher Entstehung der Zünfte. — E. nennt sie, einer allgemeinen Bemerkung Fueters folgend, meines Erachtens nicht sehr glücklich „Katastrophentheorie" — und die mit der „rechtshistorischen Schule einsetzende entwicklungsgeschichtliche Auffassung". Daneben gehören „zu den Losungsworten, nach denen sich die Geister scheiden", besonders die Frage, ob den beruflich abgeteilten Handwerkerverbänden andere örtliche Verbindungen auf Grundlage politischer und gewerblicher Rechte voraufgegangen sind, und das Problem, ob nationalökonomische und technische Gesichtspunkte für die Entstehung der Zunftverfassung herangezogen werden müssen.

Der dann folgende Abschnitt „Die älteren Handwerkerverbände" und die vier ersten Abschnitte des „Besonderen Teils" wiederholen die schon in der 1. Auflage enthaltenen Ausführungen, deren wichtigstes Ergebnis ich schon oben kurz wiederzugeben suchte, aber mit zahlreichen Ergänzungen und Änderungen in Einzelheiten. Soviel ich sehe, ist die in den ersten anderthalb Jahrzehnten des gegenwärtigen Jahrhunderts erschienene Literatur überall sorgfältig benutzt; dies gilt sowohl von den Arbeiten, die auf den Zunftursprung im allgemeinen eingehen, namentlich denen von Seeliger, Bücher, Dopsch und Walther Müller, wie von den einschlägigen Forschungen zur deutschen und französischen Ortsgeschichte. Ausgezeichnet nach Methode

Digitized by Google

und Darstellung ist die Interpretation zahlreicher Quellenstellen, die sämtlich sowohl im Wortlaut wie in Übersetzung gegeben und nach dem Sprachgebrauch der betreffenden Quelle erklärt werden.

Besondere Anerkennung verdient auch der völlig neue Abschnitt „Das wirtschaftliche Aufsteigen des Handwerkerstandes", der die Entwicklung gewerblicher Betriebsformen aus der früher rein agrarischen Betriebsweise erörtert. Interessant ist namentlich die Besprechung einer Stelle aus den Edictum Pistense von 864; aus ihr geht hervor, daß schon damals unter Hofrecht stehende Personen ihren Lebensunterhalt durch Lohnwerk und Handwerk fanden, und daß derartiger Gewerbebetrieb in der Bäckerei als der normale betrachtet wurde (S. 259—262). Wichtig ist auch der Nachweis, daß mit dem Marktverkaufe bei den Handwerkern im 11. und 12. Jahrhundert nur der marktmäßige Absatz, nicht ein Verkauf auf dem Marktplatze gemeint ist. Auf Grund seiner eigenen städtebaulichen Forschungen und der Ausführungen von Des Marez über Brüssel zeigt der Verf. S. 281—284, daß zu jener Zeit „in den alten Städten eigentliche Marktplätze nicht oder nur in geringem Umfang vorhanden waren", und daß einen Ersatz „die Lokalisation der Handwerker" bildete, nämlich „die Ansiedlung der Handwerksbetriebe gleichen Berufs in bestimmten Straßen, die zu den ältesten Einrichtungen des mittelalterlichen Gewerbes gehört".

Der eigentlichen Arbeit sind 2 Anhänge beigegeben. Der erste beschäftigt sich mit der „Erwiderung auf diejenigen gegnerischen Behauptungen, bei denen im sachlichen Interesse eine Entgegnung unvermeidlich ist"; E. setzt sich hier mit von Below und Keutgen auseinander. Leider ist ihm aber die eingehende Besprechung völlig entgangen, die der Referent über die 1. Auflage des Buches in der Zeitschrift f. Handelsrecht, Bd. 51 (1901) S. 312—317 veröffentlichte. Trotz des Lobes, das ich E.'s Monographie erteilen konnte, habe ich doch gegen einige Behauptungen auf Quellenstellen gestützte Einwendungen erhoben, die der Verf. an der erwähnten oder einer anderen Stelle hätte berücksichtigen müssen. So hat er nicht einmal den Hinweis darauf beachtet, daß das Privileg Karls des Großen für den Straßburger Bischof von 776 nach den neueren diplomatischen Forschungen eine Fälschung des 18. Jahrhunderts ist; er zitiert es wieder (S. 181) als Zeugnis für eine an sich richtige Behauptung. Hoffentlich geht E. in der 3. Auflage seiner wertvollen Publikation auf die in jener Besprechung erhobene Einwendung ein, daß die als Brüderschaften anerkannten Handwerkerverbände ihre gemeinsamen gewerblichen Interessen, wenn auch als privatrechtliche Vereine, schon lange vertraten, ehe von solchen in ihren Privilegien die Rede ist. Ebenso möge dort das den Einwohnern von Huy erteilte Privileg über den Malzerwerb zum Bierbrauen von 1068 nicht, wie es S. 267 geschieht, auf Lohnbrauer gedeutet werden. Gerade jene Urkunde zeigt

Digitized by Google

deutlich, daß in Huy, wie auch in zahlreichen anderen Städten, noch jeder Bürger selbst braute, der in seinem Hause den erforderlichen Platz und die nötigen Vorrichtungen besaß (Vgl. Koehne, Gewerberechtliches in deutschen Rechtssprichwörtern, Zürich 1915, S. 33 u. die Zitate S. 67). Die Tatsache, für die der Verf. S. 195 eine Erklärung „nicht zu geben vermag", daß neben den Müllern auch den Walkern in Pontoise 1162 das Backen verboten werden mußte, hängt damit zusammen, daß die Walkmühle auch zum Getreidemahlen verwendet werden konnte. Endlich sei noch bemerkt, daß wir über den Inhalt des Privilegs Heinrichs I. für die Schuhmacher in Rouen näheres aus einer Urkunde Heinrichs II. erfahren (vgl. Chéruel, Histoire de Rouen I, Rouen 1843, p. CIV).

Der zweite Anhang bringt zunächst eine kurze Übersicht über „interlokale Verbände im älteren Gewerbe", eine Erklärung der Behandlung der Gewerbe im Pariser Zolltarif, den das „Livre des métiers" überliefert, und Nachträge zu dem literargeschichtlichen Abschnitte, namentlich aus belgischen Büchern. Erwähnung hätte wohl außer den hier genannten Schriften des 18. Jahrhunderts noch Siebenkees' Beyträge zum teutschen Recht, Teil 4 (Nürnb. u. Altorf 1788) verdient, weil schon dort S. 231 f. die Ableitung der Zunftverfassung aus der Kriegsverfassung vertreten wird. Für sie hat sich in unserer Zeit, wenigstens für Straßburg und Villingen, wieder Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, I (1897) S. 317, 333, 386 ausgesprochen, ohne jene Stelle bei Siebenkees und ihre Widerlegung in dem ebenfalls bei E. nicht genannten Buche von Eisenhart „Versuch einer Anleitung zum teutschen Stadt- und Bürgerrechte" (Braunschw. 1791) S. 299, Anm. 3 zu kennen.

Den Schluß dieses Anhanges bilden zwei Urkunden. Die erste, aus der die Beziehungen der hofrechtlichen Handwerker zum Marktverkehr und die Verpflichtung neu einwandernder Personen zum Besuche des Hofgerichts besonders klar hervorgehen, ist bisher nur in einer französischen ortsgeschichtlichen Monographie veröffentlicht worden; die zweite, die für die Entstehung der Zünfte in Trier wichtig ist, wird hier zum ersten Male publiziert.

Die Benutzung des Buches erleichtern erheblich ein ausführliches Inhaltsverzeichnis und ein umfangreiches Register; dieses gibt, außer den erwähnten Orten und Sachen, auch die Namen aller Gelehrten an, die in dem Überblick über die zunftgeschichtliche Forschung erwähnt sind. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das vorliegende Werk auch in den schon bei der 1. Auflage behandelten Partien unsere Erkenntnis bedeutend fördert. Ganz besonders wichtig aber ist der literargeschichtliche Teil; ich möchte ihn allen als Vorbild empfehlen, welche Einzelfragen der Rechts- oder Wirtschaftsgeschichte behandeln.

Berlin. Carl Koehne.

Digitized by Google

95.

Forschungen zur Geschichte der Feldzüge 1812—1815.

Von A. v. Janson, R. v. Friederich und M. v. Landwehr.

I.

Der von der „Entente"-Presse ausgehende Vergleich der russischen Feldzugspläne von 1812 und 1915 gibt dem Frhrn. Stockhorner[1]) Anlaß, in einem „Nachtrage" zu seiner Denkschrift: „Über den Einfluß Ludwig v. Wolzogens auf die russische Kriegführung von 1812" die Nichtigkeit jener Parallele zu erörtern und erneut Wolzogens Verdienst zu betonen, sowie die Entstehung des ihm grundlos gemachten Vorwurfs des Verrates darzulegen. Bereits im 42. Bd. (S. 58) unserer „Mitteilungen" hat Ködderitz jene Denkschrift besprochen und, ohne entscheidend Stellung zu nehmen, zugegeben, daß manche gegenteilige Angaben von Zeitgenossen, infolge mangelhafter Kenntnis der Dinge, „gegen den Verfasser nicht ins Gewicht fallen". Das bezieht sich in erster Linie auf Clausewitz. Der große Philosoph des Krieges war nichts weniger als ein Geschichtsforscher, und gegenüber der geschichtlichen Grundlage seiner geistreichen Kritiken ist selbst bezüglich der Feldzüge seiner Zeit Vorsicht geboten. Dasselbe gilt von seiner übermäßig scharfen Beurteilung von Persönlichkeiten und wird wohl auch für das zutreffen, was er über Wolzogen sagt (Hinterlassene Werke, 2. Aufl., 7. Bd., S. 34 ff.). Referent ist der Ansicht, daß das bestimmte Zeugnis des Herzogs Eugen von Württemberg gar nicht von der Hand gewiesen werden kann, trotz der von A. Wahl bei Gelegenheit der Veröffentlichung der Mitteilungen Stockhorners in der „Deutschen Revue" 1911 dagegen erhobenen Bedenken. Die Tatsache, daß Wolzogen den Gedanken zuerst gefaßt und an die maßgebende Stelle geleitet hat, steht fest; zweifelhaft bleibt, ob das, was geschah, als die unmittelbare Folge anzusehen ist, bzw. inwiefern, wie M. Lehmann annimmt, Scharnhorst, der unabhängig auf einen entsprechenden Plan kam, in Konkurrenz tritt, unsicher auch, von welchem Augenblick an man von einem planmäßigen Rückzug ins Innere sprechen kann. Die vielleicht noch in den russischen Archiven enthaltene Lösung des Problems ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten; denn der Deutschenhaß, der einst Wolzogen hinderlich war, hat sich heute noch gewaltig gesteigert. Die von Clausewitz aufgestellte und

[1]) Frhr. O. Stockhorner v. Starein, Zur Parallele der russischen Kriegführung von 1812 und 1915. 8°. 14 S. Heidelberg, C. Winter, 1915. 50 Pf.

Digitized by Google

jetzt wiederholte Behauptung, die Russen hätten überhaupt keinen Plan gehabt, wird eigenartig durch die Tatsache illustriert, daß wissende Russen, sogar der Kriegsminister (S. 3 und 5), einen solchen Plan jetzt in den Vordergrund stellen, — ohne diese Voraussetzung wäre ja jeder Versuch eines Vergleichs mit der Gegenwart sinnlos.

Auch Hartmann[1]) schreibt über „den russischen Feldzug von 1812". Es ist die unveränderte Wiedergabe eines Vortrages. Nur im Nachworte berührt er den Vergleich mit der Jetztzeit und kommt zu dem Ergebnis: „Nicht die Russen haben 1812 Napoleon nach sich gezogen, sondern er war vorgestoßen, und zur Rechten und Linken mußten die Feinde zu seinen Seiten marschieren, bis sie sich endlich bei Smolensk vor seiner Spitze vereinigten". Derselbe Napoleon aber, der hiernach den Russen seinen Willen aufzwang, wird vorher als im geistigen Rückgange befindlich geschildert. Zutreffend ist nur, daß ihm das Maß für das Erreichbare abhanden gekommen war. In Karte Nr. 2 glaubt der Verf. durch die Marschlinien „deutlich die Unsicherheit der Beurteilung der Lage durch Napoleon" zu zeigen. Die dort eingezeichneten Linien beweisen in der Tat nichts, da keine Daten eingetragen sind, die andeuten könnten, wo sich die beiderseitigen Heeresteile zu bestimmten Zeiten befanden. Sehr gut und nützlich zur Beurteilung des Geländes der Schlachtfelder sind Hartmanns eigene Landschaftszeichnungen. Als Übersicht des Feldzuges ist die kleine Schrift recht brauchbar. Das vorher besprochene Problem findet keine Erwähnung; nur von Phulls Plan, das Lager von Drissa betreffend, ist die Rede.

Berlin. A. v. Janson.

II.

Heinrich Ulmann[2]) hat sich eine große Aufgabe gestellt. Er will, wie er in der Vorrede seines Werkes sagt, dem „längst und immer dringender gewordenen Rufe" Folge leisten und den Gebildeten des deutschen Volkes endlich „eine wissenschaftliche Bearbeitung des massenhaften Stoffes liefern, der sich über die Geschichte der Befreiungskriege angehäuft hat". Zwar seien, so fährt er fort, in den letzten Jahren zahlreiche militärgeschichtliche Werke über das gleiche Thema erschienen, von denen manche verdienten Beifall gefunden hätten. Aber diese hätten mit einer geschichtswissenschaftlichen Darstellung nichts zu schaffen; sie verfolgten meist rein militärische Zwecke, auch seien die Verfasser keine „Fachmänner" — (soll heißen: keine aka-

[1]) R. Julius Hartmann, Der russische Feldzug von 1812. Mit 7 Karten u. 3 Landschaftsbildern u. mit einem Nachwort 1812—1915. 8°. 47 S. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer, 1915. M. 1.—

[2]) Heinrich Ulmann, Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814. 2 Bde. 8°. München, R. Oldenbourg. Bd. 1, 477 S., 1914, geb. M. 8.50 Bd. 2. III u. 558 S., 1915, geb. M. 10.—.

Digitized by Google

demisch-gebildeten Historiker) — und es fehle ihnen, von den seltensten Fällen abgesehen, an der Kenntnis der Quellen und ihrer Bearbeitung, damit aber auch an der Fähigkeit, die militärischen Vorgänge mit den psychologischen und politischen Motiven der Handelnden sowie den Willensregungen der Massen zu verknüpfen. „Nur wer es versteht, den in quellenkritischer Forschung geklärten Sachverhalt der militärischen Vorgänge im Zusammenhang zu schauen mit der ebenso gewonnenen Anschauung vom Wesen und vom Wollen des Handelnden, groß und klein, würde zu einer wahren Geschichte der Befreiungskriege gelangen". Der Herr Verfasser spricht es nicht direkt aus, aber es geht aus dem ganzen Zusammenhange hervor, daß er sich für den Mann ansieht, der diese Bedingungen in sich vereinigt, daß wir es also in dem vorliegenden Werke endlich mit einer „wahren Geschichte der Befreiungskriege" zu tun haben.

Ich widerstehe der Versuchung zu einer Widerlegung dieser Vorrede, zu der jeder Satz, jedes Wort reizt. Es liegt mir auch fern, an der Befähigung des Herrn Verfassers zur Lösung einer so hochgestellten Aufgabe Zweifel auszusprechen. Ich begnüge mich vielmehr mit der einfachen Behauptung, daß nach eingehendem Studium des Werkes — es wurde mir nach Flandern nachgesandt und bildete in den monatelangen Kampfespausen an der Yser lange Zeit meine einzige Lektüre — alle diese großartigen Versprechungen der Vorrede leider nur „Versprechungen" geblieben sind. Sie mußten es nach meiner Meinung schon aus dem rein äußerlichen Grunde bleiben, weil sich eine Aufgabe, wie sie sich der Herr Verfasser gestellt hat, in dem engen Rahmen von zwei Bänden unmöglich lösen läßt. Die Befreiungskriege waren ein Völkerkampf, der sich von dem gegenwärtig tobenden Weltkriege in der Hauptsache nur dadurch unterscheidet, daß die personellen und materiellen Kriegsmittel der sich damals bekämpfenden Nationen noch nicht so hoch entwickelt waren, wie sie es heute nach hundert Jahren sind. Aber immerhin standen, abgesehen von der Türkei und ihren ehemaligen Vasallenstaaten, die sämtlichen Völker unseres Erdteiles unter den Waffen, also auch die heute neutralen Staaten der skandinavischen und iberischen Halbinsel, Holland und die Schweiz; wie heute, handelte es sich auch damals um Sein oder Nichtsein einer langen Reihe von Staaten, vor allem um das Weiterbestehen von Preußen, um die kontinentale Vorherrschaft Frankreichs, um die maritime und finanzielle Weltherrschaft Englands; wie heute waren auch damals die politischen Ziele der Monarchen und leitenden Staatsmänner, die Beweggründe ihres Handelns, wie auch die Hoffnungen und Wünsche der Völker sehr auseinandergehend, selbst dann, wenn sie, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, der einen oder der anderen Fahne bedingungslos Heeresfolge leisteten. Den geistigen Niederschlag aller dieser Verhältnisse und politischen Strömungen, der in einer fast unübersehbaren Fülle von Ver-

Digitized by Google

öffentlichungen uns vorliegt, wissenschaftlich durchzuarbeiten, kritisch zu beleuchten und schließlich übersichtlich, erschöpfend und abschließend zur Darstellung zu bringen, wie man es doch von einer „wahren Geschichte" dieses Krieges verlangen muß, kann innerhalb zweier Bände um so weniger gelingen, als über viele der wichtigsten Fragen jener Zeit, je nach dem nationalen oder parteipolitischen Standpunkte der Geschichtschreiber, die verschiedenartigsten Meinungen zutage getreten sind und sich bis zu einem gewissen Grade auch wissenschaftlich vertreten lassen, ebenso wie auch über die Charaktere der leitenden Persönlichkeiten und die Beweggründe ihres Handelns die abweichendsten Ansichten verbreitet und verfechtbar sind.

Das Gleiche gilt von dem militärischen Teil der Aufgabe. Wenn auch hier in der Masse der Veröffentlichungen, dank der jahrzehntelangen fleißigen Arbeit der militärischen Kreise, bereits eine gewisse Sichtung und Klärung eingetreten und infolgedessen eine Kürzung in der Darstellung möglich ist, so handelt es sich doch immerhin um die Schilderung der Ereignisse von vier Kriegsjahren, um die Feststellung der ständig wechselnden Streitkräfte zahlreicher Armeen, um die Beurteilung der Entschlüsse von einer Reihe von Feldherrn von zum Teil weltgeschichtlicher Bedeutung, schließlich um die Schilderung des Verlaufes von mehr als hundert Schlachten und Gefechten. Und wenn der nichtmilitärische Leser auch wahrscheinlich keinen Wert darauf legt, diese Kämpfe bis in die letzten Einzelheiten kennen zu lernen, so wird er doch, und zwar umso höher er geistig steht, desto mehr, auf eine klare und logisch aufgebaute Entwicklung der strategischen Maßnahmen der beiderseitigen Heeresleitungen und auf eine, wenn auch kurze doch allgemein verständliche Schilderung der taktischen Entscheidungen nicht verzichten, mit anderen Worten: er wird wissen wollen, weshalb diese oder jene Heeresbewegung unternommen wurde und aus welchen Gründen sie geglückt oder mißglückt ist, aus welchen Ursachen diese oder jene Schlacht von der einen oder anderen Partei gewonnen oder verloren wurde. Gerade der gebildete deutsche Leser wird auf die Beantwortung dieser Fragen um so mehr Wert legen, als er zumeist der Armee als Offizier der Reserve oder Landwehr angehört und durch seine Erziehung Interesse und Verständnis für militärische Dinge gewonnen hat. Es bedarf wohl kaum einer ausführlicheren Begründung, dass, alles dies in den engen Rahmen zweier Bände zusammenzupressen, ebenso unmöglich ist, wie es dereinst unmöglich sein wird, die Politik und Kriegführung des jetzigen Weltkrieges auf so kurzem Raume erschöpfend und allgemein verständlich zur Darstellung zu bringen.

Was der Herr Verfasser in seinen beiden Bänden bietet, bestätigt denn auch in jeder Hinsicht meine Behauptung. Ich finde nicht ein einziges Kapitel erschöpfend und abschließend;

Digitized by Google

überall habe ich das Gefühl, als fehlte dem Autor der Entwicklungsraum. In bezug auf die politische Geschichte gewinnt der Leser sehr bald den Eindruck, als sei hier der Herr Verfasser — wenigstens was die Jahre 1812 und 1813 anbelangt — vollkommen zu Hause, als schöpfe er aus dem Vollen. Das ist auch bei einem Historiker, der sich, wie die Vorrede besagt, seit 12 bis 15 Jahren eingehend mit diesem Stoffe beschäftigt und ihn längere Zeit auf der Universität vorgetragen hat, nicht anders zu erwarten. Aber trotz alledem kann ich auch hier nicht finden, daß seine Darstellung von den bisherigen Veröffentlichungen wesentlich abweicht, daß er neues Material und neue Auffassungen bringt, und daß die Masse des Stoffes tatsächlich in abschließender Weise durchgearbeitet ist. Im Gegenteil, es scheint mir, als ob gegen das, was er in bezug auf einzelne politische Fragen vorträgt, beispielsweise über das Napoleonische System, über die Kontinentalsperre, über die Politik Englands, über die geistigen Strömungen innerhalb der kämpfenden Parteien, über die Entstehung der Konvention von Tauroggen und vieles andere sich mancherlei Einwendungen, mancherlei Zweifel und Bedenken geltend machen lassen. Ist dies schon der Fall im ersten Bande, der infolge mangelhafter Stoffeinteilung offenbar auf breiterer Grundlage aufgebaut ist, so tritt dies noch mehr im zweiten Teile bei der Behandlung des Jahres 1814 in die Erscheinung. Hier, wo die politischen Verhältnisse, namentlich die Einflüsse der Politik auf die Heeresleitung vielfach noch völlig ungeklärt sind, wo die Gegensätze der preußischen und österreichischen Auffassung grell zutage treten und wo der geschichtswissenschaftlichen Forschung ein weites und dankbares Feld der Betätigung offen gestanden hätte, bringt der Herr Verfasser absolut nichts Neues; er begnügt sich vielmehr im großen und ganzen, das wiederzugeben, was dem Kenner der älteren österreichischen Literatur längst schon bekannt ist.

Für die militärischen Kapitel seines Werkes standen dem Herrn Verfasser zahlreiche gute Vorarbeiten zur Verfügung. Er erkennt auch in der Vorrede an, daß er den in den letzten Jahren erschienenen zahlreichen militärgeschichtlichen Werken „in einiger Beziehung“ Dank schulde. Ich möchte dagegen sagen: Da sich das Buch des Herrn Verfassers in militärischer Beziehung ausschließlich auf gedrucktes Material aufbaut, so wäre es ohne jene Werke überhaupt nicht möglich gewesen, es verdankt ihnen alles. Ich wüßte im übrigen auch nicht, wie es anders sein könnte. Seit hundert Jahren ist die Geschichte der Befreiungskriege das Lieblingsstudium nicht nur der deutschen, sondern fast aller europäischer Offizierkorps gewesen, so daß die internationale Literatur über diese Epoche von Kennern auf etwa 20 000 Veröffentlichungen geschätzt wird. Was läßt sich unter diesen Umständen hierüber noch viel Neues vorbringen? Was kann insbesondere ein Mann noch sagen, dessen Beruf doch

Digitized by Google

einer eingehenden Beschäftigung mit strategischen und taktischen Problemen sehr fern liegt, der vielleicht niemals der Armee angehört und der, wie man im militärischen Leben zu sagen pflegt, niemals drei Mann über einen Rinnstein geführt hat?

Wie dem aber auch sei, eigene Gedanken und selbständiges Urteil — ich wiederhole dies — habe ich in dem militärischen Teile des Werkes nirgends gefunden, ja ich kann nicht umhin, hervorzuheben, daß der Herr Verfasser sogar absichtlich jeden Versuch unterlassen hat, Neues an den Tag zu fördern, denn unter den in der Vorrede als benutzt aufgeführten Archiven und Bibliotheken fehlen ausgerechnet gerade diejenigen, wo der Spürsinn eines Historikers noch manches hätte finden können: die beiden bedeutendsten militärischen Büchereien Deutschlands: die des Generalstabes und der Kriegsakademie, das Königl. Kriegsarchiv zu Berlin, vor allem aber das K. u. K. Kriegsarchiv zu Wien. Wie vieles Neue und Unbekannte speziell über den Feldzug 1813 er namentlich in dem letzteren noch hätte finden können, beweist der Inhalt des inzwischen von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des österreichischen Generalstabes herausgegebenen, von dem Herrn Verf. aber scheinbar nicht mehr benutzten fünfbändigen Werkes: „Befreiungskrieg 1813 u. 1814“ [1]). Viel mehr noch aber hätte er dort über den Feldzug 1814 gefunden, über dessen Einzelheiten wir teilweise gänzlich im Dunkeln tappen. Aber der Feldzug 1814, der für den Politiker und Offizier interessanteste aller napoleonischen Kämpfe, kommt in dem Werke Ulmanns überhaupt nur sehr stiefmütterlich weg; ich kann wiederum nur annehmen: aus Raummangel.

Die Art und Weise, wie der Herr Verfasser die militärischen Teile seines Werkes behandelt, ist nicht ohne Geschick, und hier wäre der Ort, wo man wirklich loben könnte und möchte. Leider macht sich aber hierbei der Mangel an Karten und Plänen derart ungünstig fühlbar, daß ich auch diese Kapitel trotz aller Vorzüge der Schreibweise für die große Masse der Leser als gänzlich wertlos erklären muß. Jedermann weiß, daß alle militärischen, insbesondere alle kriegsgeschichtlichen Werke im Vergleich mit solchen allgemeinwissenschaftlichen Inhalts auffallend teuer sind. Das machen die Karten und Pläne. Wie gern würde sie der militärische Verfasser und erst recht der militärische Verleger weglassen! Ist doch das Entwerfen von Karten und Plänen, das Einzeichnen von Truppenbewegungen sowie später deren Korrektur nicht nur eine der schwierigsten und zeitraubendsten, sondern auch langweiligsten Arbeiten, die sich denken läßt, und verteuern doch diese Kartenbeilagen jedes Werk unter Umständen um das doppelte. Aber man frage die ersten Größen der Armee, einen Hindenburg, einen Falkenhayn, einen Kluck, einen Mackensen, einen Ludendorff oder irgend einen beliebigen

[1]) Vgl. S. 172 dieses Heftes. Die Schriftleitung.

Digitized by Google

höheren Offizier, ob sie imstande sind, Heeresbewegungen großen Stiles ohne Hilfe einer guten Karte, den Verlauf einer großen Schlacht ohne einen genauen Plan des Geländes verstehen und verfolgen zu können. Sie werden diese Frage sämtlich verneinen; sie werden sogar, wenn sie die Wahl haben, eher auf den Text verzichten als auf die graphische Darstellung. Hier nun wird einem sich zum überwiegenden Teile aus militärischen Laien zusammensetzenden Leserkreise zugemutet, militärische Operationen, die sich vom Rhein bis nach Moskau, von der Nordsee bis zu den Pyrenäen ausdehnen, Entscheidungsschlachten, die bis vor wenigen Jahren noch als die größten der Weltgeschichte angesehen wurden, zu verfolgen, kritischen Betrachtungen über die Entschlüsse der beiderseitigen Heeresleitungen nachzugehen, auseinandergehende Urteile militärischer Fachmänner an der Hand des Verfassers zu prüfen und gewissermaßen zu entscheiden, alles dies, ohne daß dem Auge ein Anhaltspunkt, der Phantasie ein Hilfsmittel zum Verständnis geboten wird [1]). Das ist eine Unmöglichkeit für den Leser, eine Zumutung, welche die schädlichsten Folgen hat, da sie zur Oberflächlichkeit, zum leeren Nachbeten und zum Phrasentum führt, gerade da, wo gründliches Verständnis wünschenswert wäre. Wenn der Herr Verfasser selbst über eine dreitägige Schlacht, wie die bei Leipzig, völlige Klarheit gewonnen hat und wenn ihm die Bewegungen der zahllosen Truppen auf meilenweitem Gefechtsfelde plastisch vor Augen stehen, so möge er nicht vergessen, daß er dies einzig und allein dem eingehenden Studium jener militärischen Werke und ihres vorzüglichen Kartenmaterials zu verdanken hat, denen er nach seiner Vorrede nur „in einiger Beziehung“ Dank schuldig zu sein glaubt.

Mit richtigem Blicke hat der Verfasser erkannt, daß der Feldzug 1813 nicht verständlich ist, ohne die genaue Kenntnis des Jahres 1812, und er hat, obwohl der Titel seines Buches nur von 1813 und 1814 spricht, dennoch der Politik und der Kriegführung des Jahres 1812 einen verhältnismäßig breiten Raum gewidmet. Es scheint mir, als ob der gleiche Gedankengang ihn dazu hätte führen müssen, sein Werk nicht mit dem Jahre 1814 abzuschließen, sondern auch den Schluß der Befreiungskriege — den Wiener Kongreß und den Feldzug 1815 — in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen, denn ohne Ligny und Belle-Alliance bleibt, wie mir wohl jedermann zugeben wird, jede Geschichte der Befreiungskriege ein Torso, ein Drama ohne Schlußakt. Ich kann es wiederum nur dem Raummangel zuschreiben, das den Herrn Verfasser hierzu zwang; zu bedauern bleibt dies auf jeden Fall.

---

[1]) Die beiden dürftigen Übersichtskarten, die dem Werke beigegeben sind, wären sehr wohl zu entbehren gewesen, da sie in jedem Atlas besser zu finden sind.

Digitized by Google

Dies sind in der Hauptsache diejenigen Punkte, die mir an dem Werke zu Bedenken Anlaß geben; auf Einzelheiten einzugehen, erscheint mir überflüssig. Es liegt im Wesen einer jeden sachlichen, auf einen bestimmten Raum angewiesenen Bücherbesprechung, daß die Mängel eines Buches unverhältnismäßig scharf hervorgehoben werden, daß seine guten Seiten nicht in gleichem Maße zur Geltung kommen. Das mag auch hier der Fall sein. Es ist mir daher Bedürfnis, zum Schluß auszusprechen, daß ich selbst das Werk mit größtem Interesse gelesen und mich darüber gefreut habe, in den meisten und wichtigsten politischen und militärischen Streitfragen mit dem Herrn Verfasser gleicher Meinung zu sein, und daß ich sein Buch trotz der angeführten Mängel für eine der besten Veröffentlichungen halte, die uns die Jubiläumsjahre der Befreiungskriege beschert haben. Aber ein abschließendes Werk, eine „wahre Geschichte der Befreiungskriege" im Sinne der Vorrede ist es nicht. Das ist um so mehr zu bedauern, als die Hoffnung, von seiten der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes eine auf die gesamten europäischen Archive sich stützende Bearbeitung dieses heroischen Kampfes zu erhalten, nach meiner Überzeugung, wenn nicht für immer, so doch für mehrere Menschengeschlechter geschwunden ist.

Die strategische Lage, die zur Schlacht bei Dennewitz führte, ist militärisch längst ebenso klar gelegt, wie — von einigen wenigen Momenten abgesehen — ihr taktischer Verlauf. Wenn trotzdem die Geschichtschreibung immer von neuem wieder Veranlassung findet, sich mit dieser Schlacht zu beschäftigen, und in bezug auf Anlage und Verlauf sogar vielfach zu ganz neuen Ansichten gelangen zu müssen glaubt, so ist die Ursache hierfür nicht auf militärischem, sondern auf politischem Gebiete zu suchen. Solange die eine Hälfte unserer Historiker und Militärschriftsteller ihrer Darstellung und kritischen Betrachtung hauptsächlich die Befehle des Kronprinzen zugrunde legt, wie sie uns durch die Quellen jener Zeit und durch den vom Kronprinzen selbst herausgegebenen „Recueil des ordres de mouvements" überliefert sind, die andere dagegen bei jedem kronprinzlichen Befehle nach Hintergedanken sucht, weil sie von der Überzeugung durchdrungen ist, daß ein großer Teil der von Bernadotte mündlich und schriftlich getroffenen Anordnungen nur als Scheinbefehle anzusehen sind, dazu bestimmt, Mit- und Nachwelt über die eigentlichen Absichten des Führers zu täuschen, wird selbstverständlich eine Einigung nie erzielt werden können. Es wäre deshalb wohl richtiger, sollte man meinen, wenn die geschichtliche Forschung den Hebel einmal da ansetzte, wo die Grundursache aller Meinungsverschiedenheiten liegt, das heißt wenn sie versuchte, über die Person Bernadottes, seine persönlichen Verhältnisse, seine politischen Absichten und Ziele und die ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel, sie zu erreichen, zur völligen

Digitized by Google

Klarheit zu gelangen. In bezug auf diese Fragen hat die Geschichtsforschung leider seit der Zeit der Befreiungskriege nur Geringes geleistet; auf keinen Fall hat sie eine Anschauung zutage gefördert, die auf weitere Kreise tatsächlich überzeugend gewirkt hat.

Die vorliegende Broschüre [1]), die durch ihren auf Sensation berechneten Titel von vornherein unangenehm auffällt, bringt weder geschichtlich noch militärisch etwas Neues über die Schlacht. Sie zeichnet sich in militärischer Beziehung durch eine ungewöhnlich laienhafte Auffassung operativer und taktischer Situationen aus, sie wiederholt in allgemeingeschichtlicher Beziehung nur das, was von anderer Seite schon längst und meist besser, klarer und überzeugender dargelegt wurde. Da wo der Herr Verfasser die bisherigen Veröffentlichungen verbessern und Neues bringen will, passiert es ihm vielfach, Falsches zu bringen. Insbesondere möchte ich mir auszusprechen erlauben, daß da, wo er mir persönlich die Ehre eines Angriffes erweist, er stets auf Irrwegen wandelt, weil er die Kriegsakten nicht kennt und sich auf Autoren stützt, welche diese ebensowenig kennen, wie er, oder sie nicht mit genügender Gründlichkeit durchgearbeitet haben. Auf Einzelheiten einzugehen, lohnt nicht; seine Irrtümer sämtlich widerlegen zu wollen, ist unmöglich; es wäre dazu eine Broschüre gleichen Umfanges nötig. Zur Charakterisierung seiner allgemein-militärischen Ansichten genügt es, wenn ich eine Stelle der Seite 38 zitiere. Es ist bekannt, daß dem Kronprinzen von Schweden von seinen Gegnern der Vorwurf gemacht wird, gerade zu der Zeit, als bei Dennewitz der Kampf am heftigsten tobte, stundenlang völlig verschwunden gewesen zu sein, wie schwedische Quellen besagen, weil er bis zu seinen hintersten Reserven zurückgeritten war, um diese beim Vormarsche zur höchsten Eile anzuspornen. Der Verfasser verteidigt dieses Verhalten Bernadottes mit den Worten: „Löblich von dem Feldherrn, der durch sein Erscheinen den Truppen Mut einflößt, der sie selbst zur Schlacht heranführt, was sogar die Eile zeigt, in den Kampf einzugreifen. Entscheidend ist, daß Bernadotte die auszuführenden Bewegungen exakt vollzog". Auf dieses „Löblich" möchte ich dem Herrn Verfasser erwidern, daß ein kommandierender General, der, nachdem er die Meldung empfangen, daß ein beträchtlicher Teil seiner Streitkräfte — im vorliegenden Falle zwei Armeekorps, also die halbe Armee — in heftigem Kampfe mit dem Gegner steht, nicht auf dem kürzesten Wege und in schnellster Gangart zu der vordersten Linie bezw. auf die entscheidende Stelle eilt, nach den Grundsätzen aller Armeen nicht warmes Lob, sondern die Stellung vor ein Kriegsgericht zu erwarten

[1]) Dr. Richard Haedecke, Die Schlacht bei Dennewitz — ein Sieg Bernadottes. Studie zur Vorgeschichte des 6. September 1813. 8°. 48 S. Berlin, Schall u. Reutel, 1916. M. 1.—.

Digitized by Google

hat und auch verdient. Hätte sich Napoleon am 2. Mai nicht beim ersten Kanonendonner von seinen vor Leipzig kämpfenden Vortruppen in Karriere zum Korps Ney begeben, so wäre die Schlacht bei Groß-Görschen und damit der Frühjahrsfeldzug 1813 für ihn verloren gewesen. Wäre Bernadotte, nachdem er die entscheidende Meldung über die Marschrichtung Neys und das Inkampftreten des Korps Bülows erhalten hatte, wie es seine Pflicht als Oberkommandierender war, zu Bülow nach Göhlsdorf geeilt, die Heranführung der Reserven seinen Unterorganen überlassend, so gäbe es heute keinen Menschen, der ihm den Ruhm, der Sieger von Dennewitz gewesen zu sein, streitig machen könnte. Der Nachwelt aber wäre die Broschüre des Herrn Dr. Haedecke erspart geblieben. Wo der Kronprinz in den kritischen Momenten der Schlacht weilte, läßt sich bei den spärlichen Quellen, die wir über ihn besitzen, nicht mit Sicherheit feststellen. Auf keinen Fall aber befand er sich an der Seite Bülows und da er hier, das heißt an der Stelle, wo er hingehörte, nicht war, so bleibt es bei der bisherigen Ansicht, daß nicht er, sondern Bülow als der Sieger von Dennewitz zu betrachten ist. Die Geschichtsforschung aber hat in bezug auf Objektivität genug geleistet, wenn sie den Kronprinzen von einer langen Reihe unberechtigter Anschuldigungen reinwusch, die sich aus dem leidenschaftlicher urteilenden Zeitalter der Befreiungskriege bis in die neueste Zeit erhalten hatten. Damit aber ist es genug!

Nachdem v. Pflugk-Harttung im Jahre 1913 die Akten des Geheimen Staatsarchivs über „das Befreiungsjahr 1813“ und im nämlichen Jahre noch diejenigen über die Schlacht bei Leipzig im speziellen herausgegeben hat, begann er im Jahre 1915 mit der Veröffentlichung der Berichte deutscher Truppen über ihre Beteiligung an den Hauptkämpfen des Feldzuges 1815. Der erste Band, enthaltend die Gefechtsberichte der deutschen Legion, der Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer, liegt jetzt vor[1]), ein zweiter mit den preußischen Angaben soll in Kürze folgen.

Es bedarf wohl kaum einer eingehenderen Begründung des historisch-wissenschaftlichen Wertes dieser Veröffentlichungen. Bis vor kurzem beruhte unsere gesamte Darstellung der Ereignisse des Jahres 1815 noch ausschließlich auf den englischen Schilderungen, im speziellen auf denen des Generals Siborne, die erst in der neueren Zeit in bezug auf die niederländische Armee eine geringe Vervollständigung und Berichtigung durch die Werke des niederländischen Obersten de Bas und, was die deutsche Legion anbelangt, durch das des Majors Schwertfeger der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes

[1]) Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, Belle-Alliance. (Verbündetes Heer.) Berichte und Angaben über die Beteiligung deutscher Truppen der Armee Wellingtons an dem Gefechte bei Quatrebras und der Schlacht bei Belle-Alliance. Mit 4 Kartenskizzen u. 2 Karten in Steindruck. Gr. 8°. XV u. 296 S. Berlin, R. Eisenschmidt, 1915. M. 8.—, geb. M. 9.50.

Digitized by Google

erhalten haben. Die englische Darstellung beeinflußt nach wie vor das Urteil der ganzen Welt, und was bei Quatrebras und Belle-Alliance von den verbündeten Armeen geleistet worden, wird in allen ausländischen Darstellungen ausschließlich auf das Konto der Engländer geschrieben. Und dabei standen in den Niederlanden 160 000 Mann Deutsche und 24 000 Niederländer neben nur 32 000 Engländern! Eine Klärung dieser Verhältnisse konnte nur eine buchstabengetreue Drucklegung der deutschen Truppenberichte bringen, und so werden es alle, die sich für die Geschichte der Befreiungskriege interessieren, mit Freude begrüßen, daß sich der Verfasser der mühevollen Aufgabe unterzogen hat, diese manches Neue bietenden Berichte aus den verschiedenen Archiven an das Licht der Öffentlichkeit gezogen zu haben. Möge der zweite Band des Werkes recht bald nachfolgen!

Berlin. Rudolf v. Friederich.

III.

Gegenüber der ungeheuren Menge von Jubiläumsschriften, die in den Jahren 1913 und 1914 im Deutschen Reiche erschienen sind, ist die Zahl der entsprechenden Werke österreichischer Herkunft sehr gering. Diese Tatsache würde zu ihrer vollen Erklärung eine längere Besprechung brauchen; hier mag der Hinweis genügen, daß eben das deutsche Lesepublikum Österreichs zum großen Teil von der reichsdeutschen Literatur lebt. Nun ist es nur natürlich, daß diese letztere Österreich nicht leicht ganz gerecht wird. Erstens ist ihr Interesse nach anderer Richtung orientiert; zweitens aber wirkte, größtenteils unbewußt und namentlich in den populären Schriften, der ehemalige preußisch-österreichische Gegensatz nach. Eine wirklich objektive, gerecht abwägende Beurteilung der eigenartigen Stellung Österreichs und der sich daraus ergebenden Erscheinungen — wie sie selbst für weiter zurückliegende Zeiten wie das 17. Jahrhundert erst durch Erdmannsdörffer, Heigel und andere erreicht worden ist — war nur selten zu finden. Ich glaube — gerade jetzt, wo durch den engen Zusammenschluß der beiden Kaiserreiche hoffentlich alle früheren Gegensätze für immer verschwinden werden — kann obiges ausgesprochen werden, ohne irgendwelche Bitterkeit zu bekunden oder zu erwecken. Außerdem aber dürfte es vielleicht für weitere reichsdeutsche Kreise nicht ohne Interesse sein, wenn auch verspätet und nur kurz, über einige vom österreichischen Standpunkt geschriebene Bücher über die Befreiungskriege unterrichtet zu werden.

Bezeichnend ist es, daß die österreichischen Darstellungen fast ausschließlich von Offizieren herrühren und daher auch rein militärisch sind; keine einzige versucht es, das gleichzeitige Volks- und Staatsleben zu schildern, Urkunden über die Stimmung der Zeit zu sammeln und dergl. mehr, wie es in Deutschland in so überreichem Maße geschehen ist, oder gar das Verständnis

Digitized by Google

dafür durch selbständige Forschung zu vertiefen. Immerhin bieten die hier zu erwähnenden Werke des Wichtigen genug.

Das erste dieser Werke[1]) ist eine bis ins kleinste militärwissenschaftlich durchgearbeitete Darstellung von Österreichs Anteil am Sturze Napoleons. — Der 1. Band bildet nur eine Art Einleitung, die Metternichs Politik bis zum Ausbruch des Krieges darstellt. Er bietet nicht eigentlich Neues, sondern hat vor allem das Verdienst, die ganze Frage vom österreichischen Standpunkt aus zusammenfassend zu behandeln; es ist das ein Verdienst, weil ja nur dann eine Politik gerecht beurteilt werden kann, wenn man sich in den durch Tradition und Zeitverhältnisse gegebenen Geisteszustand des betreffenden Politikers versetzt. Es ist nicht gerechtfertigt, auf Metternichs Politik die vom preußischen Standpunkte hergenommenen Maßstäbe und Werturteile anzuwenden. — Weit wichtiger ist der 2. Band, der das „entscheidende Machtaufgebot" Österreichs behandelt und dabei nachweist, daß dieses bis Ende 1813 etwa 580 000 Mann ins Feld stellte, also fast ebensoviel wie Preußen und Rußland zusammen. Die Zeitgenossen wußten das; der sterbende Scharnhorst setzte seine letzten Hoffnungen auf Österreichs „unermeßliche Rüstungen". — Der 3. Band schildert den Feldzug von Dresden, Bd. IV Kulm, Bd. V Leipzig. Die minutiös genaue Darstellung weist in einer ganzen Reihe von Fällen überzeugend nach, daß das in der Literatur landläufige, ungünstige Urteil über Schwarzenberg unbegründet ist. Seine persönliche Tadellosigkeit ist von Leuten, die ihn kannten, nie in Frage gezogen worden; aber auch seine Feldherrnbegabung war zweifellos ganz bedeutend, wenn sich auch bisher nicht genau scheiden läßt, was an strategischen Konzeptionen ihm, was seinem Generalstabschef Radetzky zugehört. Aber man vergleiche nur das Verhältnis zwischen Blücher und Gneisenau. Es ist allgemein bekannt, daß letzterer der eigentliche „Kopf" war, und doch fällt es niemand ein, ersteren deswegen herabzusetzen. Die Idee zum Abmarsch gegen Leipzig soll nach der Darstellung dieses Bandes beiden Feldherren, Schwarzenberg und Blücher, selbständig gekommen sein. Schwarzenbergs Plan einer Vernichtungsschlacht bei Leipzig durch Abschneidung der Rückzugslinie Napoleons gegen Westen wurde durch Zar Alexanders Starrsinn vereitelt.

---

[1]) Befreiungskrieg 1813 und 1814. Einzeldarstellungen der entscheidenden Kriegsereignisse. Bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. u. k. Kriegsarchivs. 1. Bd.: Oskar Christe, Österreichs Beitritt zur Koalition. VII u. 135 S., mit 1 farb. Karte. M. 5.—. 2. Bd.: Wilhelm Wlaschütz, Österreichs entscheidendes Machtaufgebot 1813. IX u. 334 S., m. Tab. M. 10.—. 3. Bd.: Edmund Glaise v. Horstenau, Feldzug von Dresden. IX u. 377 S., m. 1 Tab., 7 farb. Kartenskizzen u. 8 Beilagen. M. 10.—. 4. Bd.: Max Ehnl, Schlacht bei Kulm. VIII u. 222 S., m. 5 farb. Kartenskizzen u. 4 Beilagen. M. 10.—. 5. Bd.: Max Ritter v. Hoen, Feldzug von Leipzig. X u. 746 S., m. 1 Tab. u. 17 Beilagen. M. 20.—. Lex.-8°. Wien, L. W. Seidel & Sohn, 1913.

Digitized by Google

Gewissermaßen ein Auszug aus dem hier kurz gekennzeichneten, mit vielen Plänen ausgestatteten Werke ist das zweite hier zu erwähnende, aus 10 schmalen Bändchen bestehende populäre Unternehmen, das im wesentlichen von denselben Kräften verfaßt ist, aber weiter reicht und in den über Leipzig hinausführenden Teilen, solange die Fortsetzung des Hauptwerkes fehlt, selbständigen Wert hat [1]).

Das dritte, hier zu besprechende Werk ist eine Biographie Schwarzenbergs [2]), die, wie ich glaube, noch nicht ganz das monumentale Werk ist, das er verdienen würde, die aber doch eine Lücke ausfüllt. Die panegyrische Tendenz tritt vielleicht hie und da etwas zu stark hervor; dies ist aber gerade angesichts der sonst üblichen Unterschätzung Schwarzenbergs entschuldbar. Was Schwarzenberg fehlte, war die Fähigkeit, sich populär zu machen. Er war der treue Diener seines Herrn, ein vornehmer, zurückhaltender Kavalier, aber, wie einige seiner Briefe und Äußerungen zeigen, überzeugt, daß die menschliche Würde und Tüchtigkeit über den sozialen Unterschieden stehen. Sein Denken, wie auch das der österreichischen Offiziere, war gewiß ganz anders als das der preußischen „Patrioten". Der Übertritt der sächsischen und württembergischen Truppen bei Leipzig empörte sie, da sie in ihm vor allem das Vergehen gegen die militärische Disziplin und den Staatsgedanken sahen. Wer aber diesen Standpunkt verurteilt, möge bedenken, daß das österreichische Heer zu bestehen aufhören würde, damals wie jetzt, wenn man nationalen Sympathien das Recht zusprechen wollte, sich in dieser Weise zu äußern.

Liebenswürdig und sympathisch im vollsten Maße zeigt sich Schwarzenberg in seinen, von Novák [3]) veröffentlichten Briefen

[1]) Emil v. Woinovich u. Alois Veltzé, 1813—1815. Österreich in den Befreiungskriegen. 4. Bd.: Georg Frhr. v. Holtz, Die innerösterreichische Armee 1813 und 1814. VIII u. 172 S., m. 11 eingedr. Bildnissen u. 1 Karte. 1912. — 5. Bd.: Max Ritter v. Hoen, Die Hauptarmee 1814. VII u. 179 S., m. 12 Abb. u. 2 Karten. 1912. — 6. Bd.: Emil v. Woinovich, Kämpfe im Süden Frankreichs 1814. VII u. 118 S., mit 12 Abb. u. 1 Karte. 1912. — 7. Bd.: Karl v. Möller, Die hundert Tage 1815. VII u. 159 S., mit 12 Bildern u. 1 Karte. 1913. — 8. Bd.: Oskar Christe, Der Wiener Kongreß. VII u. 144 S., m. 15 Bildern. 1914. — 9. Bd.: Alois Veltzé, Krieg gegen Neapel 1815. VII u. 119 S., m. 15 Bildern u. 4 Karten. 1914. — 10. Bd.: Edmund Glaise v. Horstenau, Die Heimkehr Tirols. VII u. 148 S., mit 16 Abb. 1914. Gr. 8°. Wien, Patriotische Volksbuchhandlung. Pr. je 2 M. (Anmerkung: Über die drei ersten Bände dieser Sammlung ist in unseren „Mitteilungen", 41, 360 ff. schon von anderer Seite berichtet worden. Die Schriftleitung.)

[2]) Hugo Kerchnave u. Alois Veltzé, Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg, der Führer der Verbündeten in den Befreiungskriegen. Gr. 8°. 271 S., m. 86 Bildern. Wien und Leipzig, Gerlach & Wiedling, 1913. Geb. M. 20.—.

[3]) Johann Friedrich Novák, Des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg Briefe an seine Frau 1799—1816. Lex.-8°. 463 S., mit farb. Bildnis. Wien, Gerlach & Wiedling, 1913. M. 20.—.

Digitized by Google

an seine Frau, die ihm eine wahre und hingebende Lebensgefährtin gewesen ist. Ziemlich bekannt dürfte der Brief vom 15. Oktober 1813 sein, der unmittelbar vor der Schlacht bei Leipzig geschrieben ist.

Wer über das Wichtigste von den hier angedeuteten Dingen möglichst kurz unterrichtet sein will, dem ist das Büchlein von Hauschild[1]) zu empfehlen. Es hat zwar nicht das zuerst erwähnte Werk des Kriegsarchivs, wohl aber den größten Teil der übrigen in Betracht kommenden Werke benutzt und bietet eine gute Übersicht, natürlich vom österreichischen, in diesem Fall vom speziell kirchlich-konservativen Standpunkt.

Was in der österreichischen Jubiläumsliteratur fehlt, wurde schon angedeutet: eine auf breiterer Grundlage fußende, das gesamte Staats- und Volksleben umfassende Darstellung. Und nun, da die Jubiläumszeit vorbei ist und die gewaltigen Ereignisse des Weltkrieges alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, dürfte diese Aufgabe wohl noch lange der Lösung harren müssen. Dies ist ein dauernder Verlust, da durch eine solche Darstellung vielleicht manches schiefe Urteil über das Österreich jener Zeit beseitigt werden könnte.

Wien. Moritz Landwehr v. Pragenau.

96.

Bericht über die dreizehnte Versammlung deutscher Historiker zu Wien; 16. bis 20. September 1913. Erstattet von den Schriftführern der Versammlung. Gr. 8°. III u. 61 S. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1914. M. 1.60.

Die 13. Versammlung deutscher Historiker war von 362 Teilnehmern besucht. Der vorliegende Bericht enthält, neben den üblichen Mitteilungen über den allgemeinen Verlauf der Tagung und ihre Mitglieder sowie dem Geschäftsbericht des Verbandes deutscher Historiker, zwei Hauptteile: eine Übersicht über die an den drei Sitzungstagen gehaltenen Vorträge und einen Bericht über die gleichzeitig abgehaltene, von etwa 30 Personen besuchte Beratung der Vertreter landesgeschichtlicher Publikationsinstitute.

Am ersten Sitzungstage behandelte zunächst Prof. Dr. Alexander Cartellieri (Jena) die „Schlacht von Bouvines im Rahmen der europäischen Politik". Über den später selbständig erschienenen Vortrag ist bereits von anderer Seite in unseren „Mitteilungen", 43, 96 f. berichtet worden. — Archivdirektor Prof. Dr. Joseph Hansen (Köln) schilderte darauf in einem zum guten Teil auf ungedruckten amtlichen und

[1]) Karl Hauschild, 1813. Österreichs entscheidender Anteil an den Kämpfen und Erfolgen des Befreiungsjahres. (Bücherei des österreichischen Volksschriftenvereins. Bd. XI.) 8°. 179 S. Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia, 1913. M. 0.80; geb. M. 1.20.

Digitized by Google

privaten Akten beruhenden Vortrag über „Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und das liberale Märzministerium 1848“ das Verhältnis des Königs zu dem von ihm am 29. März ernannten Ministerium der rheinischen Liberalen Camphausen-Hansemann und den verfassungsmäßigen Charakter dieses Ministeriums. Der König berief es mit innerem Widerstreben, um mit seiner Hilfe Preußen eine Verfassung zu geben, die den monarchischen Grundsatz gegenüber dem parlamentarischen vertreten sollte. Im Gegensatz zu diesem Plan des Königs suchten die in die Regierung berufenen rheinischen Liberalen als ein Ministerium der öffentlichen Meinung zu wirken; trotz dieses grundsätzlichen Widerspruchs bewährten sie aber ihre monarchische Gesinnung und verhinderten so, daß es damals in Preußen wegen des monarchischen Grundsatzes zum Bruch zwischen König und Volk und damit voraussichtlich zum Bürgerkrieg kam. Der Vortrag ist in erweiterter Form in der Westdeutsch. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst, XXXII, 133—204 inzwischen erschienen. — Den „Imperialismus in England“ behandelte Dr. Heinrich Friedjung (Wien). Seine Entwicklung beruht darauf, daß England, das Mutterland des imperialistischen Gedankens, mit ihm einen besonderen Begriff verband: die Gewinnung und Behauptung der Weltherrschaft zur See. So wurde kraft dieses erweiterten Imperialismus im Lauf des 19. Jahrhunderts das englische Weltreich begründet und unablässig durch friedliche und kriegerische Erwerbungen ausgedehnt; die Zeit der Eroberungen wurde aber seit dem Beginn unseres Jahrhunderts durch die großen Bündnisse abgeschlossen, die das Gewonnene gegen alte und neue Gegner sichern sollten und an die großen Koalitionen gegen Ludwig XIV. und Napoleon erinnern.

Am zweiten Sitzungstag wies Prof. Dr. Adolf Bauer (Graz) in seinem Vortrag über „Hippolytos von Rom, den Heiligen und Geschichtschreiber“ nach, daß die beiden erhaltenen lateinischen Fassungen seiner Chronik das ursprüngliche Werk vollständig wiedergeben und nicht, wie bisher zumeist vermutet wurde, nur dürftige Auszüge aus der viel reichhaltigeren griechischen Urschrift darstellen. Der Vortrag ist inzwischen in den „Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altertum“ XXXIII, 110 ff. veröffentlicht worden. — Dr. Hans Hirsch (Wien) ging in seinen Ausführungen über „Kaiserurkunde und Kaisergeschichte im 12. Jahrhundert“ auf den Einfluß ein, den die Herkunft der bei der deutschen Reichskanzlei beschäftigten Notare auf die Reichsgesetzgebung ausgeübt haben; so suchte er die hohe Bedeutung der Urkundenlehre zu erweisen, die den wichtigsten Quellenstoff bereiten hilft, den wir für die Erfassung des Zuständlichen im Mittelalter überhaupt besitzen. Der Vortrag ist jetzt in den „Mitteilungen d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung“, XXXV, 60 ff. (1914) erschienen. — Regierungsrat Dr. Moritz Dreger (Wien) erläuterte „Wiens

Digitized by Google

Stellung in der Kunstgeschichte" mit Hilfe von Lichtbildern; er zeigte, wie das Architekturbild Wiens teils unter fremden Kultureinflüssen, teils aber auch durch die selbständige Schöpferkraft einheimischer Künstler im Lauf der Jahrhunderte entwickelt und umgestaltet worden ist.

Am dritten Sitzungstag sprach Archivrat Dr. Lulvès (Hannover) über die „Machtbestrebungen des Kardinalkollegiums gegenüber dem Papsttum". Gestützt auf das seit 1179 ihnen allein zustehende Recht der Papstwahl suchten die Kardinäle die oberste Kirchenleitung in ihre Hand zu bekommen. Schwachen Päpsten gegenüber gelang es ihnen zeitweise Erfolge zu erringen; seit dem Konstanzer Konzil wußten jedoch die Päpste, zwar langsam, aber stetig, ihren Absolutismus zu begründen. Seit der Verwaltungsreform des Papstes Sixtus V. sind die Kardinäle nur noch die ersten Beamten, damit aber auch die zuverlässigsten Stützen des Papstes und der Kirche. — „Die Theorien der russischen Slawophilen im Zeitalter Nikolaus' I. und Alexanders II." legte Prof. Dr. Hans Uebersberger (Wien) dar. Diese Theorien entstanden unter dem harten Druck, den zuerst das Regierungssystem Nikolaus' I. auf das geistige und soziale Leben Rußlands ausübte. In Übereinstimmung mit den Gedankengängen des Zaren erneuerten damals slawisch gesinnte Kreise Rußlands den Kampf, der in seinen ersten Anfängen bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht und in einem nationalistischen Einspruch gegen die Nachahmung der politischen und sozialen Kultur Westeuropas gipfelt. Mit dem Rüstzeug der zeitgenössischen deutschen Philosophie Hegels und Schellings suchten sie ein Lehrgebäude zu errichten, das nicht nur die Bodenständigkeit, sondern sogar den Vorrang russischer Kulturentwicklung vor der Westeuropas beweisen sollte. Daß das Bild, das man zur theologischen und geschichtlichen Beweisführung von der Schlechtigkeit der westlichen und der Vortrefflichkeit der altrussischen Zustände entwarf, mit der Wirklichkeit wenig gemein hatte, kümmerte die Väter dieser slawophilen Lehre wenig. Nikolai Jakowlewisch Danilevskij gab 1869 in seinem Katechismus „Rußland und Europa" diesen bis dahin nur auf die Umgestaltung Rußlands abzielenden Lehren die allslawische Richtung und wies das Zarenreich auf die Lösung der orientalischen Frage hin, die eine rein slawische sei.

Die elfte Konferenz der Vertreter landesgeschichtlicher Publikationsinstitute war von 16 geschichtlichen Kommissionen und Gesellschaften beschickt; auf ihr wurden eine Reihe geschichtlich-geographischer Fragen behandelt. Prof. Redlich (Wien) sprach über die systematische Sammlung der Nachrichten über Elementarereignisse, die der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Angriff genommen hat; Prof. Pirchegger (Graz) berichtete über die Fortschritte und den

Digitized by Google

gegenwärtigen Stand des historischen Atlasses der österreichischen Alpenländer, Freiherr von Karg-Bebenburg (München) über die Vorarbeiten zu einem historischen Atlas Bayerns. Privatdozent Dr. Strieder (Leipzig) legte den Plan für eine Sammlung handelsgeschichtlicher Quellen dar, dessen Durchführung die Historische Kommission der Münchener Akademie der Wissenschaften unternommen hat.

Oberhausen (Rheinland). A. Koernicke.

97.

Kania, Dr. phil. **Hans, Staatsbürgerkunde in vergleichenden Übersichten über die Entwickelung der Grundlagen und Aufgaben des Staates.** 8°. VIII u. 84 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. Kart. M. 1.—.

Sicher liegt die Ausrüstung der heranwachsenden Generation der Gebildeten mit den Kenntnissen, die zur Erfüllung der Bürgerpflichten erforderlich sind, im Interesse jedes patriotischen Deutschen; die Bereitstellung und Begutachtung der zur Erreichung dieses Zieles führenden Mittel aber ist in erster Linie Sache der Lehrer an den höheren Schulen. Indessen verdienen die sich jenem Zwecke widmenden Schriften auch die Beachtung aller, die sich mit historischen Forschungen beschäftigen, und zwar nicht nur deshalb, weil das zur Bürgerkunde gehörige Wissen in erster Linie im Geschichtsunterricht erworben wird oder wenigstens erworben werden kann. Weit mehr kommt in Betracht, daß vor allem auf jene Weise im deutschen Volke der Schatz an politischer Bildung verbreitet werden muß, den die Werke unserer großen Historiker wie Ranke, Droysen, Treitschke, Mommsen und Lamprecht enthalten. Ist doch auch die Frage, wie der Unterricht in der Bürgerkunde erteilt werden muß, nicht nur auf Versammlungen von Oberlehrern erörtert worden! Vielmehr hat die Besorgnis, daß die gutgemeinten, aber abwegigen Bestrebungen des Marienburger Gymnasialdirektors Martens dazu führen könnten, den Geschichtsunterricht auf den höheren Schulen mit parteipolitischen Tendenzen zu erfüllen, zu der ersten Versammlung deutscher Historiker geführt, die vom 5. bis 7. April 1893 in München tagte. Eine Reihe angesehener deutscher Historiker, die nicht auf höheren Schulen unterrichten, wie Dove, Kaufmann, Stieve, Prutz und Grauert sind dort zusammen mit dem früheren Gymnasiallehrer Kropatschek den von Martens vorgeschlagenen Thesen entgegengetreten. So dürfte es denn erlaubt sein, daß auch in dieser Zeitschrift auf ein soeben erschienenes vorzügliches Lehrbuch der Staatsbürgerkunde hingewiesen wird, und zwar von einem Referenten, der auf einer technischen Hochschule dies Fach im Rahmen seiner rechtswissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen schon länger als ein Jahrzehnt lehrt.

Noch vor kurzem bestand, obgleich schon seit 1892 die Lehr-

Digitized by Google

pläne der preußischen Gymnasien und ihnen gleichstehenden Anstalten Fortführung des Geschichtsunterrichts bis auf die neueste Zeit und Berücksichtigung der staatlichen und sozialen Verhältnisse der Gegenwart fordern, in beiden Beziehungen bei den jungen Studierenden „eine bodenlose Unwissenheit"; das hat mit diesen Worten kein geringerer als Adolf Harnack ausgesprochen, und auch ich konnte mich häufig davon überzeugen[1]). Neuerdings scheint mir indessen, nach persönlichen Erfahrungen in Übungen und Prüfungen, eine erhebliche Besserung eingetreten zu sein.

Auch die literarische Bearbeitung der Bürgerkunde hat bedeutende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1893 bezeichnete der Greifswalder Jurist Stoerk in einer Festrede die Lehrbücher für den staatsbürgerlichen Unterricht als „mit ihren trockenen Daten, zusammenhangslosen Gesetzesauszügen und den zahlreichen Artikeln aus der Preußischen Verfassungsurkunde und der Reichsverfassung so nüchtern subaltern" aussehend, „als sollte mit Hilfe aller dieser Repetitorien die ganze deutsche Jugend fortan für die untere Postkarriere erzogen werden".

Jetzt teilen die Schrift von Glock und Korn über „Bürgerkunde" (2. Aufl. 1914) und das schon in 6. Auflage verbreitete Buch von Hoffmann und Groth über „Deutsche Bürgerkunde" das, was jeder Gebildete von der bei uns geltenden Rechtsordnung wissen muß, in ansprechender Form mit. Von ihnen unterscheidet sich die vorliegende „Staatsbürgerkunde" von Hans Kania dadurch, daß sie nicht nur eine Darstellung des Zustandes gibt, der zur Zeit auf dem Gebiete von Verfassung und Verwaltung herrscht, sondern ihr Thema auch historisch in iener „vergleichenden Übersicht über die Grundlagen und Aufgaben des Staates" behandelt.

Nach dem Vorwort soll die Schrift zunächst die in dem Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten von Schenk und Koch (1910—1912) gegebene planmäßige Behandlung der verfassungs-, staatswirtschaftlichen und allgemein kulturellen Fragen ergänzen. Sie könne „aber auch als etwas durchaus Selbständiges betrachtet und in diesem Sinne benutzt werden". Das von Kania Gebotene „liegt in der Richtung des neuesten Ministerialerlasses über den Geschichtsunterricht". Es handelt sich darum, „das Verständnis für den Staat der Gegenwart zu vertiefen" und mittelst „großer Durch- und Überblicke" den inneren Zusammenhang des historischen Geschehens zu verdeutlichen.

In knapper Form bespricht K. zunächst die Hauptzüge der Entwickelung der Staatsverfassungen von den „Despotien des Ostens" bis zu den konstitutionellen Monarchien der Gegenwart. Es folgt ein Überblick über die Geschichte und den gegenwärtigen

[1]) Vgl. Koehne, Der rechts- und staatswissenschaftliche Unterricht auf den Technischen Hochschulen (Berlin 1910) S. 12 f., 43 und die Zitate S. 51, Note 34.

Digitized by Google

Zustand der preußischen und deutschen Verfassung. Auch die Entstehung und die Hauptforderungen der „wichtigsten Parteien“ im deutschen Reiche werden kurz dargestellt. Ebenso gibt der 2. Teil zunächst einen Überblick über die allgemeine Entwicklung der Verwaltung von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart und über ihre Rechtsordnung in Preußen und Deutschland. In derselben Weise werden dann nach einander die Selbstverwaltung, Heer und Flotte, das Rechtswesen, das Verhältnis von Kirche und Staat, das Unterrichtswesen, das Wirtschaftsleben, die Finanzen und die Sozialpolitik besprochen. Den Schluß bildet ein recht guter Überblick über die Geschichte der Kolonien — vorher wird noch das Wichtigste über ihren Zweck und ihre Arten in „Vorbemerkungen“ mitgeteilt —, die „deutsche Kolonisation“ und das „Deutschtum im Auslande“.

Überall sind den Ausführungen am Rande Hinweise auf da erwähnte Lehrbuch von Schenk und Koch und auf die vorzügliche „Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen“ beigegeben, die Lambeck, Kurze und Rühlmann unter Mitarbeit einer großen Anzahl tüchtiger Fachmänner herausgeben. Durch die Verweisung auf diese Quellensammlung dürfte das Buch nicht nur für Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten, sondern auch zum eigenen Studium für solche Leser dieser Zeitschrift geeignet sein, die eine erste Orientierung über die betreffenden Erscheinungen des Rechts- und Wirtschaftslebens wünschen. Denn ein derartiger Selbstunterricht, der von sicheren Ergebnissen der Forschung und den Quellen ausgeht, ist entschieden der Lektüre vieler glänzend geschriebener populärer Bücher vorzuziehen, die von eigenen und leichtfertig übernommenen Irrtümern strotzen.

Die Schrift Ks. gibt in klarer und interessanter Sprache durchaus zuverlässige Mitteilungen. Soviel ich sehe, müssen nur drei Angaben berichtigt werden. Irrig ist die S. 20 zum Ausdruck kommende Anschauung, daß „Selbstverwaltung natürlich in rein despotischen Staaten keinen Platz“ finde, und daß uns „daher die ersten Ansätze zu einer Selbstverwaltung in den griechischen Stadtstaaten“ entgegengetreten. Vielmehr war, wie der beste Kenner der Geschichte des Chalifenreichs, von Kremer, in seiner Kulturgeschichte des Orients I (Wien 1875) S. 200, 201, zugleich auch für die ältere Zeit durchaus zutreffend bemerkt, „nichts dem asiatischen Geiste fremder als eine streng zentralisierte Staatsverwaltung“. Auch in den alten orientalischen Despotien „regierte sich jedes Dorf und jede Stadt eigentlich selbst, und die Regierung griff nur ein, wenn es zu Unordnungen kam und die Steuern nicht abgeführt wurden“. Auf S. 21 erweckt die Überschrift von § 2 den Anschein, als ob heute noch die Städteordnung von 1808 und die sog. „revidierte Städteordnung“ gelten, die indessen 1831, nicht wie K. angibt, 1853 erlassen wurde; jetzt haben aber besondere Städteordnungen für die einzelnen

Digitized by Google

Provinzen Rechtskraft, die aus den Jahren 1853, 1856, 1869, 1891 und 1897 stammen. Endlich muß es S. 67 unter β Zeile 1, statt „Krankenversicherungsgesetz“ und „Invalidenversicherungsgesetz“, „Kranken- und Invalidenversicherung“ heißen; denn jene Gesetze sind durch die Reichsversicherungsordnung aufgehoben.

Berlin. Carl Koehne.

98.

Jahresberichte über das höhere Schulwesen, herausgegeben von Conrad Rethwisch. XXIX. Jahrgang. 1914. Gr. 8. 888 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. 24.—, geb. M. 27.—.

Schier dreißig Jahre sind die Berichte über Geschichte, Verfassung und Lehrfächer der höheren Schulen Deutschlands alt und zu einem stattlichen Umfange angewachsen, der in seinen ausführlichen und meist kritischen Übersichten über die evangelische und katholische Religionslehre, Deutsch, Griechisch, Französisch und Englisch, Erdkunde, Mathematik, Naturwissenschaft (wenigstens teilweise), Zeichnen, Gesang und Turnen einen vielfach wertvollen Inhalt birgt und zum Teil auch die Geschichte der einzelnen Fächer berücksichtigt. Für Latein ist von dem schnell eingesprungenen Vertreter nur ein kommentiertes Schriftenverzeichnis geliefert, der Bericht über Geschichte ist, wegen der Einberufung des Berichterstatters, leider fortgefallen. So kommen für unsere Besprechung, nächst der wertvollen Einleitung des Herausgebers, nur die Abschnitte über Schulgeschichte, Erdkunde und gelegentliche historische Ausblicke in Betracht.

Wir ringen, heißt es in dem Vorwort, um die Wahrung und Befestigung unserer Großmachtstellung oder, wie man wohl nach der Rede unseres Reichskanzlers vom 5. April 1916 sagen kann, um die Weltmachtstellung Deutschlands. Für diese sind, nach Kjelléns lichtvollen Schlußfolgerungen (Die Großmächte der Gegenwart, 10. Aufl., S. 199), der mit reichlichen Machtmitteln ausgestattete Wille, der wiederholt vom Volke und nunmehr auch von der Regierung bekundet ist, und eine festumgrenzte Interessensphäre, ein bestimmtes Ideal (S. 202 f.), maßgebend. Und welche geistigen Kräfte, welche Entschlossenheit, welche Ziele die deutschen Stämme ihrer geschichtlichen Entwicklung entsprechend zeigen, wird durch eine begeisterte Schilderung der bewährten Verfassung und Verwaltung, besonders der Kommunalverbände und privaten Vereinigungen, der wirtschaftlichen und finanziellen Erfolge, der militärischen und Schulerziehung, der intellektuellen und moralischen Bildung, der Bedeutung von Wissenschaft und Technik, insonderheit von Geographie und Geschichte eingehend erwiesen, andererseits aber nicht verhehlt, „wie der Sinn für geschichtliche Betrachtungsweise noch keineswegs die wünschenswerte Stärke und Verbreitung

Digitized by Google

erreicht hat" (S. 6). Bei dem rechten Verständnis für die Weltstellung Englands, die Lage und Erfolge der Deutschen in Rußland, die Geschicke der Juden, Hanseaten und Boxer u. a. wäre das Zorneswort „Gott strafe England", wären die Schmähreden über das Verhalten vieler Feinde, auch der Gelehrten, unterblieben, würde auch das Vorgehen der leitenden Staatsmänner richtiger und besonnener beurteilt. Und sicher ist diese Warnung vor Unbesonnenheit und sittlicher Schwäche auch im zweiten Kriegsjahre noch berechtigt. „Antike und Christentum sind ja nicht nur die Lehrmeisterinnen der Deutschen zu höherer Gesittung gewesen, sondern in gleicher Weise aller germanischen und romanischen Völker Europas" (S. 7). Besonders segensreich kann die erfolgte Annäherung der verschiedenen Bekenntnisse, einschließlich des Islams, werden, und jedenfalls müssen alle geistig-sittlichen Kräfte, die sich erfolgreich erwiesen haben, für die Erziehung der Zukunft verwertet werden (S. 9).

Den gleichen weiten und freien Blick haben die Übersichten. In seinem Bericht über „Schulgeschichte" rühmt Julius Ziehen H. Hadlichs „Entwicklungsgeschichte des Bildungswesens", die, trotz des geringen Umfangs von 156 Seiten und ihrer Bestimmung für Oberlyzeen, eine erstaunliche Fülle von Stoff und mancherlei Anregungen bringt, und rät zu einer Untersuchung der Frage, wie auch auf dem Gebiete der Pädagogik die Geschichte das Leben lehren kann, die bei Randlingers „Einführung in die Pädagogik" nur für die christliche Erziehung, in Roloffs „Lexikon der Pädagogik" durch Einzelartikel und in manchen Spezialarbeiten für das Jahr 1848 (Appens, Nötte) und die bayrischen und württembergischen höheren Schulen (Weber, Nestle), sowie für das 16. bis 18. Jahrhundert versucht ist, ebenso wie von E. Schwabe in der kurzen Übersicht über die „Entwicklung des kursächsischen Gelehrtenschulwesens bis 1580", von Fr. Zwerger in der „Geschichte der realistischen Lehranstalten in Bayern bis 1816" und von andern in der Würdigung der pädagogischen Bedeutung von Geiler von Kaisersberg (Zacher), J. B. Schupps (C. Vogt), der Philanthropinisten des 18. und 19. Jahrhunderts (G. Lang), Herbarts (O. Willmann), des Hegelianers Thaulow (A. Fuchs), dessen kulturpolitische Wirksamkeit noch zu schildern ist, sowie in den Nachrufen verdienter Schulmänner, des Berliner Gymnasialdirektors H. J. Müller durch C. Michaëlis, dieses Berliner Stadtschulrats durch G. Ellinger, des temperamentvollen Pfälzers A. Roemer durch H. Koebert und durch die Orts- und Landesschulgeschichten und die Geschichte der Lehranstalten.

In der Erdkunde, über die der vom Zentralausschuß des Straßburger Deutschen Geographentages gewählte Verfasser des neuen Lehrplanes, F. Lampe, berichtet, bildet der Juli 1914 einen Wendepunkt, insofern statt der physischen, naturwissenschaftlichen Geographie wieder mehr die politische, historische in den Vordergrund gerückt worden ist, so daß die vorliegenden früheren

Digitized by Google

Untersuchungen nur noch ein geschichtliches Interesse beanspruchen. Bleibenderen Wert haben[1]) die „Schülerwanderungen", bei denen Dr. Bitterling karthographische Übungen der Mittelklassen, die auch jetzt ein Ministerialerlaß verlangt, vorschlägt und sachliche Ausarbeitungen der Oberklassen schon vor der Wanderung anrät, und über die Stoewer: „Im Reiche Rübezahls", H. Fischer: „Von Berlin in den Wasgau quer durch Deutschland" und das vortreffliche „Geographische Wanderbuch" von A. Berg außerordentlich anregende und belehrende Schilderungen vorgelegt haben. H. Fischer hat ferner den „Richtlinien für die militärische Vorbildung" eine sachgemäße Betrachtung gewidmet, A. Hettner, im Anschluß an die neuen Forderungen, „die geographischen Bedingungen der menschlichen Wirtschaft" in wohlbedachter, vorsichtiger Weise untersucht und in zusammenfassender, besonnener Ausführung die Bedeutung von Meer und Küste, Bodengestaltung und -beschaffenheit auseinandergesetzt.

Berlin. Philipp Bersu.

99.

Schultze, F. E. Otto, Systematische und kritische Selbständigkeit als Ziel von Studium und Unterricht. (Für Lehrende und Studierende.) [Band V des „Pädagogium. Methoden-Sammlung für Erziehung und Unterricht", hrsg. v. Messmer.] Gr. 8°. VIII u. 253 S. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1914. M. 5.40, geb. M. 6.20.

In dem vorliegenden Buche handelt es sich um Hochschulpädagogik. Übrigens im Grunde nur ein neuer Name für eine alte Sache, die in vortrefflichen Darstellungen von Schelling, Mussmann und dem Hegelianer Erdmann her bis auf unsere Tage herab reichlich erörtert ist! Oder hätte sich die Bezeichnung gewandelt, weil sich die bezeichnete Sache geändert hat? Früher sprach man von der Methode des akademischen Studiums oder von Hodegetik, weil man den Studenten als Maturus, als Erwachsenen und Erzogenen ansah, dem man lediglich die Wege und Straßen zu zeigen brauchte, damit er auf ihnen dem Ziele nachliefe. Heute scheint man, bezeichnenderweise, nicht selten in Frage zu stellen, ob der Student denn auch schon ganz richtig gehen und laufen könne.

Man sondert deshalb einen akademischen A n f a n g s unterricht geflissentlich ab; wie man schon seit geraumer Zeit das einführende Proseminar vom akademischen Seminar unterscheidet. Man ist geneigt, für den Anfangsunterricht ein besonderes, und zwar ein gemischtes Unterrichtsverfahren anzuwenden, welches zwischen der Katechese der Prima und der Universitätsvorlesung die Mitte hält. Auch Schultze erklärt sich mit aller Bestimmtheit für eine derartige Neuerung; aber er sagt den Historikern damit nichts Unerhörtes. Denn wenn er im zweiten Abschnitt

[1]) Neben der Verkehrsgeographie. S. m. Verkg. Berlin (C. Heymanns Verl.).

Digitized by Google

des ersten Teiles (S. 30—65) in eine Kritik des üblichen Vorlesungssystems eintritt und vom Ersatz der vier- bis fünfstündigen Vorlesungen handelt, so bewegt er sich damit in Gedankenkreisen, wie sie durch Bernheim (vgl. z. B. dessen Schrift „Das akademische Studium der Geschichtswissenschaft", besprochen in den Mitteilungen a. d. hist. Lit. XXXV, S. 384) seit langem gepflegt werden.

Wenn Schultze dagegen im dritten Abschnitt (S. 66—105) für Abhaltung der „wichtigsten formalen Übungen" eintritt, sie aufführt und ihren Sinn erläutert, so nimmt er damit für die Hochschule in Anspruch, was früher in dem Unterricht der Prima eine wichtige Stelle einnahm, diese noch heute innehaben sollte und dereinst wohl auch wieder ausfüllen wird. Denn mit jenen „wichtigsten formalen Übungen" gelangen wir auf das Gebiet der logischen und Dispositionsübungen, des Denkenkönnens; und es ist sicher, daß eine Zeit wie die unsere, welche das Können jeder Art überaus hoch (neben Wissen und Bildung vielleicht zu hoch) einschätzt, die Pflege des geordneten Denkens und scharfen Disponierens schließlich nicht außer Acht lassen und einem besonderen Schulunterricht zuweisen wird. Jedenfalls muß meines Dafürhaltens die Universität solch ein Können voraussetzen, da es die Grundlage jedes wissenschaftlichen Denkens und eine unbedingte Voraussetzung jeder gelehrten Betätigung bildet. In diesem Punkte vermag ich den an und für sich wertvollen Ausführungen Sch.'s nicht beizupflichten; wie ich andrerseits auch in Abrede stelle, daß solche Übungen jene systematische und kritische Selbständigkeit schaffen, welche Sch., und dies durchaus mit Recht, als Ziel der wissenschaftlichen Ausbildung ansieht (S. 1—30).

Sehr einleuchtend ist dagegen die Zusammenstellung der systematischen mit der kritischen Selbständigkeit sowie die Voranstellung jener: ein wohl abgewogenes, fest gegründetes, zutreffendes wissenschaftliches Urteil vermag in der Tat nur derjenige abzugeben, der den Bestand der zusammengehörigen, die fragliche Wissenschaft bildenden Vorstellungen ermessen, ihre Beziehungen erkannt und ihre Zusammenhänge durchschaut hat. Der eigene Gedanken- und Wissensaufbau muß erst einmal vollzogen sein, ehe man an die Beurteilung anderer Gedankengebäude herangehen kann. Erst System, dann Kritik! Erst lernen, dann urteilen! Erst aufnehmen, dann ausgeben!

Hieraus — diese Bemerkung sei gestattet — erhellt aber auch ohne weiteres die Schwierigkeit einer Wegweisung zum geschichtlichen Studium. Denn wo ist das System, dessen Beherrschung dem Historiker die als notwendig erforderte systematische und kritische Selbständigkeit gewährleistete? Es wäre in der Summe alles historischen Wissens und in dem Ergebnis seiner Durcharbeitung vorhanden. Allein dieses Ergebnis könnte nur in der gleich gerichteten Arbeitsleistung vieler gezeitigt

Digitized by Google

werden; und insofern ist des jüngstverstorbenen Lamprechts Institut für Universalgeschichte ein Weg zum Ziele, d. h. zur Gewinnung eines solchen Ergebnisses (vergl. Lamprechts Schriften „Zur universalgeschichtlichen Methodenbildung“ und „Historische Methode und historisch-akademischer Unterricht“, besprochen in den Mitteilungen a. d. hist. Lit. XXXIX, S. 385—388). Freilich, selbst wenn auf diesem Wege ein in sich geschlossenes System geschichtlicher Anschauungen erarbeitet würde, die Kritik würde nicht verfehlen, dessen alleinige Berechtigung in Zweifel zu ziehen. Immerhin wäre dann eine Gesamtanschauung vorhanden; und sollte sie sich schließlich als eine Art soziologischen Systems darstellen, so läge darin für den Historiker der Hinweis, daß soziologische Probleme i h n in erster Linie angehen und daß er gegründeten Anlaß hat, eine besonders geartete Wissenschaft der Soziologie, welcher er den Stoff zu liefern hätte, entweder nicht anzuerkennen oder für sich in Anspruch zu nehmen.

Augenblicklich steht uns jedoch kein allumfassendes geschichtliches System, keine allgemein anerkannte Geschichtsphilosophie, kein streng geschichtlich orientiertes soziologisches Gebilde zur Verfügung. Wir sind empirisch; der eine weiß hier, der andere dort Bescheid. Es gibt kein verbindendes Glied als das deutsame Wort Historiker, auf das wir alle hören. Eine Enzyklopädie der Geschichte, im Sinne eines wahrhaften Lehrkursus, fehlt uns; die Methodologie ist nach den angebauten Gebieten recht verschieden; die Geschichtsphilosophie erregt Kopfschütteln, wenn nicht selbstgerechtes Lachen. Es mag ein bloßer Zufall sein, daß Sch. als Philosoph und Psycholog, der er ist, im zweiten Teile (Schulbeispiele wissenschaftlicher Arbeit, des Studiums und der Lehrtätigkeit, S. 106—207) lediglich Beispiele aus s e i n e n Wissenschaften bringt; jedenfalls wäre es ihm als Historiker (oder Philologe) erheblich schwerer gefallen, allgemein verbindliche Beispiele zu geben.

Der Schlußteil der Schultzeschen Schrift (S. 207—253) erörtert die hochschulpädagogischen Erfahrungen, welche der Verf. am Oberlehrer-Institut zu Buenos Aires gemacht hat, und verbreitet sich eingehender „über den Zusammenhang der Aufgaben des Hochschullehrers mit den örtlichen Bedingungen seiner Tätigkeit“. Er bringt Allgemeines über argentinische Lebens- und Arbeitsauffassung und macht den wohl gelungenen Versuch einer Charakteristik des argentinischen Durchschnittsstudenten, der neben manchen eigenartigen auch nicht wenige typische Züge aufweist. Insonderheit erregt dieser dritte Teil des Buches als Probe auf das Exempel die bestimmteste Anteilnahme des Lesers, dem übrigens die ganze Schrift, auch wenn er anderen Studiengebieten angehört, viel Anregendes und Lehrreiches bieten dürfte.

C h a r l o t t e n b u r g, z. Zt. Liegnitz. E r i c h B l e i c h.

Digitized by Google

100.

Schubert, Rudolf, Die Quellen zur Geschichte der Diadochenzeit. 8°. 288 S. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, 1914. M. 7.—.

In der Einleitung spricht der Verf. über Quellenuntersuchung im allgemeinen und äußert dabei die Ansicht, daß bei Quellenarbeiten sichere Ergebnisse nicht ausbleiben werden, wenn die Untersuchung richtig angefaßt und mit sorgfältiger Überlegung zu Ende geführt wird. Für die Diadochenzeit liegen die Verhältnisse insofern günstig, als Diodor meist schlicht seine Quelle wiedergibt, und doch wieder ungünstig, weil Parallelberichte nicht vorhanden sind. Zuerst geht der Verf. auf Hieronymos von Kardia ein. Nach einer kurzen Schilderung seines Lebens hebt er hervor, daß Hieronymos als Augenzeuge und Mitwirkender geschrieben hat. Neben seinen Lebenserinnerungen hat er noch gleichzeitige Aufzeichnungen benutzt, so z. B. die *βασιλικὰ ὑπομνήματα* des Pyrrhos (s. Plut. Pyrrh. 21). Sein Standpunkt ist dem Eumenes und dann den Antigoniden, namentlich dem Demetrios, günstig, während ihre Feinde, so Krateros, Lysimachos, Pyrrhos, ungünstig beurteilt werden. Aber im ganzen kann gesagt werden, daß Hieronymos einer der besten und zuverlässigsten Schriftsteller des Altertums gewesen ist. Wenn Sch. dabei z. B. alle dem Krateros günstigen Angaben dem Hieronymos abspricht, so geht er m. E. darin zu weit. Ganz anders beurteilt er den Duris; dieser ist ihm der elendeste Historiker seiner Zeit. Wir haben zahlreiche Fragmente, die durchweg einen schlechten Eindruck machen. Auch Arrian, Timagenes, Diodor haben sich meist ablehnend gegen ihn verhalten. Duris suchte seinen Stoff dramatisch zu gestalten. Großes Gewicht legte er daher auf das Mienenspiel, die Haltung, das Kostüm der handelnden Personen; sensationelle Liebesgeschichten, Trinkgelage, Anekdoten brachte er besonders gern. Seine Quellen waren — neben Herodot — Theopomp, Chares, Kleitarch, Hieronymos; auch eine dem Eumenes feindliche makedonische Quelle hat er benutzt. Er ist stets nur von zufälligen Eindrücken abhängig, zeigt nirgends politischen Scharfblick: ihm war kunstgerechte Darstellung wichtiger als die Wahrheit. Sch. untersucht dann eine Reihe von Berichten auf ihre Quellenbenutzung, so des Curtius Bericht über die Wirren nach Alexanders Tod, die Angaben über die Stellung des Perdikkas, Justins Bericht über die Satrapienverteilung, die Berichte über Krateros, über den Kampf des Eumenes im Bunde mit Perdikkas, über den Streit um Alexanders Leiche, über Perdikkas' Kriegszug gegen Ägypten, über den Zug des Antigonos gegen Eumenes 317 und über die Schlachten bei Gaza und Myus. Perdikkas ist nach ihm als Chiliarch Regent des Reiches gewesen, während Beloch Krateros für den ersten Reichsverweser hält. So weit die Berichte wertvoll sind, gehen sie fast durchweg auf Hieronymos zurück. Ausschmückungen und Zusätze kommen meist auf

Digitized by Google

Rechnung des Duris, z. T. auch des Timagenes. Besonders lehrreich ist der Vergleich der Berichte über den Streit um Alexanders Leiche: drei Quellen liegen hier vor, nämlich Hieronymos, Duris und eine dem Ptolemaios günstige alexandrinische Quelle. Der dritte Historiker, der für die Diadochenzeit in Betracht kommt, ist Diyllos. Von ihm ist nur wenig bekannt. Für die demosthenische Zeit hat er den Äschines und einen anonymen Biographen des Demosthenes herangezogen. Die athenerfreundliche Quelle, die bei Diodor und Justin in der Darstellung des heiligen Krieges festzustellen ist, hält Sch. für Diyllos. Dieser Historiker ist in den uns vorliegenden Berichten über den lamischen Krieg, über den Tod des Demades, über die Wirren nach dem Tode des Antipater und über den Aufenthalt des Demetrios in Athen, neben Hieronymos und Duris, nach Schuberts eingehenden Untersuchungen benutzt worden. Ganz vermißt man ein Eingehen auf die doch sehr wichtigen Tagebücher der Diadochen, die vom Verf. nur einmal kurz erwähnt werden. Wenn auch die Verhältnisse für die Diadochenzeit in dieser Hinsicht nicht so günstig liegen wie für das Zeitalter Alexanders, so wäre doch vielleicht ein Ergebnis zu erzielen gewesen. Jedenfalls muß diese Frage gelöst werden, ehe man sagen kann, daß der Wert der uns erhaltenen Berichte einwandfrei festgestellt ist.

Berlin-Halensee, z. Z. Johannisburg. F. Geyer.

101.

Schmidt, Prof. Dr. Ludwig, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung. II. Abteilung, 2. u. 3. Buch (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, hrsg. von W. Sieglin. Heft 27 und 29.) Gr. Lex.-8°. V u. S. 95—220 u. V, S. 221—366. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913 u. 1915. M. 4.—, bezw. M. 5.—.

Mit den vorliegenden Heften beginnt L. Schmidt das zweite Buch seines ganz hervorragenden und wohl überall unentbehrlichen Werkes, das sich immer als zuverlässig und erschöpfend in dem überreichen Kleinmaterial erwiesen hat. Gerade die vorliegenden Hefte, die von den Herminonen die Angrivarier und Cherusker sowie die Sweben und endlich die Chatten behandeln, enthalten die Behandlung sehr interessanter und oft erörterter Streitfragen. Meisterhaft ist die recht verwickelte Geschichte der Sweben (Markomannen, Quaden, Bayern, die spanischen Sweben, Semnonen und Alamannen, Hermunduren und Thüringer) zur Darstellung gebracht, wo es sich zeigt, wie sehr der Verf. einer deutschen Stammesgeschichte auch Philologe sein muß. Trefflich ist auch die Behandlung der Varusschlacht: der Verf. gibt ein klares Bild der Ansichten, soweit sie ernsthaft sind, führt das pro und contra an und kommt schließlich zu dem durchaus richtigen

Digitized by Google

Schluß, daß die Quellen zu ungenau sind und keine eindeutige Auslegung ermöglichen. Entscheidende Funde sind noch nicht gemacht — der Barenauer Fund fand sich nicht „haud procul" der Ems, wie dies Tacitus angibt — so daß noch immer der Osning bei Osnabrück als die wahrscheinlichste Stelle des Unterganges gelten muß. — Was Caes. b. gall. VI, 25,2 betrifft, wo die Nemeter rechts vom Rheine genannt sind, so liegt hier der Quellenwechsel vor: vorher muß Caesar, der die Bücher Jahr für Jahr schreibt, Artemidors veraltete Geographie von Gallien benutzen; nach 56 a. Chr. (Cic. de provinc. consul. XIII 33) erscheint die neue Geographie des Poseidonius, den er ausschreibt, um die durch einen Vergleich von VI, 10 und VI 29 klar hervortretende Erfolglosigkeit des Rheinüberganges durch eine reizvolle und neue geographische Einlage zu verdecken. Zu dieser Frage scheint Schmidt den m. E. unrichtigen Standpunkt von Klotz einzunehmen.

Berlin-Friedenau, z. Z. im Felde. Hans Philipp.

102.

Forschungen und Versuche zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift Dietrich Schäfer zum 70. Geburtstag dargebracht von seinen Schülern. 8°. VI u. 838 S. Jena, G. Fischer, 1915. M. 20.—.

Am 16. Mai 1915 konnte Dietrich Schäfer seinen 70. Geburtstag begehen. Keinem andern wäre lautes Feiern in dieser Zeit, da es um das Dasein des über alles geliebten Vaterlandes geht, weniger zu Sinn gewesen als ihm. Um so mehr war die Gabe ernster Arbeit am rechten Platz, die Schüler aus der ganzen Zeit seines akademischen Wirkens ihm nach gutem deutschen Gelehrtenbrauch an diesem Tage dargebracht haben. Freilich ist auch an diesem Werk der Weltkrieg nicht spurlos vorübergegangen. Eine ganze Reihe zugesagter Beiträge mußte ausfallen, da ihre Verfasser ihre Kraft in den Vaterlandsdienst gestellt haben. Vier von ihnen sind gefallen. Auch unter den eingelieferten Beiträgen fehlt manchem die letzte Feile, da dem Verf. durch den Krieg die Möglichkeit letzter Durchsicht genommen wurde. Aber wertvoll ist jeder Beitrag, und sie alle geben ein würdiges Abbild der weitumfassenden Arbeit des Meisters und der Anregungen, die auf den verschiedensten Gebieten historischer Wissenschaft von ihm ausgegangen sind.

Den Reigen eröffnet der Frankfurter Historiker Fritz Kern mit einer kleinen Untersuchung über den „Rex et Sacerdos in bildlicher Darstellung". Im Anschluß an sein letztes Werk „Gottesgnadentum und Widerstandsrecht" betrachtet er die bildliche Wiedergabe des Rex et Sacerdos in der frühchristlichen Kunst. Der Gedanke solcher Darstellungen stammt aus der

Digitized by Google

Genesisstelle über Melchisedek; bald tritt der alttestamentliche Priester, bald der Kaisertypus betonter hervor.

Heinrich Günter bestreitet in einer Polemik gegen Haller und Eichmann, daß „die Krönungseide der deutschen Kaiser im Mittelalter" als Vasalleneide anzusehen seien. Die Behauptung Eichmanns, daß die Formel des Cencius II schon im 11. Jahrh. wörtlich bestanden habe, lehnt er ab, da in den erhaltenen Eiden nirgends das Wort fidelis (Kennzeichnung der Vasallentreue) vorkomme. Es ist in der Tat nicht einzusehen, warum man in Rom auf dieses einzige sichere Kennzeichen, das den Vasalleneid vom Lehnseid unterscheidet, verzichtet haben sollte, wenn man den Eid wirklich als Vasalleneid auffaßte. Im einzelnen sind G.s Ausführungen freilich nicht immer überzeugend.

Ein Kapitel landeskundlicher Forschung behandelt Viktor Ernst („Zur Besiedlung Oberschwabens"). Charakteristisch für das südöstliche Oberschwaben ist eine unübersehbare Menge kleiner Weiler und Einzelhöfe. Ortsnamen auf -weiler und -hofen in Verbindung mit einem Personennamen sind durchaus beherrschend. Mit Hilfe dieser Personennamen ist es E. gelungen, die Besiedlung dieses Teiles von Oberschwaben zeitlich festzulegen. In überraschend großer Zahl stimmen sie nämlich mit Namen in den Zeugenreihen St. Galler Urkunden der Karolingerzeit überein, und zwar nicht vereinzelt, sondern gruppenweise zu einzelnen Gauen passend. Allein in drei Gauen finden sich 220 solche Übereinstimmungen. Daß die Personennamen jener Zeit sich als Siedlungsnamen erhalten haben, spricht dafür, daß eben damals die Besiedlung erfolgt ist. Wir haben also hier alemannisches Kolonialland. Den Grund für die späte Besiedlung vermutet E., da wirtschaftliche Ursachen nicht vorliegen, in dem Bestreben der Alemannen, von der römischen Reichsgrenze einen gewissen Abstand zu halten.

In eigenstes Arbeitsgebiet Schäfers führt der umfangreichste der Aufsätze, die der mittelalterlichen Geschichte gewidmet sind. A. Hofmeister, der zugleich die Redaktion des Gesamtwerkes besorgt hat, steuert eine Untersuchung über „Das Wormser Konkordat" bei. Sie ist entstanden vor etwa 10 Jahren, als der Streit um die Geltung des Wormser Konkordats zwischen Schäfer und Bernheim die mittelalterliche Geschichtsforschung heftig bewegte. H. greift zwei Punkte heraus, die zur Klärung des Verständnisses wesentlich beitragen, bisher aber kaum in die Diskussion hereingezogen waren: die praesentia regis und parallele Entwicklungen außerhalb Deutschlands. Ein Vergleich mit Verträgen zwischen der Kurie und normannischen Herrschern ergibt deutlich, daß das päpstliche Privileg nur für Heinrich V. persönlich gelten sollte, während König und Reich ein für allemal auf die bisher geübte Investitur verzichtet und kanonische Wahl und freie Weihe zugestanden haben. Als Ersatz aber für diese

Digitized by Google

Einbuße wird, wie aus dem Brief Erzbischof Adalberts von Mainz unzweideutig hervorgeht, die Gegenwart des Königs bei den Wahlen gewährt. Das war freilich nichts Neues, aber es wurde damit „ein altes Grundrecht des Staates von der Gegenseite für vereinbar mit ihren Grundsätzen erklärt". Diese Formulierung des päpstlichen Dokuments wurde, wie H. im einzelnen nachweist, als Grundlage für die Aufrechterhaltung der staatlichen Rechte festgehalten, obwohl sie selbst nur zeitlich begrenzt war, weil sie einen befriedigenden Ausgleich enthielt. M. E. ist auf diese Weise in der Tat ein Boden bereitet worden, auf dem die widerstreitenden wissenschaftlichen Meinungen über die ganze Frage ohne Schwierigkeit sich finden können. — Im Anhang gibt H. eine endgültige Festgestaltung der päpstlichen Urkunde mit Variantenapparat und eingehender Darstellung des Handschriftenverhältnisses.

Gleichfalls an Schäfers eigenes Forschen knüpft Biereye „Die Kämpfe gegen Heinrich den Löwen in den Jahren 1177 bis 1181" an. Etwas breit, aber in fesselnder Weise werden die kriegerischen Ereignisse dieser Jahre geschildert, in denen der Kaiser zunächst eine Art wohlwollender Neutralität zugunsten der Fürsten beobachtete. Die Ursache dieser Haltung sucht B. in dem Wunsch des Kaisers, Sachsen für seinen Sohn Heinrich zu gewinnen, wodurch die Fürsten ihrerseits verstimmt wurden.

Der inzwischen gefallene Hermann Heineken berichtet über „Die älteste Münzprägung der Bischöfe von Lübeck". Ein Münzfund bei Kusey in der Altmark hat neun bischöflich lübische Denare aus dem Ende des 12. Jahrhunderts ans Licht gebracht. Das Bestehen einer geistlichen Münzstätte in Lübeck in so früher Zeit muß besondere Gründe haben. Da ein wirtschaftliches Bedürfnis nicht vorlag, kann man sie nur in dem Bestreben der Bischöfe suchen, ein Merkmal der Zugehörigkeit zum Reichsfürstenstand aufzuweisen, um die Investitur vom Kaiser und nicht vom Herzog zu erhalten.

Sehr lehrreich sind die kurzen Bemerkungen von K. Weller „Zur Organisation des Reichsguts in der späteren Stauferzeit." Er weist nach, wie die Notwendigkeit wirtschaftlicher Ausnutzung zu einer planmäßigen Organisation des Reichsguts geführt hat, deren Spuren in der Entstehung einer Fülle von Städten und neuer Reichsstraßen sichtbar geblieben sind. In den Rahmen dieser organisatorischen Arbeit glaubt W. (im Gegensatz zu Schulte) auch die Entstehung der Gotthardstraße als Reichsstraße einfügen zu können. Auch die Münzpolitik der Kaiser und die Eingrenzung der Wildbannbezirke werden in diesem Zusammenhang besprochen.

In einen engeren Kreis führen uns die statistischen Mitteilungen, die A. Diehl über „Wirtschaftliche Vorgänge in der Reichsstadt Eßlingen während der Kämpfe

Digitized by Google

mit Württemberg 1372—1388" macht. Er beobachtet den Einfluß der Kriege und Reichssteuern auf die Steuerverhältnisse der Stadt und den Zu- und Abgang der Bevölkerung, berechnet aus den Steuerlisten, die städtischen Vermögensverhältnisse, das Auf und Ab zwischen den einzelnen Steuerklassen und verfolgt das Aufsteigen und Sinken einzelner Familien.

Gleichfalls statistischer Art, aber in weit größerem Rahmen ist der Versuch W. Vogels, „Zur Größe der europäischen Handelsflotten im 15., 16. u. 17. Jahrhundert" genauere Zahlen beizubringen. Seine Quellen sind vor allem die Sundzollregister. Zugrunde gelegt wird der Berechnung die Tragfähigkeit der Schiffe; oft aber sind auch die Verkehrszahlen der ein- und auslaufenden Schiffe einziges Quellenmaterial. Während im 15. Jahrh. die hansische Flotte als Gesamtheit berechnet werden kann, sind im 16. Jahrh. die Flotten der einzelnen Städte festzustellen. Die Einheit bildet 1 Last = 2000 kg. Während die deutsche Flotte bis zum Ende des 17. Jahrh. fast gleich bleibt (1670: 52 000 Last), beläuft sich die holländische auf 300 000, die englische auf etwa 50 000, die französische auf 40 000 Last. Damit werden die Angaben, die sich heute noch in Handbüchern besonders über die Größe der holländischen Handelsflotte des 17. Jahrh. finden, als wilde Phantastereien gekennzeichnet.

In die Reichsgeschichte werden wir zurückgeführt durch die eingehende, auf umfangreichem Urkundenmaterial aufgebaute Arbeit von G. Mehring: „Kardinal Raimund Peraudi als Ablaßkommissar in Deutschland 1500—1504 und sein Verhältnis zu Maximilian I." Der Auftrag des Kardinals lautete dahin, einen — übrigens ohne Befragung des Kaisers ausgeschriebenen — Ablaß für einen Türkenzug einzusammeln. Er hatte es dabei mit Kaiser und Reichsregiment zu tun und zwischen beiden bei ihren fortwährenden Reibereien keine leichte Stellung. So mußte er auf den ursprünglich geforderten Zehnten von dem gesamten geistlichen Gut auf Verlangen des Regimentes verzichten. Wie Raimund, vom besten Wollen beseelt, an diesen widrigen Verhältnissen, besonders aber an der Haltung des Kaisers scheitert, wird anschaulich und mit liebevollem Verständnis für den Kardinal geschildert.

In entschiedener Stellungnahme gegen Troeltsch und W. Köhler und die ganze Richtung, die in Luther und der Reformation überwiegend ein Produkt der Zeitverhältnisse sehen möchte, führt der Berliner Kirchenhistoriker Holl „Die Entstehung von Luthers Kirchenbegriff" auf das eigene religiöse Erleben Luthers zurück. Er weist nach, daß Luthers Kirchenbegriff in der Zeit vor dem Ablaßstreit, im einfachen Verfolg seiner religiösen Grundgedanken, insbesondere seiner Rechtfertigungslehre, erwachsen ist. Die unsichtbare Kirche

Digitized by Google

der Gläubigen, von der er spricht, bedeutet auch zu Augustin einen Gegensatz. Denn während sie bei diesem auf dem zeitlosen Erwählungsratschluß Gottes beruht, gründet sie Luther auf das in der Geschichte wirksame Gotteswort. Diese wahre Gemeinschaft der Gläubigen kann freilich nur innerhalb der sichtbaren Kirche möglich sein; denn diese ist ja die Verkünderin des Gottesworts. Nur weil Luther diese grundsätzliche Klarheit vor dem Zusammenstoß besaß, konnte er die Kraft gegen die Übergriffe der Kirche finden; nur von ihr aus war der Gedanke des allgemeinen Priestertums möglich.

Aus dem Brennpunkt deutscher Geschichte führt uns die nächste Arbeit wieder in den engen Rahmen der Landesgeschichte zurück. Berthold Schmidt behandelt einen „Rechtsstreit um das Reußenland in den Jahren 1555—1562". Nach dem schmalkaldischen Krieg waren die Besitzungen der Reußen, die evangelisch waren, an Böhmen gefallen und von hier der Linie Reuß-Plauen zu Lehen gegeben worden, entgegen der ausdrücklichen Begnadigung der sächsischen Parteigänger durch Karl V. In langwierigem Prozeß siegten die ursprünglichen Besitzer. Schm. verfolgt das umständliche Rechtsverfahren jener Zeit, läßt aber zugleich die Geschicklichkeit des Königs Ferdinand hell hervortreten. Aus dem Wust der Reichshofratsakten, die im Wiener Staatsarchiv liegen, wäre über diesen wie über manchen ähnlichen Prozeß vielleicht Material von einiger Bedeutung nachzutragen.

Aus dem handschriftlichen Nachlaß des wackeren Martinus Crusius (16. Jahrh.) in der Tübinger Universitätsbibliothek veröffentlicht B. A. Mystakidis, Konservator an den Museen in Konstantinopel, excerpta Crusiana unter dem Titel „Martinus Crusius und Andreas Darmarios aus Epidauros in Tübingen" (in griechischer Sprache), unter Beifügung einer Handschriftenprobe.

Von allgemeiner Bedeutung sind die Beiträge, die Hermann Wätjen „Zur Geschichte des Tauschhandels an der Goldküste um die Mitte des 17. Jahrhunderts" auf Grund neu aufgefundener holländischer Quellen darbietet. In einem Aktenbündel „Brieven en Papieren van de Kust van Guinea" fanden sich Berichte der Gouverneure der holländischen Westindischen Kompagnie in Guinea an die Kammer in Seeland. Sind sie auch lückenhaft, so geben sie doch ein Bild von dem lebhaften Handelsverkehr zwischen Holland und dieser Kolonie, die eigentlich nur in einigen Forts bestand. Getauscht wurden Textil-, Ton-, Metall- und Glaswaren gegen Gold, Elfenbein und besonders Sklaven, die von dort nach Brasilien gebracht wurden. Die gewaltsamen Erwerbversuche der Engländer im 17. Jahrh. endeten mit dem merkantilen Gleichgewicht beider Nationen.

Kulturgeschichtlich von großem Wert sind die Ausführungen von F. Priebatsch über „Die Judenpolitik des fürst-

Digitized by Google

lichen Absolutismus im 17. und 18. Jahrhundert". Die geistlichen und weltlichen Zwergstaaten Süd- und Westdeutschlands waren die Zufluchtsstätten der sonst überall vertriebenen Juden. Hier wurden sie gern aufgenommen, schon aus Haß gegen die reichen Städte, die schroffsten Gegner der Juden. Meist war das Verhältnis zwischen Herr und jüdischem Untertan recht patriarchalisch. Beide waren aufeinander angewiesen. Bald entwickelte sich die Institution des Hofjuden, dem die fürstliche Wirtschaftsführung zufiel. Er zog Glaubensgenossen nach. So entstanden in aller Stille kleine jüdische Gemeinden. Im Zeitalter des Merkantilismus wurden die Juden auch in größeren Territorien zur Förderung der Industrie herangezogen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit breiten sie sich nun überall hin aus, dringen sogar in die Reichsstädte wieder ein (aus Frankfurt waren sie nie vertrieben worden). Die Menschen der Aufklärungszeit interessierten sich für jüdische Gebräuche. Wichtiger aber war, wie Pr. betont, daß sich das Judentum dem Beamtenstaat einfügen mußte. Werden doch die Rabbiner wie Staatsbeamte behandelt. Die humane Gesinnung der Zeit mischte sich aber auch in jüdische Religionsangelegenheiten: man forderte Milderung der Ritualgesetze. Die Erziehungsfreudigkeit des Zeitalters meinte hier ein höchst geeignetes Objekt gefunden zu haben. Und die Juden ließen sich bereitwillig erziehen. Damit war der Weg geebnet zur Aufnahme in den staatsbürgerlichen Verband.

Das wichtigste Ereignis aus der Geschichte des neueren Katholizismus hat Vigener herausgegriffen. Als Vorstudie zu einer Biographie des Bischofs Ketteler von Mainz behandelt er dessen Verhalten auf dem vatikanischen Konzil („Ketteler und das Vaticanum"). Er schildert zuerst den Ketteler vor 1870, den Vorkämpfer der bischöflichen Autorität, der noch nach Rom kam als unbedingter Gegner der Dogmatisierung der Infallibilitätsdoktrin. Der Hauptteil aber ist dem Verhalten des Bischofs auf dem Konzil gewidmet. Gegenüber „unwürdigen und törichten Legenden" von der Unklarheit und dem haltlosen Schwanken Kettelers bei den Verhandlungen weist V. in sorgsamer Quellenkritik an den zugänglichen Berichten dessen Mäßigung und Konsequenz nach. Daß er Döllingers publizistische Äußerungen ablehnte, tat er, wie V. meint, nur um ihrer beunruhigenden Wirkung willen. Als die Majorität zu stark wird, versucht er bis zum letzten Augenblick möglichst viel zu retten. Dann aber hat er mit Entschlossenheit sich in die neue Lage gefunden. Dieser jähe Bruch wird in der Biographie ausreichender zu motivieren sein.

An geographische Vorlesungen Schäfers in Jena und sein Wirken für das Auslanddeutschtum knüpft Fritz Regel: „Das Deutschtum in Argentinien" an. Er bespricht die Mitarbeit deutscher Gelehrter bei der Erforschung des Landes

Digitized by Google

und die deutsche Einwanderung, die in den Jahren 1821—1825 einsetzt und besonders um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Zustrom aus den Wolgakolonien (gegründet 1764—1766, nicht 1762) zu ansehnlichen Ziffern gelangt. Ein Überblick über deutsche Wirtschafts- und Kulturleistung in Argentinien macht den Beschluß.

Die letzten beiden Abhandlungen berühren Fragen der Geschichtswissenschaft. Jacob N. Bowman: „On the use of the word ‚history'" bespricht die verschiedenen Bedeutungen, die das Wort „history" für den Amerikaner haben kann. — R. Häpke hat seine Berliner Antrittsvorlesung über den „gegenwärtigen Stand der handelsgeschichtlichen Forschung" beigesteuert. Er gibt einen Rückblick über die Historiographie der Handelsgeschichte, beginnend mit Heeren, und fordert eine systematischere Arbeitsweise auf diesem verhältnismäßig noch wenig bearbeiteten Gebiet.

So sind mannigfaltige Gaben in dem stattlichen Band vereinigt. Alle aber durchweht ein Geist: der Geist der strengsten Wissenschaftlichkeit und Selbstzucht, gepaart mit innerster Hingabe an die Sache. In Wahrheit eine Ehrung des Meisters!

Berlin-Dahlem. G. Bonwetsch.

103.

Rosenstock, Eugen, Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250. Gr. 8°. XII u. 416 S. Leipzig, Felix Meiner, 1914. M. 10.50, geb. M. 12.—.

Ein neuer Versuch, das deutsche Reichsrecht des frühen Mittelalters systematisch darzustellen, und, wie gleich bemerkt sei, ein sehr ertragreicher Versuch. Indem R. sich davon frei macht, von heutigen Rechtsanschauungen auf die des Mittelalters zu schließen, vielmehr als scharfsinniger Jurist und Quellenkritiker wie als feinempfindender Rechtshistoriker sich auf Grund der mittelalterlichen Quellen in die Denkweise des Mittelalters hineinzuversetzen versteht, kommt er zu Ergebnissen, die viele bisher ungereimt erscheinende Fragen überraschend aufklären. Als ein besonderes Verdienst des Buches muß das Erbringen des Nachweises dafür angeführt werden, daß das frühmittelalterliche Reichsrecht viel weniger vom römischen beeinflußt ist und sich viel mehr aus dem deutschen Recht entwickelt hat, als bisher behauptet worden ist. Weiter erweist es eine natürliche Fortentwicklung des Reichsrechts, nicht eine willkürliche und darum sprunghafte Umgestaltung. Damit erfüllt sich die im Vorwort ausgesprochene Hoffnung des Verf. auf eine Rechtsgeschichte statt einer Unrechtsgeschichte des frühmittelalterlichen deutschen Reichsrechts. Trotzdem manche bisher unbestrittene Grundanschauung gestürzt wird, was zu einem lebhaften Meinungsaustausch führen wird, dürfte es an dieser Stelle doch

Digitized by Google

zu weit führen, den Inhalt des Buches im einzelnen darzulegen. Es sei daher nur ein kurzer Überblick mit Anführung einiger wichtiger Ergebnisse gestattet.

In dem ersten Teile „Das Königtum" handeln fünf Abschnitte vom Übergang der königlichen Herrschaft von den Franken auf die Deutschen, vom Geschlecht des Königs, vom Haus des Königs, vom Übergang der Gewalt innerhalb des Königshauses und von echten Wahlen und Wechsel des Königshauses. — Das fränkische Königtum hinterließ u. a. als Erbe sein Recht: der deutsche König soll fränkisches Recht haben, und zwar ist das salische Stammesrecht das Königsrecht schlechtweg geworden. Deshalb erhebt Heinrichs I. Sohn Heinrich gegen den älteren Bruder Ansprüche nicht als der in Purpur Geborene, sondern als der ins salische Recht Hineingeborene. Das königliche Haus als Ganzes ist der Träger der Herrschaft über die deutschen Stämme. Daher die Stellung der königlichen Beamten, daher das Recht und die Unentbehrlichkeit der Königinmutter zur Regentschaft, die das königliche Haus fortsetzt und diese Fortsetzung erhalten kann, daher auch das Recht auf die Sohnesfolge, die im vollkommenen Gegensatz zur Wahl steht. Nie hat der König für die Wahl des Sohnes den Fürsten etwas zu leisten, denn die Thronfolge ist eine Angelegenheit des königlichen Hauses und Hofes, nicht des Volksrechts. Erst beim Erlöschen des Königshauses wird eine Wahl nötig, und erst hierbei treten die Stämme der Deutschen, nicht die Herzöge in Tätigkeit, und zwar auf fränkischer Erde.

Der 2. Teil „Das Reich" erörtert Stamm und Reichsfürst, Fahne und Fahnen, Lehnshof und Grafenamt, die Gesetzgebung der Stämme und des Reiches, die Kurfürsten und den römischen König. Hatte R. im ersten Teile festgestellt, was an Ursprünglichem sich in der fortschreitenden Entwicklung erhielt, so bringt dieser Teil das Neuwerdende. — Die Frucht des Kampfes zwischen dem Königshause und den Stämmen ist vor allem die Reform Friedrichs I. von 1180. Der König greift in die Auseinandersetzung zwischen dem Stammesland und der sich mehrenden Mark ein; es gelingt ihm, die alte Stammesverfassung zu zerstören und so beide, Herzogtum und Mark, zu einer höheren Einheit, dem neuen Reichsfürstentum, aufzulösen. Indem jedoch beide wichtige Grundlagen ihres Daseins in diese Einheit hineinretten, der Markgraf seine ihm in der Mark zustehende Gebietshoheit, der Stammesherzog den Rechtssatz, daß kein weltliches Fürstentum beim Heimfall einbehalten werden dürfe, graben sie dem Königtum das Grab. Die Frage nach dem Grund des neuen Reichsfürstenstandes beantwortet R. dahin, daß nicht, wie die herrschende, auf Ficker zurückgehende Lehre will, der Besitz einer reichsunmittelbaren Grafschaft, sondern der Besitz eines Landes, das diese Würde tragen kann, nämlich eines Stammlandes oder einer Mark, den weltlichen Reichsfürsten mache.

Digitized by Google

Diese grundlegende Anschauung wird in den folgenden Abschnitten nach allen Seiten hin erörtert und begründet und in ihren Folgen für die weitere Entwicklung gewürdigt, so für die Reichsgesetzgebung (1186 das erste wirkliche Reichsgesetz) und für die Entwicklung des Kurfürstenkollegs; denn bei der Wahl — es handelt sich zunächst nicht um die Sohnesfolge, sondern um eine echte Neuwahl — treten nunmehr die Fürsten nicht als Stammesvertreter, sondern als Fürsten des Reiches auf, wodurch notwendigerweise statt der Stammesherzöge die Erzbeamten des Reiches die Führer dieser Fürsten sind. Daraus ergibt sich die Entwicklung zum Wahlreich, das die Sohnesfolge, die durch die Reform von 1180 noch nicht unmittelbar betroffen war, in der Neuwahl untergehen läßt. Rudolf von Habsburg wurde als erstem deutschen Könige die Sohnesfolge versagt. Im Zusammenhange mit der Umwandlung von 1180 steht auch die Entwicklung des Titels „römischer König", der keine Änderung des Wesens des Staates bedeutet.

Der 3. Teil bringt eine Reihe (13.—20. Abschnitt) von „Abhandlungen einzelner Fragen". In der ersten „Reich und Königshaus" verficht R. den Satz: Reichsgut ist Hausgut. Der König hat neben dem Reich nicht noch ein zweites „privates" Haus inne. Bis zum 14. Jahrhundert sind nur die Begriffspaare Haus und Erbe oder Reichsgut und Erbgut statthaft. In „Huldentzug und Volksrecht" behauptet er, entgegen der herrschenden Meinung, den Zusammenhang zwischen Lehnwesen und Huldentzug als Strafe. Weiterhin wird „das Reichsfürstentum der Pfalzgrafen bei Rhein" nach Ursprung und Entwicklung dargestellt, an „Werla-Goslar und Zürich" die verfassungsrechtlich wichtige Stellung der Stammesvororte gezeigt. Der nächste Abschnitt „Das Stammland Salfranken" (Niederlothringen) erweist die Dreiteilung Lothringens unter Otto I. als nach geschichtlichen und noch um 1200 im Bewußtsein der Zeitgenossen lebendigen Gründen erfolgt, für Niederlothringen die Stammesreinheit als salisches Land und erläutert die Verkümmerung des Herzogtums zugunsten des Bistums Lüttich und des Grafen von Hennegau. Im 18. Abschnitt „Die Herzogtümer der Reichskirchen" stellt R. die Bestrebungen der Reichsgeistlichkeit, den Ducatus zu erlangen, zusammen. Ferner gibt R. als Ergänzung zu dem 12. Abschnitt über die Kurfürsten einen Überblick über den „Stand der Lehre über das Kurkolleg" und schließt den dritten Teil des Buches mit einer Ehrenrettung Eikes und Kennzeichnung seines Werkes in der Erörterung über „die böhmische Kur und den rechtsgeschichtlichen Ort des Sachsenspiegels".

In einem Schlußteil „Ausblick in die Staatslehre", mit dem Untertitel „Volksrecht und Hausherrschaft" legt R. auf Grund seiner Untersuchungen die Stellung und Einwirkung der Hausherrschaft auf das Werden des deutschen Reiches dar.

Digitized by Google

Wenn zum Schluß ein Wunsch ausgesprochen werden darf, so ist es der, daß bei einer Neuauflage das Inhaltsverzeichnis in der jetzt öfter beliebten Art umfangreicher gestaltet werde; auch das Register kann eine Vervollständigung vertragen. Der überaus reiche und vielseitige Inhalt verlangt das, damit das Auffinden von Einzelheiten weniger zeitraubend ist.

Merseburg. Friedrich Wilhelm Taube.

104.

Hofmann, Max, Die Stellung des Königs von Sizilien nach den Assisen von Ariano (1140). Gr. 8°. 193 S. Münster i. W., Borgmeyer u. Co., 1915. Diss., M. 2.50.

Die Zeit der sizilischen Normannen ist in den letzten Jahren von allen Seiten durchforscht worden, wobei recht beachtenswerte Ergebnisse die Folge gewesen sind. Die Abhängigkeit Kaiser Friedrichs II. von seinem Ahnherrn Roger II. auf vielen Gebieten der sizilischen Staatsverwaltung ist erkannt worden, wenn auch für den großen Staufen genug eigene Arbeit noch übrig geblieben ist.

Einleitend macht H. in ähnlichem Sinne auf diese Zusammenhänge aufmerksam und gibt eine Übersicht über die wichtigste Literatur zur Normannengeschichte in Sizilien, wobei allerdings der Schwerpunkt auf die Rechtsquellen und Rechtdarstellungen gelegt wird.

Im 1. Kapitel behandelt er sodann die Assisen von Ariano als taugliches Mittel zur Stärkung der Macht des Königs und wendet sich hierbei zunächst der Frage der Entstehungszeit der Assisen zu, wobei er feststellt, „daß in der Situation des Jahres 1140 tatsächlich ein Anlaß gegeben war, eine umfassende Gesetzgebung zu beginnen". Er unterscheidet im Verlaufe seiner weiteren Untersuchung, inwieweit die Assisen direkt oder indirekt die Macht des Königs stärkten. Sein Urteil über die Normannenkönige im allgemeinen erscheint recht schroff. Er sagt: „Man kann aber nicht erwarten, daß die Mitglieder einer Familie, in der die Bezeichung Guiscard (Schlaukopf, mit dem Nebensinn: Betrüger) als Ehrenname galt, sich sehr um Treu und Glauben gekümmert haben."

Im 2. Kapitel behandelt er sodann das Assisenrecht in seinen Beziehungen zur Machtstellung des Königs. Das Assisenrecht als Königsrecht läßt deutlich die überragende Persönlichkeit Rogers II. heraustreten, die dem Staat ihren Stempel aufgedrückt hat. Als Juristenrecht betrachtet, lehren die Assisen, daß ihre Handhabung Sache der Juristen war und, wie der Verf. weiter zeigen kann, daß sich die königlichen Gerichtshöfe ihrer zur Rechtsprechung bedienten.

Im 3. Kapitel finden wir eine Untersuchung der Einzelbestimmungen der Assisen über die Macht des Königs. Mit

Digitized by Google

Recht weist H. auf den Abstand in der Gesetzgebung zwischen Reichsitalien und dem sizilischen Königreich, in dem die Stellung des Königs viel unabhängiger von seinem Lande war. Besonders eingehend behandelt H. das Majestätsgesetz und seine Ausführungsbestimmungen, um dann im nächsten Abschnitt die sonstigen Bestimmungen zusammenzufassen.

Das 4. Kapitel schält die Resultate der Untersuchung heraus. Der König als oberster Richter bringt dem Staat die oberste Instanz und damit eine Stärkung der Einheit des Staates. Die Macht des Königs wird über alle anderen Mächte erhoben. Wenn H. den Entscheidungen des Königs bisweilen Selbstsucht vorwirft, so ist eben der Maßstab, der an diese „Ich"-Naturen einer neuen Zeit anzulegen ist, ein anderer. Der König, als Haupt der Verwaltung betrachtet, zeigt, daß Roger II. die Fülle von Rechten und Befugnissen, die ihm die Assisen gaben, auch zu verwerten verstand, eben kraft seiner überragenden Persönlichkeit. Hier weist H. richtig auf den Zusammenhang mit den Sarazenen hin. Der Schlußabschnitt der Arbeit ist der Stellung des Königs zur Kirche und den weltlichen Großen gewidmet. Auch hier fällt wieder die Tatsache auf, daß Roger sich die Assisen auf den Leib zugeschnitten hat, und daß schwache Nachfolger das Schwert nicht zu brauchen verstanden, das er ihnen damit geschliffen hatte.

Einen zusammenfassenden Schluß fügt der Verf. noch an und weist auf die Unterschiede hin, die sich für Roger II. und Friedrich II. aus ihrer Haltung gegenüber den Vasallen ergeben. Friedrich II. machte im Gegensatze zu Roger II. den Versuch, sie zur Regierung des Landes heranzuziehen.

Als Anhang der unsere Kenntnis der Normannenzeit fördernden Arbeit folgt ein Abdruck der Assisen von Ariano nach der Ausgabe von Brandileone.

Breslau, z. Z. im Felde. Willy Cohn.

105.

Krones, Prof. Dr. **Franz von, Österreichische Geschichte.** 2. Band: Vom Tode König Albrechts II. bis zum Tode des Kaisers Matthias (1439—1619). 3., vollständig umgearbeitete Aufl. von Prof. Dr. Karl Uhlirz (†). Vollendet u. hrsg. von Dr. Mathilde Uhlirz. Kl. 8°. 131 S. mit 3 Stammtafeln (Sammlung Göschen, No. 105). Berlin u. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung, 1915. M. 0.90.

Es ist ebenso emsige wie entsagungsvolle Arbeit, die an dieses Bändchen der Sammlung Göschen gewendet wurde. Mit sachkundigem Fleiß ist die Darstellung des alten Krones nachgeprüft, berichtigt, erweitert, in der Anordnung einzelner Abschnitte umgestellt. Den Abschluß der Arbeit, den Karl Uhlirz nicht mehr erlebte, hat die geschichtskundige Tochter nachgeholt.

Digitized by Google

Die Darstellung behandelt einen für den Aufstieg Österreichs zur Großmacht ebenso wichtigen wie in der Geschichte des Hauses Habsburg und der Entwicklung der inneren Verhältnisse unerquicklichen Zeitraum. Unter zum Teil geradezu zerfahrenen Verhältnissen im Herrscherhaus (Friedrich III. und sein Bruder Albrecht VI., Rudolf II. und seine Brüder), unter stetem Machtkampf mit den Ständen, der durch das Hinzutreten der Reformationsbewegung seinen Höhepunkt erreichte, wird die Vereinigung der österreichischen Stammlande mit der böhmischen und ungarischen Ländergruppe eingeleitet und durchgeführt, ohne daß besonders in Ungarn die gehäuften Widerstände im Innern und die Besitznahme weiter Gebietsteile durch die damals auf die Höhe ihrer militärischen Machtentfaltung gelangten Türken Österreich dieser Erwerbung froh werden ließen. Die Darstellung ist bis zum Ausbruch des 30jährigen Krieges geführt. Beigegeben sind eine Zeittafel und 3 Stammtafeln (Habsburger, Aragon und Kastilien und Jagjellonen), von denen besonders die ausführliche und zuverlässige, zum Teil nach handschriftlichen Quellen gearbeitete Stammtafel der Habsburger sehr willkommen ist.

Berlin. M. Tangl.

106.

Albrecht, Joh., Beiträge zur Geschichte der portugiesischen Historiographie des 16. Jahrhunderts. (Historische Studien, hrsg. von Richard Fester.) Gr. 8°. 130 S. Halle, Niemeyer, 1915. M. 5.—.

Eine zusammenhängende Darstellung der portugiesischen Geschichtsschreibung gibt es noch nicht. Für eine solche liefert A. in der vorliegenden gründlichen Untersuchung einen sehr wichtigen Beitrag dadurch, daß er die Anfänge und die Entwicklung im 16. Jahrhundert unter ständiger Heranziehung der Originale behandelt. Von den Geschlechtsregistern (livros de linghagens) ausgehend, erhebt sich die portugiesische Geschichtsschreibung Ende des 14. Jahrhunderts zur Chronik, deren älteste (Chronica breve do archivo nacional) aus dem Jahre 1384 stammt und „eine Reihe locker aneinander gereihter annalistischer Nachrichten" enthält (S. 3). Forman Lopez (1380—1459) stellt insofern dem ältesten Chronisten gegenüber einen Fortschritt dar, als er eine eingehende Vertrautheit mit den Schriften der Antike, vor allem mit der Bibel zeigt. Seine Erzählung wird schon häufig durch Briefe, Predigten und Reden unterbrochen. Zurara, wie sein Vorgänger Lopez amtlicher Geschichtsschreiber, flicht bereits moralphilosophische Erörterungen in seine Darstellung ein und schreibt unter noch unmittelbarerem Einflusse der antiken Modelle. Er beschränkt sich nicht mehr auf den portugiesischen Boden, sondern stellt schon Portugals Kämpfe in einem fremden Erdteil dar. Er wird dadurch ein Bindeglied zwischen der Ge-

Digitized by Google

schichtsschreibung des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts.

Aus diesem behandelt A. eingehend: Lopez de Castanheda († 1559), João de Barros (1496—1570), Braz d'Albuquerque (1500—1580), Damião de Goes (1501—1574), Gasper Correa (gest. zwischen 1563—1583) und Jeronymo Osorio (1506—1580). Castanheda, Barros und Albuquerque vermögen sich vom Chronikenstil noch nicht loszulösen. Castanheda verfolgt mit seiner ‚Historia' einen didaktischen Zweck. Gott lenkt nach ihm die Ereignisse und schenkt den gläubigen Portugiesen einen Sieg nach dem andern. An Niederlagen tragen die Sünden der Portugiesen schuld (S. 12). Über diese Geschichtsauffassung erhebt sich Barros ebenso wenig wie Albuquerque, bei dem mancherlei Wundergeschichten in die Darstellung mit einfließen (S. 30). Wenn man auch bei Goes von einer eigentlichen historischen Weltauffassung noch nicht sprechen kann — sie steht der seiner Vorgänger nahe (S. 45) —, wenn auch seine Sprache vom Chronikenstil noch stark beeinflußt ist (S. 43), so bezeichnet er, der bedeutendste Humanist des 16. Jahrhunderts, der mit Luther und Melanchthon in Briefwechsel gestanden und persönlich verkehrt hat, doch einen Fortschritt seinen Vorgängern gegenüber insofern, als er zum ersten Male eine kritische Geschichte der portugiesischen Geschichtsschreibung mit großem Scharfsinn verfaßt, aber auch seine sonstigen Quellen einer scharfen Kritik unterworfen hat. Mit Wundergeschichten verschont er im allgemeinen den Leser. Im Gegensatz zu Castanheda, Barros und Albuquerque, deren Thema die Geschichte der Portugiesen in Indien ist, schreibt er eine portugiesische Geschichte, nicht ohne ab und zu der Beziehungen zu Spanien zu gedenken (S. 44). Correa und Osorio sind ihm darin gefolgt. Jener geht auch auf ethnographische und geographische Fragen ein, widmet religiösen Zeremonien und Wundergeschichten einen breiten Raum und läßt die Weltgeschichte noch mehr als Barros als Werkzeug Gottes gelten (S. 54). Seine Vaterlandsliebe, die Freimütigkeit seines Urteils geben seinem Geschichtswerk eine besondere Eigenart, dem gegenüber Osorio, der Cicero Portugals, der sich inhaltlich sehr an Goes anlehnt, nur insofern einen weiteren Schritt in der Entwicklung bedeutet, als sich Ansätze zu einer tieferen pragmatischen Geschichtsschreibung finden. Für die des Portugiesischen Kundigen teilt in einem Anhang (S. 79fg.) A. Beispiele aus den Geschichtswerken des bedeutendsten Geschichtsschreibers des 16. Jahrhunderts mit.

Charlottenburg. Walther Sange.

107.

Redlich, Otto R., Jülich-bergische Kirchenpolitik am Ausgange des Mittelalters und in der Reformationszeit. 2. Band: **Visitationsprotokolle und Berichte.** 1. Teil: **Jülich (1533—1589), mit ur-**

Digitized by Google

kundlichen Beilagen von 1424—1559. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. XXVIII. 2. Band. Lex. 8°. XXXII u. 948 S. Bonn, P. Hansteins Verlag, 1911. M. 32.—, geb. M. 34.—.

Über den 1. Band und seine grundlegende wissenschaftliche Bedeutung habe ich in den „Mitteilungen" 39, 68 ff. ausführlich berichtet. Er enthielt, neben einer breiten historischen Einleitung, die Aktenstücke zur Jülichschen Kirchengeschichte bis 1533, soweit sie die allgemeinen Linien der religiösen Landespolitik, sowohl ihre Auseinandersetzungen über die geistliche Jurisdiktion als auch die Fürsorge der Herzöge für den inneren Zustand der Kirche, umfaßten. Wie ich aber schon damals andeutete, fehlte im 1. Bande noch das ortsgeschichtliche Material. Dieses besteht vorzugsweise in Visitationspapieren, und letztere blieben dem 2. Bande vorbehalten. Da neuerdings immer mehr die territorialgeschichtliche Betrachtung unter den Reformationshistorikern an Boden gewinnt, kommt diesen Urkunden seit einiger Zeit wachsende Bedeutung zu. Sie spielen deshalb in Sehlings Sammlung der Kirchenordnungen eine große Rolle, und G. Müller hat in mehreren Aufsätzen der Deutschen Geschichtsblätter sowohl die Tragweite als die bisherigen Publikationen der Visitationsakten gewürdigt. Freilich erheischt die Herausgabe, Erforschung und Ausbeute dieses Stoffes ein außergewöhnliches Maß entsagender Kleinarbeit. Denn es handelt sich um ein weitschichtiges Material, dessen meiste Bestandteile nur für einen kleinen Benutzerkreis Interesse besitzen und erst durch sorgfältiges Studium größere Bedeutung gewinnen.

So ist es begreiflich, daß der Stoff Redlich unter den Händen schwoll. Der 2. Band enthält darum nur die Protokolle aus Jülich. Im 3. Bande sollen sich die bergischen anschließen. Die Instruktionen und Verordnungen, welche für beide Gebiete gemeinsam gelten, sind im 2. Bande enthalten; dafür ist die allgemeine Einleitung für den 3. aufgespart.

Es handelt sich in der Hauptsache um die Visitationen von 1533, 1550, 1559, 1577, 1582ff., wobei jedoch nicht von allen und für alle Amter die Akten gleichmäßig vorliegen. Während anscheinend die Papiere der ersten Visitation fast verloren sind, wachsen die von 1582 infolge ihres überwiegend statistischen Inhalts in die Breite. R. hat deshalb die letzteren Akten stark gekürzt. Die Protokolle sind alphabetisch nach den einzelnen Ämtern, innerhalb dieser wieder nach den Orten angeordnet. Hierauf folgen, ebenfalls in alphabetischer Reihenfolge, die Unterherrschaften. Außer den für Band 2 und 3 getrennten Orts- und Personalregistern stellte R., was, so viel ich weiß, eine höchst dankenswerte Neuerung ist, ein „Verzeichnis der nach Ausweis der Visitationsprotokolle in den Händen der amtierenden Geistlichen befindlichen Literatur" auf. Hieraus läßt sich die Beliebtheit und Verbreitung einzelner Autoren und einzelner Schriften,

Digitized by Google

namentlich auch das Eindringen evangelischer Bücher, erkennen. Zu diesem Verzeichnis sind übrigens einige dankenswerte Berichtigungen von Paulus im Histor. Jahrbuch 34, 146 f. hinzuzunehmen.

Da die Einleitung, wie erwähnt, dem 3. Bande vorbehalten wurde, empfiehlt es sich, die eingehende inhaltliche Würdigung auf das Referat über diesen zu verschieben. Wir begnügen uns vorerst mit einigen wenigen Hinweisen. Selbstverständlich beschränkt sich R. nicht auf die wörtliche oder auszugsweise Veröffentlichung der Protokolle. In den Anmerkungen ist vielmehr außer der gedruckten Literatur noch ein reiches archivalisches Material verarbeitet. Nur ein langjähriger Düsseldorfer Archivbeamter war hierzu imstande. Man muß sich nämlich vergegenwärtigen, daß gerade die entlegensten und disparatesten Einzelheiten der Erläuterung bedurften und infolgedessen die Ergänzungsnotizen aus allen Orten zusammengesucht werden mußten. Ferner fiel die Bedeutung der Nachrichten und Vorgänge nicht mit den damaligen jülisch-bergischen Landesgrenzen zusammen. Z. B. hat Huyskens in der Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins 35, 178 ff. die Zusammenhänge der Jülichschen und Aachener Entwicklung gewürdigt.

Selbstverständlich ist die bisherige Forschung am Material nicht vorübergegangen. Z. B. hatte Lacomblet schon die Visitationsinstruktion von 1532 veröffentlicht. Aber derartige Publikationen genügen nicht unseren heutigen editionstechnischen Ansprüchen. Auch hatten Cornelius und Rembert den Stoff fast ausschließlich nach einer bestimmten Richtung ausgebeutet. Sie wollten die Verbreitung und Verfolgung der Sektierer und ihre Beziehungen zum westlichen und östlichen Nachbargebiet enthüllen. Tatsächlich bildete aber das Wiedertäufertum nur einen und zwar nicht einmal den bedeutendsten Teil der landesherrlichen Regierungssorgen. Prüft man im Vergleich zur früheren Ausnutzung den Inhalt der Protokolle, so ergibt es sich, daß vor allem ökonomische Verwaltungsfragen, aber auch Personalien die Visitatoren interessierten. Gerade auf letztere Seite darf besonders hingewiesen werden. Nicht selten enthüllen die Protokolle den ganzen Lebenslauf und Studiengang der Pfarrer. Sie werden so zu einer biographischen Fundgrube, und zwar für Männer, über die man sich anderweit schwer oder gar nicht unterrichten kann.

Freiburg. Gustav Wolf.

108.

Huch, Ricarda, Wallenstein. Eine Charakterstudie. 8°. 173 S. Leipzig, Inselverlag, 1915. Geh. M. 3.—, in Leinen gbd. M. 4.50.

Houston Stewart Chamberlain schrieb seinen Immanuel Kant mit der deutlichen Absicht, ihn der verhängnisvollen Wirkung der Philosophen zu entreißen, und ihn der Erinnerung der gebildeten Welt frischer und unmittelbarer zu erhalten. In letzter

Digitized by Google

Zeit scheint es namhaften Schriftstellern und Dichtern daran gelegen zu sein, auch historischen Problemen näher zu treten und, vermöge der ihnen allein innewohnenden Befähigung zu künstlerischer Fassung und Gestaltung, das Bild der großen Helden und Zeiten aus der Dunkelkammer historischer Stubengelehrsamkeit in das hellflutende Tageslicht zu projizieren. Von Gerhardt Hauptmanns Karl dem Großen und gar Wedekinds Bismarck kann in diesem Zusammenhang geschwiegen werden. Diese beiden Dichter wollten die Heldengestalten nur zu ihren dichterischen Absichten benutzen. Ernster zu nehmen ist der Versuch von Thomas Mann, uns die Persönlichkeit Friedrichs des Großen begreiflicher zu machen, als es bisher den Leuten vom Fach, uns Historikern, gelungen sei. Doch aus diesem Versuch ist ein Zerrbild entstanden, das nur aus dem begreiflichen Bemühen eines Künstlers heraus, etwas Neues und Originelles zu schaffen, erklärlich ist, ein Zerrbild von peinlicher Wirkung: peinlich eben, weil es von dem Portraitisten Thomas Mann herrührt und von den Historikern aufs schärfste verurteilt zu werden verdient.

Am ernstesten zu nehmen ist die „Charakterstudie" über Wallenstein, die uns die geistvolle Verfasserin des „Vita Somnium breve" Ricarda Huch geboten hat. Ricarda Huch ist kein Neuling in der Geschichtsforschung. Bereits 1892 trat sie mit einer Dissertation über die Neutralität der Eidgenossenschaft während des spanischen Erbfolgekrieges in die Öffentlichkeit. Vortrefflich erfaßte sie das Wesen der Romantik, mit malerischer Freiheit zeichnete sie die eigenartige Renaissance der nachnapoleonischen Zeit bei den romanischen Völkern in ihren Essays „Aus dem Zeitalter des Risorgimento" (1908). Deutschlands Zustände im Dreißigjährigen Kriege versuchte sie — es ist ihr allerdings mißlungen — in einem dreibändigen stattlichen Werke („Der große Krieg in Deutschland". 3 Bde. 1912—1914) darzustellen. Als jüngste Frucht der Arbeiten auf diesem Gebiete hat sie nun ihren Wallenstein der Öffentlichkeit übergeben. Im ersteren Werke verstand es die Verfasserin, ähnlich wie vor etwa 400 Jahren die Autoren der Zimmerischen Chronik, durch willkürliches, abschnittloses Aneinanderreihen der Geschichten und Geschichtchen ein mosaikartiges Bild von den Zuständen jener Zeiten zu geben; mehr Dichtung als Wahrheit, aber als Ganzes wirkt es doch echt. Im Wallenstein-Buch will die Verfasserin mehr; sie will die Tatsachen selber sprechen lassen und ein wirkliches Geschichtswerk liefern. Sie hat sehr fleißig die Briefe Wallensteins und die Aussprüche seiner Zeitgenossen über ihn gelesen und benutzt dieselben als Kronzeugen für ihre Charakteristik. Die Ereignisse selbst, das Wirrsal der vielfältigen Fäden, die sich abspannen, interessieren die Verfasserin anscheinend nur ganz nebenher. Lediglich aus den Briefen scheint sie sich ihren Helden konstruieren zu wollen. Auch Ricarda Huch, diese

Digitized by Google

feinsinnige und für geschichtliche Dinge so warm empfindende Frau, ist hier, ähnlich wie Thomas Mann, in die Fallen geraten, die ihr Künstlertum ihr stellte. Sie mußte, da sie lediglich als Künstlerin an die Lösung historischer Probleme heranging, sich zuvor ein fertiges Bild von dem großen Manne einprägen, gewissermaßen abphotographieren, dem sie dann durch einzelne Pinselstriche den Anschein der Echtheit zu geben hoffte. Sterbend ist das Zeitalter, hoffnungslos degeneriert das Kaiserhaus der Habsburger, krank, voll „schieferiger Affekte" ist der Herzog von Friedland! Eigentlich ist er kein großer Feldherr, ist er kein großer Mann, ist er kein Staatsmann. Ja was ist eigentlich an ihm, das seinem Namen diesen gewaltigen Zauber verlieh? Ricarda Huch vermag es nicht zu deuten. Aus den ermüdenden und leider so unkünstlerisch wirkenden Anhäufungen zahlloser Briefstellen vermag man keine Antwort herauszulesen; nur Widersprüche häuft die Verfasserin hier auf. Kaum erfahren wir etwas über die wirklichen Vorgänge, die zu den verschiedenen Generalaten Wallensteins führten; seine hauptsächlichen militärischen Erlebnisse, die dem Biographen sich wie Marksteine abheben müßten, werden mitunter kaum andeutungsweise genannt oder als bekannt vorausgesetzt. Die Vorgänge, die zur Absetzung auf dem Regensburger Fürstentage führten, werden durch Briefstellen späterer Jahre erklärt. Nach recht treffenden Bemerkungen über Wallensteins glücklichste Zeit, die Jahre nach der Absetzung, kommen wieder ganz unbefriedigende Versuche, die Endkatastrophe des Mannes begreiflich zu machen. Es erscheint schließlich als selbstverständlich, daß Wallenstein in den Anfängen des Jahres 1634 sterben mußte; ob durch Gewalt oder höchstwahrscheinlich ganz kurze Zeit später durch Auflösung seines hoffnungslos siechen Körpers und Geistes, scheint der Verfasserin unterschiedslos zu sein.

Mit einem wenig geglückten Vergleich ihres Helden mit dem letzten König von Sardinien aus dem Hause Savoyen, mit Karl Albert, klingt dieses Buch aus, das dem Geschichtsforscher und dem nach geschichtlicher Bildung bedürftigen Laien nichts geboten hat, wohl aber für einen künftigen Biographen der Verfasserin des „vita somnium breve" — als solche wollen wir die Dichterin Ricarda Huch der Nachwelt erhalten wissen — unentbehrlich sein wird.

Charlottenburg. Richard Wolff.

109.

Jannasch, Wilhelm, Erdmuthe Dorothea, Gräfin von Zinzendorf, geborene Gräfin Reuß zu Plauen. Ihr Leben als Beitrag zur Geschichte des Pietismus und der Brüdergemeine dargestellt. V u. 507 S. Gnadau, in Kommission der Unitätsbuchhandhung, 1915. M. 8.—.

Digitized by Google

Die Heldin des Buches — sie war in ihrer Art wirklich eine solche — ist geboren am 7. November 1700. Der Einfluß des bald verstorbenen Vaters und der Mutter, einer geborenen Gräfin von Solms-Laubach, die solide Ausbildung der zarten Erdmuthe in Latein und Griechisch — nicht Französisch — und daneben in allen hausfraulichen und wirtschaftlichen Tugenden wird anziehend geschildert. Klug, aber durchaus nicht genial, praktisch gerichtet neben aller religiösen Empfänglichkeit wuchs sie an dem ernsthaften Witwenhofe zu Ebersdorf heran zu der Ehe mit dem weltbekannten Gründer der Brüdergemeine. Anhang II gibt einen methodisch und inhaltlich interessanten Beitrag zu dessen noch nicht geschriebener Biographie. Das Urteil Ritschls, daß Zinzendorf mit der Preisgabe seiner Liebe zu seiner Cousine von Castell und der Überlassung der Geliebten an seinen späterem Schwager „katholisierende Askese" getrieben habe, gründet sich auf die späteren, von den Tatsachen sich immer weiter entfernenden Aussagen des Grafen. Tatsache ist, daß er die Liebe der Cousine nie besaß und auch innerlich nicht überzeugt war, sie zu besitzen. Die Zustimmung der Familie, damals etwas ganz anderes als heute, war sehr unsicher. Welch komplizierte Verhältnisse und Seelenregungen hereinspielten, wird umsichtig gezeigt und die Untersuchung zu einem Musterbeispiel dafür erweitert, welche Schwierigkeiten die Quellenkritik in Sachen Zinzendorf überhaupt zu überwinden hat.

Die Ehe unserer Heldin mit Z. gründete sich auf Sympathie, Achtung und äußere, gut zusammenstimmende Verhältnisse (vgl. Beilage 22 über die Ehe im 18. Jahrhundert). Zinzendorf faßte die Ehe durchaus als Berufsehe mit einer Konseqenz, die weit über den lutherischen Begriff hinausging. Die „Eheschwester", so verlangte er, sollte einen Mann haben, als hätte sie keinen. Dies als Ausfluß einer psychoanalytisch zu ergründenden Anlage zu erklären, ist eine für den religiös und historisch ungebildeten Mediziner entschuldbare, für den Pfarrer Pfister unentschuldbare Entgleisung, so unnatürliche und abstoßende Erscheinungen dabei zutage traten. Jannasch stellt diese Ehe in den Zusammenhang einer langen Geschichte christlicher Eheethik und der besonderen Erziehung auch Erdmuthes. Wie die geistig lediglich passive Rolle, die der Frau dabei zugewiesen ist, sich bewährte, zeigt die Geschichte dieser Ehe. Das Erhebende liegt in dem, was sie als Streiterehe (83) leistete, das Tragische in dem, was Erdmuthe als Mutter entbehren mußte. Sehr anziehend ist dann die wirtschaftliche Tätigkeit Erdmuthes in den ersten, zwischen Dresden und Berthelsdorf geteilten Jahren geschildert. Was sie mit dem Freiherrn von Wattewille damals zur Hebung des angekauften Gutes und zur Balancierung der gräflichen Finanzen mit großem unermüdlichen Sinne tat, ist ein bleibender Ruhmestitel für sie und eine Grundlage der späteren herrnhutischen Entwickelung. Warme Teilnahme weckt auch das Verhältnis der so

Digitized by Google

viel nüchtern-praktischeren Gräfin zu dem in seiner Sprunghaftigkeit erkannten Gemahl, den sie jetzt noch lebhaft zu tadeln weiß und doch immer wieder verehren muß. Auch das eheliche Verhältnis der Gatten im engeren Sinne (bis 1727) — die Gräfin gebar ihrem Manne 12 zum größten Teil bald wieder gestorbene Kinder — wird gegen spätere Fälschungen und die unglaublichen Verdrehungen Pfisters wohltuend klargestellt. Es folgt die Übersiedelung nach Herrnhut nach der Lösung der Dresdner Bande und endlich der Übergang der selbständigen Erdmuthe in diese Gemeinde, ein Schritt, der der wahrhaftigen und nicht von berechtigtem Standesgefühl freien Frau manche Überwindung innerer und äußerer Art (Kleidung, Fußwaschung) kostete. Auch hier ist sie wieder die fleißigste Hausmutter und umsichtigste Verwalterin der aus politischen Gründen auf ihren Namen allein übertragenen Güter. Denn damit plagte sich der in diesem Punkte recht egoistische Prophet nicht gerne. Ja er verdarb ohne Wissen seiner Helferin und Verwalterin durch leichtsinnigstes Verhalten, was sie aufgebaut hatte. Es hieße nach Jannasch aus der Brüdergeschichte ein Klagelied machen, wollte man über dem Enthusiasten Z. seine unbestreitbar damit zusammenhängenden Vorzüge vergessen. In einer Biographie seiner Gemahlin aber muß auch diese Seite scharf belichtet werden. Vollkommen klar dürfte die Schilderung der Operationen und Arbeiten der Gräfin bis zu dem helfenden Eingreifen der holländischen Freunde übrigens nicht sein; dem Referenten blieben manche Vorgänge noch etwas unklar.

Nicht unbedeutend ist ihr Anteil an den Wandelungen der Gemeine in den dreißiger Jahren; das erfahren wir zum erstenmal deutlich aus Jannaschs Buch. Traurige Jahre der Verbannung aus Sachsen (1736), das aufreibende Leben auf der Ronneburg in der Wetterau, der Verlust des geliebten jüngsten Sohnes geben neuen Anlaß, ihren Mut zu zeigen. Dann folgen Reisen nach Holland, England, Berlin usw. Die größte Reise machte Z. allein. Erdmuthe widmete ihm ein Abschiedsgedicht. Sie hat viele Lieder und Ergüsse geschrieben, die, in Form und Inhalt uns meist fremd, doch immer die Achtung vor dieser Frau erneuern. Schwere Krankheit wird von ihr überwunden. Neue Arbeit und wirtschaftliche Sorgen! Den Höhepunkt erreicht die Tätigkeit der Gräfin, als ihr der Gemahl vor seiner amerikanischen Reise (1741/43) auf der Londoner Verlaßkonferenz die Verweserstelle übertrug. Ihr erster Versuch in dieser Eigenschaft galt einer Versöhnung mit Ebersdorf, wo der Tübinger Magister Steinhofer wirkte. Die Verhandlungen mit dieser ihrer Heimatgemeinde sind ein klassisches Beispiel der Auseinandersetzung solcher Ecclesiolen voll unnatürlicher Liebesbetonung neben ächt menschlichen Kleinlichkeiten. Erdmuthe gaben sie Gelegenheit zur Feststellung ihrer Ansichten in Gedicht und Brief. Nach schweren Tagen in Herrnhut tritt sie ihre Reise

Digitized by Google

nach Dänemark an. Sie sollte für die holsteinische Kolonie Pilgerruh bei Oldesloe und die Niederlassungen in den dänischen Kolonien wirken. Aber die beklagenswerte Unterwerfung unter das Los vernichtete auch hier den Erfolg, selbst den einer verspäteten Audienz bei der gütigen Königin. Eine nicht verwunderliche Parteilichkeit vereitelte auch den Erfolg ihrer Reise zu der aus der Zucht gekommenen oder behäbig gewordenen livländischen Brüdergemeine. Eine Reise nach Petersburg wäre fast schlimm abgelaufen. Kaum entrann sie noch über die kurländische Grenze nach Libau den nachsetzenden Russen. In Marienborn traf sie wieder mit dem Grafen zusammen und erlitt mit tiefem Schmerz den Tod einer weiteren Tochter. Dank erntete sie wenig, dafür aber Vorwürfe, die denn doch mit des Grafen komplizierter Auffassung, zu der seine Frau zu bekehren er sich keine allzu große Mühe mehr gab, nicht entschuldigt werden können.

Es folgen die Jahre der Trennung der Ehegatten, des Todes Erdmuthes und der Wiederverheiratung des Grafen mit Anna Nitschmann, die schon lange in vielem an Erdmuthes Stelle getreten war. Um dieses Verhältnisses willen mag mancher zuerst nach unserem Buche greifen. Sensationen wird er keine erleben. Aber gerade hier muß gedrängte Berichterstattung versagen und deshalb auf das Buch selbst verwiesen werden, das eine Fülle von Tatsachen mit Vorsicht gegeneinander abwiegt und zu zurückhaltender Darstellung vereinigt. Dem Referenten erscheint die Entfremdung der Ehegatten und die Rolle, die die Verliebtheit Z.s dabei etwa spielt, wohltuend und in schlichter Sachlichkeit oft treffend geschildert. Wichtiger als der immerhin tragische Ausgang dieser Ehe ist, wie betont, das, was Erdmuthe in der Geschichte der Herrnhuter geleistet hat. Ergreifender auch, als der endliche Ausgang ist diese Ehe in ihrem Anfang und ihren Höhepunkten. Denn eine reine Tragik und Katharsis war bei dem zwitterhaften Hin und Her von halbmenschlichen und halbreligiösen Beziehungen und Reflexionen ja gar nicht möglich. In ihrer Energie der Willensgemeinschaft ist diese Ehe oft erhebend (vgl. das Abkommen von 1731). Nicht Persönlichkeitsgemeinschaft ist das Entscheidende in ihr. Das Unnatürliche lag in der Negation oder besser Verschleierung des stärksten menschlichen Naturtriebes und in der absoluten Überordnung des Mannes (Vicechrists) über sein „Mündel und Kindel", sein Eheweib. Und eben dies war ihm Erdmuthe nicht, sie war zu aufrecht und selbständig dazu. Zinzendorf aber suchte und sehnte sich nach einer Frau, die sein Kind sein wollte. Er fand sie, und sie verdrängte die tiefer gegründete, bedeutendere Erdmuthe. Und doch wie vieles und Gutes hat sie ihm zum Dank für das, was er ihr unleugbar bot, geopfert. Man lese z. B. einen Vers wie den auf S. 164 angeführten. Die Abneigung der Gattin gegen das Losziehen ist typisch für solche Verschiedenheit. Endlich ist sie überwunden und fällt in ihrer Gewissenhaftigkeit fast stets damit herein, während der Graf dabei

Digitized by Google

„trotz allen Losens und in vollster Ehrlichkeit den Willen des Heilandes so wundervoll zu dirigieren und zu meistern wußte“ (S. 182). Die Beobachtung, daß bei Erdmuthe vieles sittlich-religiöse Leistung war, was bei dem Grafen als Naturäußerung anzusehen ist, bezeichnet vielleicht diese Seite am besten. Jedenfalls, wer das Bild, das dem Buch voransteht, lieb gewonnen hat, wird ihr Leben im Einklang mit diesen Zügen finden. Er wird bei aller weltenfernen Fremdheit einen Menschen finden und mehr als das, einen lebendigen Menschen in lebendig geschilderter Umgebung und Beziehung zu ihr.

Karlsruhe, z. Z. Berlin. Hermann Haering.

110.

Berger, Hans, Die religiösen Kulte der französischen Revolution und ihr Zusammenhang mit den Ideen der Aufklärung. Gr. 8°. 96 S. Berlin, Ernst Fuhrmann, 1914. M. 1.30.

Die stoffreiche Schrift schildert in einem ersten Teile die Versuche der Constituante, die alte Kirche zu reformieren, und nach ihrem Mißlingen den Kampf der drei Nationalversammlungen gegen den Katholizismus. Der zweite Teil geht auf die beiden neuen Kulte ein, durch welche die Revolution die Kirche zu verdrängen hoffte: den der Vernunft und den des Höchsten Wesens. Die Thesen, die Aulard 1892 in seinem grundlegenden Buche „Le culte de la raison et le culte de l'Etre suprême“ aufstellte, finden durch B. im wesentlichen ihre Bestätigung. Dem Kult der Vernunft liegen die überwiegend deïstischen, selten zum Atheïsmus fortschreitenden Anschauungen der „Philosophen“ — Voltaires und der Encyklopädisten — zugrunde; dem des Höchsten Wesens der Herzensglaube Rousseaus und seines Apostels Robespierre. Die eigentliche Triebfeder aber ist in beiden die politische, der Kampf gegen die „antipatriotische“ Kirche. Bei der Masse der Anhänger wiegt die politische Tendenz so sehr vor, daß sie den von Robespierre beabsichtigten Gegensatz seiner Religion gegen die der Philosophen überhaupt nicht gemerkt hat!

War Aulard vor allem den Manifestationen der Kulte in Paris und den größeren Orten nachgegangen, so bringt B. charakteristische Züge auch aus kleineren bei. Besonders interessant sind für uns Deutsche die aus dem Elsaß (S. 64—69). Sie zeigen die Wärme der deïstischen oder pantheistischen Überzeugungen mancher Landpfarrer, katholischer wie protestantischer.

Eine neue Quelle für die Revolutionsgeschichte hat B. in den Korrespondenzen deutscher Zeitungen erschlossen, von denen er die Vossische Zeitung und den Straßburger Courier benutzt. Mit Recht schränkt er ihren Wert im Vorwort auf die Gewinnung von Stimmungsbildern ein, — und nicht ganz folgerichtig

Digitized by Google

gibt er aus ihnen im Text Nachrichten, wie die von der republikanischen Hochzeit eines Lyoner Priesters mit der eigenen Schwester (S. 46) als Tatsachen.

Berlin. Wilhelm Herse.

111.

Wintzer, Elisabeth, Prinz Louis Ferdinand von Preußen als Mensch und Musiker. (Breitkopf u. Härtels kleine Musikerbiographien.) Mit einem Bildnis. Kl. 8°. 82 S. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1915. M. 1.—.

Die Verfasserin bezeichnet in einem kurzen Vorwort ihre Arbeit als einen Versuch, den Prinzen Louis Ferdinand (eigentlich: Prinz Friedrich Ludwig Christian) „menschlich, geschichtlich und musikalisch der Vergessenheit zu entreißen". Die Schrift ist jedenfalls vorzugsweise für den gebildeten Laienkreis bestimmt. Dem Forscher ist die Persönlichkeit des Prinzen als Musiker bereits durch die vorzüglichen Arbeiten Tschirchs (Hohenzollernjahrbuch, 1906) und Kretzschmars (Vorwort zu der Ausgabe der musikalischen Werke des Prinzen, 1906) und von historischem Standpunkt aus schon durch Bailleus lehrreichen Aufsatz (Deutsche Rundschau, 1885) bekannt. Gestützt auf die oben genannten Darstellungen, gibt die Verfasserin ein anschauliches Bild der Lebensschicksale des Prinzen, mit besonderer Berücksichtigung seiner musikalischen Bedeutung, für die häufig die feinsinnigen Urteile Kretzschmars wörtlich angeführt werden. Neues bringt die Arbeit nicht. Sie ist aber eine geschickte Zusammenstellung der vorhandenen Literatur und enthält nach der musikalischen Seite hin eine Auffassung der Persönlichkeit des Prinzen, die seinen Werken, die übrigens in den letzten Jahren häufiger in historischen Konzerten zu Gehör gebracht wurden, neue Freunde erwerben wird.

Da Archivalien in dem vorliegenden Schriftchen nicht benutzt zu sein scheinen, sollen hier aus den Akten des Kgl. Hausarchivs zu Charlottenburg noch einige kleine Ergänzungen, die zur Vervollständigung des bereits Bekannten dienen, mitgeteilt werden. So beschäftigen sich z. B. Briefe an „Professor Sultzer in Berlin" aus dem Jahre 1777 mit der Frage eines Erziehers für den jungen Prinzen. Auch erhalten wir verschiedentlich Aufschluß über seine und seiner Geschwister Zeichen- und Tanzstunden. Wiederholt findet sich der Name Glösch, den man nach den vorhandenen Notizen m. E. vielleicht als den ersten Musiklehrer des Prinzen ansehen kann. Carl Wilhelm Glösch, der Sohn des in seiner Zeit als Virtuose auf der Oboe berühmten Peter Glösch, (der in den Diensten Friedrichs des Großen stand, und dessen Witwe für einen ihrer Söhne, der „la flûte traversière spielt", im Jahre 1751 laut einer Notiz um Unterstützung bittet) wurde, wie auch Gerber in seinem Tonkünstlerlexikon (1812) be-

Digitized by Google

richtet, 1765 als Kammermusiker und Musiklehrer zur Prinzessin Ferdinand berufen. Da er in ihren Diensten bis zu seinem Tode 1809 geblieben ist und gerade auch als Klavierspieler gerühmt wird, ist es sehr wohl möglich, daß ihm der Anfangsunterricht des jungen Prinzen anvertraut wurde.

Auch über das Verhältnis des Musikers Johann Ladislaus Dussek zu dem Prinzen gibt ein Brief seines Vaters neuen Aufschluß. Prinz Ferdinand berichtet in ihm von einem Schreiben, „welches der Musicus Dussek an die Prinzessin abgelassen hat. Dieser Mann hat sich verschiedene Jahre bei meinem seel. Sohne . . . . aufgehalten, aber nichts anderes als das Essen von Ihme erhalten. Er ist jetzt Willens, auf seine Kunst nach Wien zu reißen, und begehrt dazu 500 rthl . . . .“ In einem zweiten Schriftstück nennt sich Dussek „gewesener Kapellmeister Sr. K. H.“.

Von Interesse ist auch ein umfangreiches Verzeichnis von Musikstücken, welche die Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig dem Prinzen am 7. und 8. Februar 1806 geschickt hat. Die Liste enthält die beliebtesten und bedeutendsten Quintette, Quartette, Trios und Klaviersonaten der Komponisten der damaligen Zeit, unter ihnen auch Sonaten (op. 30. Nr. 1, 2, 3.) und op. 53 von Beethoven. Nach der beiliegenden Rechnung wurden „4 Stück Pariser Violinbogen“ (für 5 Louis d'or) dem Rittmeister von Möllendorf übergeben und „1 Ries linirtes Notenpapier“ nach Zwickau gesandt. Der Berliner Musikalienhändler C. F. Rellstab (Jägerstr. Nr. 18) versorgte den Prinzen ebenfalls mit Noten, und zwar mit Partituren des französischen Opernkomponisten Dalayrac und des bekannten Wiener Hofkomponisten Salieri, deren Werke damals in Berlin aufgeführt wurden.

Da W. ihre Arbeit mit einer „dem Heldengeist Louis Ferdinands geweihten“ Dichtung Rudolf Bunges aus dem Jahre 1906 schließt, sei darauf hingewiesen, daß sich im Kgl. Hausarchiv, auch handschriftlich, ein Gedicht „Zum 18. November 1872 als dem hundertsten Geburtstage Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Louis Ferdinand. Ein poetisches Gedenkblatt von Hermann Ebert, stud. phil.“ befindet. Es stammt aus der Privatbibliothek Kaiser Wilhelms I. und verdient in einer neuen Auflage vielleicht nicht übergangen zu werden.

Charlottenburg. Amalie Arnheim.

112.

Stroh, Wilhelm Dr., **Das Verhältnis zwischen Frankreich und England in den Jahren 1801—1803 im Urteil der politischen Literatur Deutschlands.** (Historische Studien. Veröffentlicht von E. Ebering. Heft 121.) Gr. 8°. XVII u. 239 S. Berlin, Emil Ebering, 1914. M. 6.50.

Alles wiederholt sich. In jenen Jahren dieselben Klagen, Anwürfe, Zornesausbrüche, Lobeserhebungen und Vertrauens-

Digitized by Google

Kundgebungen wie jetzt. Fast wörtlich dieselben Urteile über Englands Krämergeist, rücksichtslose Ausbeutung der Seegeltung, Verachtung der völkerrechtlichen Regeln, kurz das „perfide Albion". Und ebenso fast wörtlich dieselben Urteile über Frankreich, die uns jetzt von unsern Feinden und Neidern, vornehmlich unter dem Gesamttitel des Militarismus, entgegengeschleudert werden. Andererseits gilt England seinen Freunden unter den Publizisten als das großherzige Albion, das edelmütig den Schwachen hilft, den Unterdrückten beisteht, für Verträge ohne Rücksicht auf den eigenen Vorteil eintritt usw. Mit wahrem Bienenfleiß hat der Verf. ein gewaltiges Material zusammengetragen und mit viel Geschick ein deutliches Bild der damaligen Preßverhältnisse geliefert. Eine hervorragende Rolle spielen natürlich Archenholz, — der besonders betont, daß seine Aufsätze dem König von Preußen vorgelegt werden, — Gentz, Heinse, E. M. Arndt, Pahl, v. Schirach usw.

Das Buch ist sehr lesenswert. Zu empfehlen wäre es vielleicht, die sämtlichen Schriftentitel in Gänsefüßchen zu geben. Die Lektüre würde bequemer werden.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

113.

Gürtler, Felix, Wordsworths politische Entwicklung. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hrsg. v. M. Koch u. G. Sarrazin. Neuere Folge, 41. Heft.) IX u. 133 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, G. m. b. H., 1914. M. 4.50.

Seit Jahrzehnten ist in England ein Wordsworthkultus im Schwange, der diesen Dichter zum ersten Klassiker des Inselandes stempeln möchte, und es ist alles Erdenkliche geschehen, um dieser hohen Wertschätzung Ausdruck zu verleihen. Auf dem Festlande, zumal in Deutschland, versteht man diese Vergötterung eines Dichters nicht recht, der sich in seinen Schöpfungen und in seiner Gedankenwelt nicht über den Durchschnitt ehrbarer Mittelmäßigkeit erhebt, den man bei uns nicht viel höher als etwa Hölty oder Tiedge stellen möchte. Es gehört dieser Kultus aber mit zu den Zeichen der Verflachung des britischen Wesens, die sich neuerdings beobachten lassen. Während der himmelstürmende Genius Byrons nach wie vor den meisten Engländern unverständlich und abstoßend erscheint, hat man Wordsworth als den eigentlichen Nationaldichter der neueren Zeit gefeiert, der Erforschung seines Lebens und seiner Werke die mühevollste Arbeit gewidmet, und selbst eine literarische Gesellschaft hat sich gebildet, um das Andenken des Dichterhelden zu pflegen. Es erklärt sich das wohl daraus, daß kaum ein andrer Dichter in Vorzügen und Schwäche dem englischen Nationalcharakter so entspricht und ihn in seiner ganzen beschränkten Einseitigkeit so vertritt, wie eben Wordsworth.

Digitized by Google

Diese merkwürdige Bewegung hat denn auch natürlich deutsche Schriftsteller zu dem Bemühen veranlaßt, den Führer der Seeschule bei uns einzubürgern, und, soweit dies überhaupt möglich ist, ist es durch Marie Gothein geschehen, die ein anziehendes Lebensbild und eine Auswahl seiner Werke in deutscher Sprache herausgegeben hat. Wo so manche und wertvolle Vorarbeiten für die Geschichte seiner geistigen Entwicklung geleistet sind, liegt es nahe, auch einmal den Weg zu verfolgen, den sein politisches Denken genommen hat. Es sind bei der Mittelmäßigkeit seines Geistes freilich nicht überraschende Aufschlüsse zu erwarten. Denn seine politischen Gedanken weichen von der Heerstraße des Landläufigen in keiner Weise sehr ab. Aber allerdings mag es anziehend sein, die starken Widersprüche in der Gedankenwelt Wordsworths zu erklären und zu lösen. Der Dichter hat sich aus einem leidenschaftlichen Schildknappen der französischen Revolution, aus einem republikanischen Tyrannenhasser, einem eifrigen Gegner jedes Krieges und des Militarismus zu einem konservativen Verteidiger der bestehenden Einrichtungen Englands, zu einem hochkirchlichen und politisch reaktionären Tory, zu einem Herold des Ruhms der englischen Herrscher, des englischen Heeres und der Hochkirche gewandelt, und der Gegensatz zwischen seinen früheren und späteren politischen Ansichten ist so grell, daß man allerdings eine Darlegung seiner Entwicklung bedarf. Leichter ist es, seine sozialen Ansichten von seinem Standpunkte aus zu begreifen, da seine Liebe zum englischen Bauernvolk, zum Stamme seiner Heimat die eigentliche Triebkraft seiner Naturdichtung und die Erhaltung eines gesunden Bauernstandes stets eine Herzensangelegenheit für ihn war. Für alle diese Dinge ist nun ein reiches Quellenmaterial in Wordsworths Gedichten, Prosaschriften und Briefen vorhanden, das der Verf. fleißig gesammelt und im ganzen übersichtlich dargestellt hat. Eine wertvolle Vorarbeit lag ihm vor in des Franzosen Legouis gediegener Arbeit: „La jeunesse de Wordsworth", der die Sturm- und Drangperiode des britischen Dichters gründlich und eingehend behandelt hat. Über eine beschreibende Darstellung kommt der Verf. freilich nicht weit heraus. Es wäre vielleicht verlockend gewesen, die literarischen Charakterköpfe jenes Zeitalters, die drei Lakisten Wordsworth, Coleridge und Southey, die alle einen ganz ähnlichen politischen Entwicklungsgang genommen haben und in ihrem Charakter doch so verschieden sind, und daneben den genialen Gegner der Seeschule, Byron, in einer vergleichenden Zeichnung zu behandeln. Eine solche Schilderung würde auf den Gegenstand stärkere und hellere Lichter geworfen und dem Gemälde mehr Leben gegeben haben. Eine derartige Aufgabe hat sich Gürtler nicht gestellt, und man kann überhaupt nicht leugnen, daß seine Arbeit etwas nüchtern und mechanisch aufgefaßt ist. Auch die Verteilung des Stoffes ist nicht sehr glücklich, namentlich in den ersten

Digitized by Google

drei Kapiteln, wo Wiederholungen nicht immer vermieden sind. Indessen zeigt die Erstlingsschrift auch manche Vorzüge und gibt jedenfalls einen vollständigen und brauchbaren Überblick über die wechselnden politischen Anschauungen des Dichters, der offenbar in seinen politischen Ansichten vielfach von seinen Umgebungen und den Strömungen seines Zeitalters abhängig gewesen ist und diese einander ablösenden Stimmungen und Richtungen in seinen Äußerungen spiegelt. In seinen Vorzügen und Mängeln ist er ein echter britischer Insulaner, der in der Vergötterung der heimischen Zustände, der leidenschaftlichen Naturliebe, der spröden Abgeschlossenheit gegen Einflüsse festländischer Kultur, dem humanen Idealismus, der bis zur Unduldsamkeit gehenden Einseitigkeit des hochkirchlichen Protestantismus die guten und die abstoßenden Seiten des englischen Volkscharakters verkörpert.

Brandenburg a. H. Otto Tschirch.

114.

Haufe, Richard, Dr., Der deutsche Nationalstaat in den Flugschriften von 1848—1849 (als Leipziger Dissertation unter dem Titel: „Die Anschauungen über Gebiet, Staatsform und Oberhaupt des deutschen Nationalstaates in den Flugschriften der Jahre 1848/49"). Gr. 8°. XIV u. 199 S. Leipzig, K. F. Koehler, 1915.

Die Beurteilung der Bestrebungen des Revolutionsjahres 1848 geschieht bisher fast ausschließlich unter dem Gesichtswinkel auf die Einigung des deutschen Reiches in seiner gegenwärtigen Gestalt. Die sogenannte großdeutsche Richtung pflegt man als zu wenig Wirklichkeitssinn zeigend mit einem gewissen Achselzucken abzutun. Heute indessen werden durch den schweren Krieg die Stimmungen jener Jahre wieder wach. Mit ganz andern Augen sieht man sie, je länger je mehr den Wahrheitskern in ihnen ermessend. Friedrich Naumann konnte bereits einen Aufruf „Mitteleuropa" schreiben und in Berlin und Wien vor Fürstlichkeiten, Staatsmännern und Volkswirten die darin entwickelten Gedanken darlegen, ohne von berufsmäßigen und eingebildeten Politikern ein idealistischer Phantast gescholten zu werden.

In diese Zeitstimmung kommt nun, wenn auch ohne Absicht, das vorliegende Werkchen. Die öffentliche Meinung einzelner Zeitabschnitte zu erkennen und ihre Bedeutung zu würdigen, wird eine immer beliebtere Aufgabe der Geschichtsforscher, besonders der jüngeren. Unser auf psychologische Vertiefung hinarbeitendes Zeitalter wird sich mehr und mehr der Wichtigkeit psychologischer Betrachtung von Volksströmungen bewußt, in der richtigen Erkenntnis, daß die Geschichte mündig gewordener Völker zu einem bedeutsamen Teil von diesen selbst gemacht wird. Deshalb das eindringliche Versenken in die

Digitized by Google

Seele der öffentlichen Meinung, besonders so weit sie sich in den Presseerzeugnissen kundgibt! —

H. teilt, wie die für die Dissertation gewählte Überschrift besagt, seine Arbeit in drei Teile. Der unstreitig interessanteste, besonders im Hinblick auf die anfangs gepflogenen Erörterungen, ist der erste: Das Gebiet des deutschen Nationalstaates. Großdeutschland oder, mit Naumann zu sprechen, „Mitteleuropa" steht in Frage. Wenn auch zahlreichen Flugschriften noch eine gewisse politische Unreife anhaftet, im ganzen sind sie vom höchsten Gegenwartswert. Bei manchen möchte man meinen, sie wären erst vorgestern geschrieben. Genau wie vor diesem Kriege war es damals ein feststehender Grundsatz, dem sich selbst ein Heinrich v. Sybel nicht verschloß, daß der „Zerfall Österreichs sicher und nahe bevorstehend" sei. Und warum? Lediglich aus national-politischen Gründen, einem Dogma, das durch die Lehren dieses Krieges wohl endgültig überwunden ist. Der Staat als Gemeinschaft politischer und wirtschaftlicher Interessen tritt wieder mehr hervor. Die Bedeutung dieser Gesichtspunkte betonte Heinrich v. Gagern am 26. Oktober 1848 in der Paulskirche sehr weitblickend, indem er auf die Wichtigkeit des Donauwegs für Mitteleuropa hinwies: „Der Donauweg muß erhalten bleiben, damit wir der Bestimmung nachleben können, die uns nach dem Orient zu gesteckt ist, daß wir diejenigen Völker, die längs der Donau zur Selbständigkeit weder Beruf noch Anspruch haben, wie Trabanten in unser Planetensystem einfassen." (S. 41.) Diesen Gedanken fortsetzend sagt ein anderer: „Endlich ist Asien für uns auf immer dahin, wenn es den Russen durch Deutschlands Rückzug möglich wird, Konstantinopel zu einer seiner Hauptstädte zu machen." Überhaupt macht sich vielfach eine nicht geringe Sorge vor dem Russen- und Slawentum mit seiner „orientalischen Halbbarbarei und dem asiatisch-kosakischen Prinzip" geltend. — Den Gipfelpunkt erreicht der nationale Gedanke in seinen pangermanischen Bestrebungen. „Als drittes Glied eines germanischen Dreibundes aus Deutschland und Skandinavien mußte England beitreten, „wenn es seine Anmaßungen zur See herabzustimmen und seine nationale und politische Aufgabe über seine Krämerinteressen zu stellen vermag". (S. 68). J. G. Droysen wünscht sogar den Anschluß Nordamerikas. Seine Meinung: „Deutschland und Nordamerika sind für Krieg und Frieden die natürlichen Verbündeten" dürfte durch die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges nicht gerade bestätigt worden sein. —

Die beiden anderen Abschnitte der H.schen Arbeit „Staatsform und Oberhaupt des deutschen Nationalstaates" bewegen sich durchaus im Rahmen der durch die Fachwerke über jene Zeit gegebenen Auffassung. Es liegt ja im Wesen einer Studie zur Geschichte der öffentlichen Meinung, daß sie an reinen Tatsachen höchst selten etwas Neues bringt. Ihr Reiz beruht

Digitized by Google

eben in dem Erkennen der Grundstimmung, auf der sich die Sonderhandlung aufbaut. Daher erübrigt es sich auf diese Teile näher einzugehen. Im ganzen mag gesagt sein, daß H. hier wie im ersten Kapitel mit Umsicht und Geschick zu Werke gegangen ist. Besonders wohltuend berührt die klare Gliederung des Buches, eine Annehmlichkeit, die noch erhöht werden würde, wenn der Verf. durch straffere Darstellung seinem Werkchen eine gedrungenere Form geben könnte.

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

115.

Hönig, Johannes, Ferdinand Gregorovius als Dichter. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, hrsg. von Max Koch u. Gregor Sarrazin. Neuere Folge. 39. Heft). VIII u. 292 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, G. m. b. H., 1914. M. 9.50.

Eine Biographie von Ferdinand Gregorovius steht leider noch aus. Zweifellos ist sie eine dankbare Aufgabe für den Forscher. Sie ist außerdem eine Ehrenpflicht der deutschen Historiographie gegen den Dichter des Euphorion und den Geschichtsschreiber der Stadt Rom und der Stadt Athen, gegen den „idealen Kosmopoliten", den begeisterten Herold des neuen deutschen Reiches, den „Poeten unter den Historikern". — Den Weg zur Lösung dieser Aufgabe bahnt die vorliegende, inhaltsreiche und gedankenvolle Schrift. Sie will „das gesamte Schaffen von Gregorovius unter Berücksichtigung seiner dichterischen Grundlagen zusammenfassen, für das oft gebrauchte Wort, daß der Geschichtsschreiber Gregorovius auch Dichter sei, den Nachweis liefern und damit zu einer richtigen Einschätzung seiner Persönlichkeit und seiner literarischen Tätigkeit gelangen".

Der Verf. verbreitet sich zunächst über die „literarischen Quellen" zum Leben und Wirken von Gregorovius. Bekanntlich war dieser in den letzten Jahren seines Daseins eifrig beflissen, alle erreichbaren Dokumente zu vernichten, die darüber Auskunft geben konnten. Wie reichhaltig trotzdem noch das einschlägige Material ist, zeigt der hübsche Abriß, den H. mit kundiger Hand von dem Leben seines Helden zu zeichnen weiß. Hier werden auch dessen dichterische Arbeiten und Pläne eingehend erörtert. Nicht minder seine Wirksamkeit als „Kulturphilosoph" und Literarhistoriker, als Reiseschriftsteller, Übersetzer und Geschichtsschreiber. Die Bedeutung Gregorovius' als Historiker, der als solcher bekanntlich „nicht die höchsten Anforderungen" erfüllte, bringt der Verf. in eine, wie mir deucht, zwar nicht völlig erschöpfende, aber doch höchst beachtenswerte Formel. „Seine Stärke als Schriftsteller", so führt H. aus, „war zugleich seine Schwäche als Forscher, weil sein schriftstellerisches Wesen auf dichterischer Grundlage fußte" . . . . . „Der Untergrund seiner Lebensauffassung" war die schöne Form. Die „Form, einheitlich,

Digitized by Google

edel und groß, aber undehnbar, ist das Merkmal seiner geschichtlichen Werke. Die Form, anfangs unsicher und unklar, später in die klassische Linie übergehend, ist auch das Wesen seines Dichtens."

Der 2. Teil bietet eine Reihe höchst anziehender Sonderuntersuchungen zu Gregorovius' Werken. Einen großen Raum nimmt die kritische Würdigung seiner Dichtungen ein. Viele von ihnen, die sich meist durch Gedankenreichtum, Formenschönheit, „durch Ausdrucksfähigkeit der Sprache und durch ein ungewöhnliches Maß feiner Schilderungsgabe auszeichnen", sind unverdienter Vergessenheit anheimgefallen.

Solche Vorzüge und das besondere Talent, sich leicht in einer fremden Sprache und Kultur zurechtzufinden, machten Gr. zu einem Meister der Übersetzungskunst. Unerreicht ist z. B. seine Übertragung der „Lieder des Giovanni Meli", der „Sizilianischen Volkslieder", der „Toskanischen Melodien"; vollendet die Kunst, mit der er die zahlreichen Verse in seinem Buche „Grabmäler der Römischen Päpste" und in den ersten Bänden seines großen Geschichtswerkes verdeutscht hat.

Im Anschluß hieran werden andere Schriften von Gregorovius, vor allem seine „Reiseschilderungen" behandelt. Es sind Arbeiten „journalistisch-dichterischer Art", die seinen Namen in die weitesten Kreise getragen, ihm einen bedeutungsvollen Platz in der deutschen Literaturgeschichte gesichert, zugleich aber auch die unbefangene Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen in der Welt der zünftigen Gelehrten erheblich beeinträchtigt haben. Charakteristisch in dieser Beziehung ist der herablassende Spott, mit dem z. B. Ranke ihn als „Historiker für Touristen" zu bezeichnen liebte.

Allein die Reiseschilderungen von Gr. bleiben, ebenso wie seine Dichtungen, an Zahl und Bedeutung weit hinter seinen historischen Arbeiten zurück. Doch bieten von den zahlreichen Vorträgen, die er als Mitglied der Münchener Akademie gehalten, und seinen zeitgeschichtlichen Studien und Aufsätzen nur wenige die Möglichkeit zur Beurteilung des dichterischen Elements in seiner Darstellungskunst. Sie ermangeln jeglicher schriftstellerischen Eigenart. Eine rühmenswerte Ausnahme machen nur seine treffliche Schrift „Urban VIII. im Wiederspruch zu Spanien und dem Kaiser", seine glänzende, großzügige Festrede über „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" und sein geistsprühender Aufsatz über „Augusto Vera", den italienischen Hegelianer, mit dessen Wesen er selbst viele Berührungspunkte gemein hatte. Hierher gehört endlich auch seine formvollendete, anschauliche Beschreibung der „Grabdenkmäler", und die damit verbundene, eindrucksvolle Charakteristik der in Betracht kommenden Päpste.

Auch in manchen seiner größeren Geschichtswerke treten die dichterischen Merkmale in den Hintergrund. Das lag, wie

Digitized by Google

der Verf. richtig bemerkt, „weniger an einer grundsätzlichen Änderung der Richtung seines Schriftstellertums, als an dem Stoffe, den Gregorovius zugrunde legte“. Demgemäß sind denn auch seine Biographien Hadrians, der Lucrezia Borgia und der Athenaïs für die vorliegende Untersuchung nicht sonderlich ergiebig. Am ertragreichsten ist in dieser Beziehung noch die Geschichte der athenischen Philosophentochter, deren romantische Gestalt, von poetisch-mystischem Beiwerk umgeben, der dichterischen Auffassung einen weiten Spielraum läßt. Obwohl Gr. jede willkürliche Zutat ablehnt und, wie er ausdrücklich betont, nur die vorhandenen spärlichen historischen Quellen zu Rate gezogen und verwertet hat, vermag man sich doch nicht völlig des Eindrucks zu erwehren, als ob seine wunderbare Geschichte der Athenaïs ins novellistische Gebiet hinübergreift. Trotzdem könnten Verfasser sogenannter kulturhistorischer Romane gerade an diesem Buche lernen, wie auf Grund sorgsamer wissenschaftlicher Forschung der „Stoff der Poesie nachgerückt, ja zur Poesie gemacht werden kann“.

Indem der Verf. dann zur Würdigung der eigentlichen Lebensarbeit von Gr. übergeht, seiner Werke über die „Geschichte der Städte Rom und Athen im Mittelalter“, und sie unter dem Gesichtspunkt ihrer dichterischen Bedeutung betrachtet, gelangt er zu dem bedeutungsvollen Ergebnis, daß Gr. von Anfang an seine großen wissenschaftlichen Aufgaben „dichterisch erfaßte“, daß er „als Künstler über ihnen schuf“, und daß der Eindruck seiner Hauptwerke auf die Leser, „ob sie in wissenschaftlichem Sinne befriedigten oder nicht, ausnahmslos der einer literarisch hervortretenden, dichterisch bedeutenden Leistung war“.

Für diesen Teil seiner Untersuchung boten sich dem Verf. als besonders ergiebige Hilfsmittel dar die „Römischen Tagebücher“ von Gregorovius und dessen Briefe an den Staatssekretär Hermann von Thile und an die Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli. Wie einst Gibbon auf dem römischen Kapitol zu seinem unsterblichen Werke angeregt wurde, so ging auch Gregorovius auf der Inselbrücke San Bartolomeo der Plan auf, der Geschichtsschreiber der ewigen Stadt zu werden. Rom wurde ihm ein „dichterisches Erlebnis“, und zum „künstlerischen Erlebnis“ ward ihm die Arbeit an seinem Werke. Darüber schreibt er 1854 an seinen Königsberger Lehrer, den Philosophen Karl Rosenkranz: „Hier ... steht der Mensch vor der Geschichte still wie vor der göttlichen Notwendigkeit und legt stumm seine Waffen und seine Schmerzen nieder. Dieses Rom ist nicht auszudenken, und lebte man darin Jahrhunderte“.

In der Tat stand Gr., wie ich vielleicht aus eigener Wissenschaft hinzufügen darf, noch viele Jahre später unter demselben Eindruck. Als Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine hohe fürstliche Dame aus Deutschland nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in der ewigen Stadt sich zu unserem Autor

Digitized by Google

dahin äußerte: Sie verlasse Rom mit dem Bewußtsein, es gründlich kennen gelernt zu haben, pries dieser — nicht ohne Ironie — die so leicht Zufriedengestellte glücklich, daß es ihr in wenigen Wochen gelungen sei, den Dämon zu überwinden, mit dem er mehr als 25 Jahre vergeblich ringe.

Ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis der, soweit ich sehe, vollständig herangezogenen Literatur bildet den Schluß der ausgezeichneten Arbeit.

Die klaren, sachlichen und gründlichen Ausführungen, überall getragen von umsichtigem, reifem Urteil, bieten vielseitige Anregung und Belehrung. Und die ästhetisch anziehende Darstellung macht die Lektüre des Werkes zu einem wirklichen Genuß. Über Einzelheiten, namentlich soweit dabei der Charakter des feinsinnigen Gelehrten, dieses edlen, wahrhaft vornehmen Mannes in Frage kommt, möchte ich daher hier nicht mit dem Verf. rechten.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

116.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und hrsg. von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. IV. Bd.: Denkwürdigkeiten aus dem deutsch-dänischen Krieg 1864. Freiburg i. B., Herdersche Buchhandlung, 1914. Kl. 8°. XV u. 278 S. m. Kart. u. 12 Vollbildern M. 2.40, geb. in Pappbd. M. 2.80, in Lwd. M. 3.20.

Der 4. Band der „Bibliothek" (vgl. „Mitteilungen", 44, 112 f.) ist zur 50. Wiederkehr des Jahres 1864 erschienen und erinnert an die Waffenbrüderschaft, die sich jetzt in so großen Verhältnissen bewährt hat. Der Vergleich ist in mehr als einer Hinsicht lehrreich.

Die Sammlung ist reichhaltig und gibt ein vortreffliches Bild der Stimmungen und Kämpfe. Nach einer Aufzählung der wichtigen Ereignisse folgen die Übersichten über die so bescheidenen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, Armeebefehle, Schlachtenberichte und geschickte Auszüge und Aufzeichnungen. Besonders hervorgehoben seien die Briefe bezw. Berichte von Moltke, Hohenlohe, Werner und Baudissin und von österreichischer Seite von Tegetthoff und Schnayder.

Mit den Erklärungen und Karten kann man nicht ganz einverstanden sein. Während die Lage von Ferrol, Vigo, Arkona, Dievenow und Möen überflüssigerweise angegeben ist, wird Christian „der Böse" nicht erklärt. Mit der Angabe „10 Knoten (in der Leine zum Messen der Geschwindigkeit, also hat große Geschwindigkeit)" wird man auch nicht zufrieden sein. Der Plan von Düppel und Alsen hat keinen Maßstab und reicht nicht aus, Gammelmark, Büffelkoppel und Satrup, die oft genannt werden, sucht

Digitized by Google

man dort wie auf der Übersichtskarte vergebens. In dem Wiener Frieden vermißt man ungern den vielumstrittenen Artikel 5.

Sonst kann das mit Liebe und Geschick zusammengestellte Buch warm empfohlen werden.

Berlin-Lichterfelde. Hans Penner.

117.

Vor 45 Jahren. Worte aus großer Vergangenheit. Mit Einleitung von Dr. Paul Brönnle. 8°. XV u. 133 S. Leipzig, Krüger & Co., 1915. M. 1.50, Leinenband 2.—.

Der Herausgeber hat vier Aufsätze zusammengestellt, die dem Kriege 1870/71 entsprossen sind und mehr oder minder in engem Zusammenhang mit den heutigen Ereignissen stehen. Es sind: Heinrich v. Treitschke, „Was fordern wir von Frankreich?"; E. du Bois-Reymond, „Über den deutschen Krieg". Rektoratsrede am Friedrich Wilhelmstag der Berliner Universität 3. August 1870"; Heinrich v. Sybel, „Deutschlands Rechte auf Elsaß-Lothringen"; Graf Münster, „Der Friede von 1870". — Die Einleitung, welche Br. dazu geschrieben, ist tüchtig, nur etwas phrasenreich und blumig.

Der Stern der Gruppe ist Treitschke, dessen Rede wieder mit dem alten Zauber und mit heroischer Wucht an unser Ohr klingt. Die deutschen Beziehungen zu Elsaß-Lothringen sind vom historischen, politischen, sozialen, kulturhistorischen und geographischen Standpunkt in wundervoller Weise klargelegt. Alles wirkt frisch und wie für die Gegenwart geschrieben. Da ist noch nichts Verstaubtes. — Würdig schließt Sybel sich an, doch könnte man hier manches etwas veraltet nennen. Auch ist die Beweisführung nicht überall zwingend. Mit den Bestimmungen des Westfälischen Friedens ist es immerhin eine schwierige Sache. — Recht veraltet sowie leise marktschreierisch und feuerfresserisch erscheint du Bois-Reymond. — Graf Münsters Artikel ist sehr achtungswert, könnte aber ohne großen Schaden fehlen. — Treitschkes Artikel nimmt übrigens auch den bedeutendsten Raum ein.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

118.

Marcks, Erich, Der Imperialismus und der Weltkrieg. (Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Bd. VIII, Heft 1). Gr. 8°. 26 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. M. 0.60.

Die vorliegende Arbeit ist eine willkommene Ergänzung zu einer früheren desselben Verfassers: „Die imperialistische Idee in der Gegenwart" (s. E. Marcks: „Männer und Zeiten" Bd. II 267 ff.). Marcks weist zunächst nach, daß der deutsche Imperialismus sich wesentlich von dem Englands, Amerikas, Rußlands, Japans unterscheidet. Deutschlands Wunsch war nicht

Digitized by Google

auf das Herrschen gerichtet, sondern auf friedliche wirtschaftlich-kulturelle Auswirkung, sein Imperialismus war defensiv, niemals agressiv. Obwohl wir nun einen Weltkrieg im wahrsten Sinne des Wortes erleben, liegen, wie M. überzeugend klarzulegen weiß, die Entstehungsgründe allein in Europa. Der Weltkrieg ist nichts weiter als die Fortsetzung des schon in den früheren Jahrhunderten zu findenden Druckes von Ost- und West- auf Mitteleuropa. Der Imperialismus der Großmächte spielt in diesem Krieg nur insofern hinein, als ihre Gegensätze dort draußen Begleiterscheinungen sind; ihre Gegnerschaft in Europa muß auch Reibereien in den Kolonialgebieten hervorrufen. Trotz der rein kontinentalen Ursachen wird der Krieg aber für die imperialistische Bedeutung der Mächte Folgen haben. Nicht am wenigsten werden im Falle eines Sieges wir und Österreich-Ungarn an Ansehen in der Welt gewinnen.

Berlin-Schmargendorf. Paul Ostwald.

119.

Meinecke, Friedrich, Deutsche Kultur und Machtpolitik im englischen Urteil. (Deutsche Reden in schwerer Zeit, 29). 8°. 27 S. Berlin, Carl Heymann, 1915. M. 0,50.

Die feinsinnigen Ausführungen M.'s über das Wesen der deutschen Kultur und ihr Verhältnis zum Staate sind gedacht als Widerlegungen der englischen Behauptungen von den zweierlei Deutschlands: dem guten Goethes und Kants und dem schlechten, im Erobererstaate Friedrichs des Großen wurzelnden. Der Deutsche wird dankbar die Deutung des heutigen Völkerringens annehmen, soweit dessen Ausbruch seine angeblich schrankenlosen, durch List und Gewalt gekennzeichneten machtpolitischen Überzeugungen verursacht haben sollen; den Engländer könnte sie belehren, wenn er zu sehen nur willens wäre. Des Deutschen „geschichtliches Denken und unser Kulturideal lebt und webt in der Anschauung der Mannigfaltigkeit und des Nebeneinanders freier, starker Staaten, Nationen und Kulturen". „Kein Staat soll für sich mehr Macht erstreben, als zu seiner unbedingten Sicherheit und zur freien Entfaltung seiner Volkskräfte notwendig ist". Solche Sätze erweisen genugsam die Haltlosigkeit jener englischen Verdächtigung, als versuche Deutschland ein Weltreich im Sinne des römischen aufzurichten; doch Englands universale Seeherrschaft stellt eine Universalmonarchie dar, und Deutschlands Kampf gegen sie ist letzten Endes ein Kampf für den Geist der modernen Entwickelung, gegen den England sündigt. Und wie verhält es sich mit den englischen Aufstellungen, Deutschland habe über die Beziehungen von Kultur und Staat unmenschliche Ansichten, überschätze mindestens die Tüchtigkeit des großen und mächtigen Staates für die Kultur? In M.'s scharf durchdachter Formulierung des Verhältnisses beider ist davon

Digitized by Google

nichts zu spüren. Nach ihm bricht echte Kultur immer wieder spontan und selbständig aus den verschiedenartigen Trieben und Bedürfnissen des menschlichen Geistes hervor; Kunst, Wissenschaft und Religion geben sich jede selbst ihr Gesetz — und sind doch nur in dem, was sie erstreben, selbständig; aber die Kraft, mit der sie dies tun, stammt „im letzten Grunde aus dem Boden ihrer Volksgemeinschaft, und in dieser wiederum wirken alle Fähigkeiten und Einrichtungen des staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens zusammen; wer nicht dies Nebeneinander von Abhängigkeit und Unabhängigkeit in den einzelnen Zweigen des geschichtlichen Lebens sich klar zu machen versteht, wird niemals das wahre Verhältnis von Kultur und Staat zueinander erkennen". Kultur und Staat dienen gegenseitig einander und besitzen zugleich ein Eigenleben, das nicht im Dienste des anderen aufgeht. „Es fällt uns nicht ein, unsere selbständigen Kulturbedürfnisse und unsere innere geistige Freiheit dem Staate zu verkaufen, wenn wir uns ihm in freier Hingebung widmen; unsere Ideale verbinden persönliche Freiheit und Hingabe an den Staat".

Überall sind in dem sehr beachtenswerten Schriftchen M.'s, dem eine recht weite Verbreitung beschieden sein möge, historische Belege zur Unterstützung des abstrakt Ausgesprochenen herangezogen; auch sie zeigen deutlich, daß die Engländer, wenn sie Deutschland seit Bismarck eine besonders rücksichts- und skrupellose Machtpolitik vorwerfen, hübsch zunächst vor ihren eigenen Türen kehren sollten.

Wien. Oskar Kende.

120.

Lampe, Felix, Kriegbetroffene Lande. Geographische Skizzen für jedermann zur Vertiefung des Verständnisses für Gründe und Ziele, Verlauf und Schauplätze des Weltkrieges der Gegenwart. Mit 26 Zeichnungen und Karten im Text. Gr. 8°. 346 S. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1915. M. 7.—.

Der Geograph Professor Dr. Felix Lampe, bekannt als einer der führenden Männer auf dem Gebiete des erdkundlichen Unterrichts, verdient besten Dank dafür, daß er seine während der Kriegszeit in Vorträgen und Zeitschriften gegebenen Schilderungen von kriegbetroffenen Landen durch Herausarbeitung zu einem Ganzen in Buchform weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.

Verf. hegt einen höheren Begriff vom Wesen der Geographie, als daß er ihre Bestimmung in naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und statistischen Feststellungen beschlossen sähe. Dem Altmeister Karl Ritter folgend, erblickt er ihre Aufgabe darin, die Zusammenhänge zwischen Erde und Menschenleben zu erfassen, die Wechselwirkung, in der beide miteinander stehen, aus den in ihnen waltenden Kräften zu erkennen: „Nicht nur das

Digitized by Google

Land macht die Menschen, auch die Menschen (machen) das Land: Geistiges Klima!" Die Überzeugung von dem Übergewicht des Geistigen über das Physische tritt durchgängig zu Tage. Zieht Verf. auch eine genaue Grenze zwischen Geographie und Geschichte, jener mit ihrer räumlich, dieser mit ihrer zeitlich bedingten Betrachtungsart, so geht er doch überall so weit in die Vergangenheit zurück, wie er es für die Erklärung des Zustandes in der Gegenwart braucht.

Kann somit der Geograph nicht ohne die Geschichte auskommen, so kann ebensowenig der Historiker das Verständnis der Gegenwart erschließen, ohne mit dieser selbst kulturgeographisch sich bekannt gemacht zu haben. Die Kulturgeographie steht am Ausgangs- und am Endpunkt der Kulturgeschichte. Ein kulturgeographisches Werk, wie dies Lampesche, weiß deswegen auch dem Historiker viel zu sagen, sodaß seine Besprechung in den „Mitteilungen" ganz am Platze ist.

Der Inhalt gliedert sich in zwei Abteilungen, eine kleinere „Zur Geographie der Kriegsgründe und des Kriegsverlaufs" und eine größere „Kämpfende Völker, umkämpfte Lande".

Friedrich Ratzels Wort „Krieg ist Kampf um den Raum" wird der Betrachtung der Ursachen des Weltkrieges vorangestellt und seine Bewahrheitung an den Begehrungen der Ententemächte dargetan. Mit Recht wird den einzelnen Persönlichkeiten, die bei dem Ausbruch des Krieges die Staatsgeschäfte zu führen hatten, sehr viel weniger Wichtigkeit für die Wendung der Dinge beigemessen, als den Tendenzen, die aus den historisch-geographischen Gegebenheiten der rivalisierenden Mächte hervorgingen. Scharf müsse zwischen den zur Schau getragenen und den wahrhaft wirksamen Beweggründen unterschieden werden.

Was die Geographie zum volleren Verständnis des Kriegsverlaufs beizubringen vermag, erhellt aus den Ausführungen über die Raumverhältnisse, die Lage, die Bodengestalt, die Erzeugnisse, die Bevölkerungsziffer und -Art, sowie über das wirtschaftliche und geistige Leben der beteiligten Länder.

Die zweite Abteilung hat es mit einer eingehenderen Darstellung aller mit den sich vollziehenden Ereignissen in Verbindung stehenden geographischen Verhältnisse der sich bekämpfenden Gruppen zu tun. Die Bereiche des östlichen und des westlichen Land- und See-Kriegsschauplatzes, das Mittelmeer mit seinen Randländern, der „ferne Osten und der ferne Westen" werden uns in ihrer von der Natur und dem Volkscharakter bestimmten Eigenart vorgeführt, während unser Vaterland den Beschluß bildet.

Von dem Einfachsten und Nächstliegenden geht die Vorführung überall aus, um sich dann größeren inneren Zusammenhängen zuzuwenden und an geeigneten Stellen sich zu höheren umfassenden Gesichtspunkten zu erheben.

Rußlands Volksgeist finde keine genügende Betätigung in den inneren öffentlichen Angelegenheiten und begünstige daher

Digitized by Google

das Bestreben nach äußerer Machterweiterung. Der alten deutschen Kulturarbeit in den östlichen Grenzländern Deutschlands wird eindringlich nachgegangen. Frankreich zeige im Gegensatz zu Rußland Alterserscheinungen; dem französischen Volk, „so beweglich es im Frieden, so tapfer es im Kriege ist, fehlt doch das frische Wachstum"; es kranke unter dem Mißverhältnis seiner Kraft und der aus seiner ehemaligen Größe herrührenden Ansprüche. Belgiens staatliches Dasein ist geblieben, wie es Leopold I. nannte, „Ein Experiment". Die Gunst der geographischen Lage einerseits, der Schutz durch die See, die Nähe des Kontinents und die freie Ausfahrt in den Ozean, der Kohlenreichtum andererseits waren die von der Natur geschaffenen Vorbedingungen, vermöge deren die auf das Praktische vornehmlich gerichtete Tatkraft und Klugheit des Engländers es dahin gebracht, daß „Großbritannien ein Staat (geworden) ungleich großartiger als das alte Rom und sein Volk ein Herrenvolk, wie es die Erde noch nie gesehen, dessen Sprache für 550 Millionen Menschen die Amtssprache ist, das selbst nur rund 40 Millionen stark, über 400 Millionen gebietet und außer diesen weiter ungezählte Millionen als Kunden seines Handels, ungezählte Staaten des Erdballes als Schuldner seiner Kapitalkraft nach seinem Belieben gängelt". Aus Eifersucht gegen den in stärkerer Progression als der eigene sich ausbreitenden deutschen Handel führte England den Krieg herbei. Italien gefällt sich in der Pose des alten Rom, dabei nur vergessend, daß es seine Einheit nicht eigenen, sondern fremden Siegen zu verdanken hat. Anziehende Ausblicke sind es, die der Verfolg der Linie Berlin—Bagdad in den betreffenden Abschnitten unseres Buches uns erschließt. „Dieser Krieg kann ein Wendepunkt der Weltgeschichte sein". Recht treffend heißt es von Japan: „Dies japanische Volk fließt hinaus, und die japanische Staatsmacht will ihm nach und gewinnt dadurch eine Richtung auf Eroberung und Ausdehnung". Die für uns erfreulichste Erscheinung in Amerika ist, wie das deutsche Blut bei den Deutsch-Amerikanern sich regt.

Seelenwärme durchströmt das Schlußstück vom Vaterlande: Deutschlands Zukunftsarbeit muß seinen besten Überlieferungen gemäß sich vollziehen, um den Erfolg zu verbürgen.

Bedürfte es noch der Beweisführung, eine wie reiche und unentbehrliche Quelle der Belehrung die Geographie dem Diplomaten, Soldaten, Kaufmann, Industriellen, Techniker und schließlich jedem Gebildeten bietet, der auf diesen Namen Anspruch erheben darf, so böte Felix Lampes vortreffliches Werk dafür den vollen Beleg. Und mit dem Verf. kann man nur aufs lebhafteste wünschen, daß hinfort auch für den Schulunterricht die nötige Folgerung daraus gezogen werden möchte.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

Digitized by Google

121.

Seippel, Paul, Die heutigen Ereignisse vom Standpunkte der romanischen Schweiz. 8°. 39 S. Zürich, Rascher u. Comp., 1915. Cts. —.60.

Der gegenwärtige Krieg ist ein Prüfstein für die innere Festigkeit des Staates der Schweizer geworden, der auf der engen Verbindung germanisch-romanischen Wesens beruht. Der schroffe Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen verursachte anfangs eine innere Zerrissenheit und Zwiespältigkeit unter den Schweizern, die gefährlich zu werden drohte. Hätte die eine oder die andere der sich aufs heftigste bekämpfenden Strömungen die Oberhand gewonnen, so wäre die Spaltung dagewesen. Mahnend rief daher der Deutschschweizer Konrad Falke in seiner Schrift „Der schweizerische Kulturwille" aus: „Wenn wir nicht den festen Willen haben, germanisches und romanisches Wesen zur gegenseitigen Bereicherung inniger als sonstwo einander anzunähern, miteinander statt nur nebeneinander zu leben, so hat es keinen Zweck, daß ein schweizerischer Staat besteht!" Dieselbe Warnung klingt aus dem Vortrage Seippels, den dieser im Auftrage der „Neuen helvetischen Gesellschaft" in Basel gehalten hat, und der als Broschüre in der Sammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst" erschienen ist. Darin fordert er, daß die Schweizer ihre ganze Kraft einsetzen, um während der großen europäischen Krise ihre geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit zu wahren. Ohne sich die Vorurteile und Leidenschaften der Nachbarn aufdrängen zu lassen, sollen sie die gegenwärtigen Ereignisse mit Kaltblütigkeit und Nüchternheit beurteilen.

Wie es aber um die „Objektivität" des Verf. selbst bestellt ist, zeigt seine Stellung zur belgischen Neutralitätsfrage. Für die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland findet er keine Rechtfertigung und keine Entschuldigung. Was nach dem anfänglichen Eingeständnis des deutschen Neutralitätsbruches von seiten des Reichskanzlers an Beweisen für die Aufgabe der Neutralität von Belgien selbst durch Veröffentlichung der in Belgien gefundenen Dokumente vorgebracht wurde, ist für S. nicht stichhaltig. Er sieht in den Aktenstücken aus dem Archiv des belgischen Kriegsministeriums nichts als kurze Notizen, die sich General Ducarne, der Chef des belgischen Generalstabes, im Jahre 1906 über seine Unterhaltungen mit dem englischen Militärattaché in Brüssel, dem Oberstleutnant Barnardiston, gemacht hat. Es handle sich demnach nicht um eine Militärkonvention zwischen England und Belgien, sondern um eine Konversation zwischen dem englischen und dem belgischen Offizier über die Frage, wie bei einem Einfalle deutscher Truppen in Belgien England sich an der Verteidigung der belgischen Neutralität beteiligen könne. Die Besorgnis vor einer Verletzung der Neutralität von seiten Deutschlands sei dadurch begründet gewesen, daß eine Reihe angesehener deutscher Militärschriftsteller

Digitized by Google

offen damit gerechnet habe und vom Deutschen Reiche strategische Eisenbahnen an der belgischen Grenze gebaut worden seien. Trotzdem hätte die belgische Regierung auch in dieser Lage ihre Unparteilichkeit zu wahren gesucht: Generalstabsoffiziere hätten die Küsten Flanderns bereist, um die Maßnahmen zu prüfen, die gegen eine ungebetene Landung englischer Streitkräfte zu treffen seien. Noch am 3. August, als bereits deutsche Truppen in Belgien eingerückt waren, sei ein Angebot französischen Schutzes abgelehnt worden. Frankreich selbst sei für ein Einschreiten in Belgien so wenig vorbereitet gewesen, daß es mehr als vierzehn Tage gebraucht hätte, um Truppen an dieser Grenze zusammenzuziehen. Bei dieser Verkennung der wirklichen Lage kann es nicht verwundern, daß sich der Verf. aufs innigste mit dem unglücklichen Lande verbunden fühlt, „das aus keinem anderen Grunde überfallen und mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, als weil es für die deutschen Armeen auf dem Wege nach Paris die bequemste Marschroute war". Vor allem tadelt er die strenge Anwendung des Kriegsrechtes gegenüber der feindlichen Bevölkerung. Obwohl es weder in Belgien noch in Frankreich zu einem Franktireurkrieg gekommen sei, habe man ein Schreckensregiment geübt, das darauf hinzielte, jede Neigung zum Widerstande im Keime zu erdrücken. Das ist der Grund, weshalb der Verf. Wert auf eine Unterscheidung zwischen der deutschen Nation und dem preußischen Militarismus legt. Diesen betrachtet er als den Sündenbock, der mit den Verwünschungen aller braven Schweizer beladen in die Wüste geschickt wird, während dem deutschen Volke und seiner Kultur die gebührende Hochachtung nicht entzogen werden soll. Von der Herrschaft eines militaristischen und imperialistischen Deutschland fürchtet S. die Überwachung und geistige Disziplinierung Europas. Die Vernichtung Frankreichs wäre ein unersetzlicher Verlust für die Schweiz, deren Interesse darin besteht, daß keins von beiden Ländern seinen Gegner zerschmettert. Die deutsche Nation und Kultur wird ja den ihr zukommenden Platz in der Welt behaupten, denn es ist kein Zweifel, daß Deutschlands überströmende Lebenskraft, sein stolzes und unerschütterliches Kraftbewußtsein der Gefahr der Vernichtung trotzt.

Mit Recht bezeichnet es der Verf. als die schönste Aufgabe der Schweizer im gegenwärtigen Völkerringen, die Wunden des Krieges zu lindern und in der Tätigkeit des „Roten Kreuzes", sowie der „Agentur für die Kriegsgefangenen" als menschenfreundliche Vermittlerin zwischen den kriegführenden Völkern zu arbeiten.

Trotz mancher einseitigen und schiefen Beurteilung der neuesten geschichtlichen Vorgänge ist das Büchlein anregend und fesselnd. Es soll den Deutschschweizern die Notwendigkeit des Zusammenhaltens mit den französischen Schweizern vor Augen führen. Belgiens Schicksal soll den Schweizern zur Mahnung

Digitized by Google

dienen, wachsam, einig und stark zu bleiben und sich nur auf sich selbst zu verlassen. Diese Tendenz der Schrift ist bei ihrer Wertung im Auge zu behalten.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

122.

Die deutsch-lettischen Beziehungen in den baltischen Provinzen. Von einem **Balten** mit einem Vorwort von Prof. Dr. **O. Külpe.** (Zwischen Krieg und Frieden. No. 32.) 8°. VIII u. 68 S. Leipzig, S. Hirzel, 1916. M. 1.—.

Die vorliegende Einzelschrift über das Verhältnis der Balten zu ihren lettischen Heimatgenossen trägt einen politischen Charakter und soll auf das Publikum von heute Eindruck machen. Ihre Besprechung gehört aber doch in eine historische Zeitschrift, da die eigentümlichen Zustände in Livland nur aus der eigentümlichen Geschichte dieses Landes heraus richtig erklärt werden können. Man fragt z. B.: Wie ist es möglich, daß die Bürger der livländischen Städte es ohne Aufbäumen ertragen haben, daß auf dem Landtage außer der Stadt Riga nur der Großgrundbesitz und überwiegend der Adel vertreten sind? Die Beantwortung ist einfach. Der livländische Landtag hat seit 1721 kaum eine andere Aufgabe gehabt, als die ländlichen Verhältnisse zu behandeln; die Städte hatten ihre eigenen Sorgen, ihre eigene Entwickelung. Auch die kirchliche Verwaltung des Landes war von der der Stadt Riga getrennt. Diesem Umstande ist es zu verdanken, daß noch heute die Verhandlungssprache auf dem Landtage deutsch ist. Wäre früher ein allständischer Vertretungs-Landtag eingeführt worden, so wäre die Verhandlungssprache russisch. Es kommt den Balten aber auf nichts mehr an als auf die Aufrechterhaltung des Deutsch-Nationalen.

Oft ist gesagt worden, es sei der größte Fehler der livländischen Stände gewesen, daß sie die Esten und Letten nicht germanisiert haben. Wer so urteilt, kennt die Geschichte des Landes nicht genauer. An der Einsicht, daß es besser wäre, wenn die Letten nicht Letten wären, sondern Deutsche, hat es nicht gefehlt, aber ob diese Umwandlung in früheren Zeiten möglich gewesen wäre, ist eine andere Frage. Die livländische Geschichte ist eine Geschichte selten unterbrochener Kriege, und als endlich nach dem Napoleonischen Zeitabschnitt eine Zeit der Ruhe eintrat, war die Arbeit des Landtags auf das Notwendigste, auf die Befreiung, wie auf die Herstellung von Eigentum und freier Gemeindeverfassung der Bauern gerichtet, also nur mittelbar auf die Germanisierung des Lettenvolks. Die vorliegende Arbeit geht auf diese Fragen weiter ein und sucht dnrch die Geschichte und durch die Erklärung der heutigen Verfassungszustände Livlands begreiflich zu machen, warum die Deutschen und Letten heute als zwei Völkerschaften einander gegenüberstehen, statt zu einem Volke, dem deutschen, verschmolzen zu sein.

Digitized by Google

Das baltische Deutschtum bildet eine geschlossene Oberschicht mit starkem Lokalpatriotismus, der eine Neigung zur Selbstzufriedenheit zeigt. Diese Züge verbinden sich mit einer recht verbreiteten allgemeinen Bildung, die ihre Nahrung aus dem deutschen Mutterlande erhält. Die geselligen Umgangsformen, die Verachtung von Titeln und unnützen Zeremonien, die gesellschaftlich wenig geschiedenen Stände des Adels und des Bürgertums sind den Reichsdeutschen, die vor der Russifikation reichlich einströmten, stets angenehm aufgefallen. Politisch findet eine solche Übereinstimmung zwischen Adel und Bürgertum nicht in gleichem Maße statt. Über den Parteibestrebungen stehen aber immer die nationalen.

Der Gegensatz zwischen Deutschen und Russen ist heute im allgemeinen weniger schroff als zwischen Deutschen und Letten, wenigstens wenn sich die Russen nicht in den Dienst der Russifikation stellen. Die russischen Beamten stehen beiden einheimischen Völkerschaften als Fremde gegenüber. Der Verf. legt ausführlich dar, wie das Verhältnis zwischen Deutschen und Letten sich allmälich verschlechtert hat, wie aus den alten patriarchalischen Beziehungen zwischen Herrn und Bauern ein Gegensatz erwachsen ist zwischen der deutschen Oberschicht und dem durch deutsche Kulturarbeit selbständig gewordenen Lettenvolk, ferner wie die sozialdemokratischen Bestrebungen durch die Berührung mit den russischen Revolutionären, durch Zerstörung der Volksschulen, durch Ausdehnung der Industrie sich verstärkt haben, wie aber auch in den von Letten abstammenden Handwerkern, Kaufleuten und Gelehrten ein nationales Selbstgefühl sich geltend macht, das nicht wie bei den ersten Regungen lächerlich erscheint, sondern gefährlich, besonders gefährlich in dem Kampf der Deutschen gegen die Russifizierung. Während die Letten früher stolz darauf waren, deutsch zu werden, wollen sie heute eine eigene Kultur ausbilden, was bei der Unerreichbarkeit dieses Zieles eine Annäherung an das Russentum zur Folge hat.

Die kleine Schrift ist sehr lesenswert, und man kann dem im Vorwort von O. Külpe ausgesprochenen Wunsch nur zustimmen, daß die Reichsdeutschen jetzt, wo unsere Truppen an der Düna stehen, dem baltischen Deutschtum mehr Anteil widmen möchten als früher, und daß dieses Buch viele Leser finde.

Frankfurt a. M. J. Girgensohn.

123.

Zivier, E., Neuere Geschichte Polens. 1. Band: Die zwei letzten Jagellonen (1506—1572). (Allgemeine Staatengeschichte, hrsg. v. Karl Lamprecht. 39. Werk.) Gr. 8°. VIII u. 809 S. Gotha, F. A. Perthes, A.-G., 1915. M. 20.—.

Der 1. Band der auf drei Bände berechneten neueren Geschichte Polens von E. Zivier ist der wohlgelungene Anfang

Digitized by Google

einer längst ersehnten Fortsetzung der Geschichte Polens von Roepell-Caro, die mit dem 5. Bande (1886—1888) die Darstellung der polnischen Geschichte bis zum Jahre 1506 führte.

Ebendort beginnt Z. nach einem kurzen, einleitenden Rückblick über die Zeit vor 1506 mit der Regierung Sigismunds, der Herzog von Glogau war und auch andere Teile Schlesiens regierte, und nun nach dem Tode seines Bruders Alexander in die Rechte eines Großfürsten von Litauen trat und als solcher bald darauf zum König von Polen gewählt wurde. Der neue König, der seinen Vorgänger körperlich und geistig überragte, erkannte bald, daß das ringsum befehdete Polen sich nur behaupten könne, wenn auf neu geordneten Finanzen eine starke Wehrmacht stünde. Bevor er sich aber diesen Aufgaben widmen konnte, mußte er sein Land gegen zahlreiche Feinde, besonders gegen den Großfürsten von Moskau verteidigen, der von seinen Ansprüchen auf russische Teile Litauens (Smolensk) nicht abließ. Es begann eine lange Reihe von Kriegen mit Moskau, in denen die Polen in den Tartaren zwar Bundesgenossen, aber keine Hilfe hatten, ja sogar in Verlegenheit gerieten durch den Abfall des mächtigen Glinski, dem Z. jedes höhere Ziel für seine Umtriebe abspricht. Gleich nach einem vorläufigen Frieden (1509) zog man gegen den Hospodar der Moldau und dann gegen die Tartaren, die 1512 bei Wiśnowice besiegt wurden.

Neben diesen Problemen der auswärtigen Politik schwebte immer noch die Auseinandersetzung mit dem deutschen Orden über die Leistung des im Thorner Frieden von 1466 geforderten Huldigungseides. So oft der Orden Unterstützung bei den Feinden Polens suchte, hatte sich der Konflikt zeitweilig verschärft, während er bei dem Versuche einer diplomatischen Lösung durch den Kaiser oder Papst nur verschleppt worden war. Auch der Plan des Erzbischofs von Gnesen, Johann Laski, die Hochmeisterwürde mit der polnischen Königswürde und das Ordensland mit Polen für immer zu vereinigen, brachte keine Klärung. Im Jahre 1513 nahm der Hochmeister eine feindselige Haltung gegen Polen ein, unter Begünstigung durch den Kaiser, der infolge der ungarischen Politik König Sigismunds auch Moskau zum Kriege gegen Polen veranlaßt hatte. Die Polen verloren Smolensk, siegten aber entscheidend bei Orscha. Trotzdem war Sigismund einer Aussöhnung mit dem Kaiser geneigt, der dieselben Wünsche hatte, weil sein Bund mit Moskau recht unliebsames Aufsehen erregt hatte. Mit großer Prachtentfaltung wurde in Preßburg und Wien 1515 die Versöhnung gefeiert, bei welcher der Kaiser seine dynastischen Wünsche erfüllt sah und Sigismund weitgehende Zugeständnisse erhielt. Als Folge dieser Annäherung beider Herrscher bemerkt Z. eine große Erschlaffung in der Politik des polnischen Königs. Sigismund wie Maximilian waren jetzt um Friedensverhandlungen zwischen Polen und dem Großfürsten bemüht, der gerade die Tartaren wieder für sich gewonnen hatte.

Digitized by Google

Die erfolglosen Verhandlungen in Moskau brachten dem polnischen König eine tiefe Demütigung. Auch der Hochmeister zeigte keine Neigung zum Frieden, wobei es ihm zustatten kam, daß Sigismunds Aufmerksamkeit durch die Vorgänge im deutschen Reiche gefesselt war, denn der Tod Maximilians und die Frage der Nachfolge rückten Polen in das europäiche Interesse. Sigismund glaubte als Vormund des böhmischen Königs selbst wählen zu können, worin er sich aber irrte, da die böhmischen Stände durch ihren Kanzler die Kurstimme abgeben ließen. Doch dies entschied sich erst später, und vor der Wahl war Sigismund von den Parteien, besonders Frankreich, lebhaft umworben. Als schließlich doch der Krieg mit dem Orden ausbrach, versammelten sich die Polen ohne Beteiligung Litauens in Thorn und begannen von dort aus im Dezember 1519 ihren siegreichen Einmarsch in das Ordensland, das sie fast ganz besetzten. Schon wurde über einen Waffenstillstand verhandelt, als das Herannahen deutscher Hilfstruppen neue Hoffnungen erweckte. Man kämpfte weiter, doch die deutschen Landsknechte lösten sich auf, und der Orden hatte, trotz einiger Erfolge, keine Entscheidung erlangen können. Nach langwierigen Verhandlungen kam als Ergebnis des ganzen Feldzuges am 5. April 1521 in Thorn nur ein Kompromiß zustande, nach dem ein 4jähriger Waffenstillstand geschlossen wurde, während welcher Zeit anerkannte Schiedsrichter über die Rechtmäßigkeit der polnischen Forderung des Huldigungseides des Hochmeisters entscheiden sollten. Der polnische Waffenerfolg gegen den Orden machte auch den Großfürsten von Moskau zu einem Waffenstillstand geneigt, der im Frühjahr 1522 endlich vereinbart wurde; Smolensk blieb den Russen, während die Polen die Kriegsgefangenen behielten. In der Zeit des Waffenstillstandes zwischen Polen und dem Orden bemühten sich beide Teile eifrig, eine geeignete Lösung des Konfliktes zu finden. Diese ergab sich endlich aus der Säkularisation des Ordens, die dem Hochmeister den Vasalleneid nicht ersparte, aber seine Stellung wesentlich erhöhte und durch die Beendigung des Streites mit Polen seinem Lande die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung brachte.

Die vielen Kriege, die doch nur geringe politische Erfolge hatten, zehrten natürlich sehr an der Volkskraft. Die geplanten Reformen konnten nicht ausgeführt werden, wobei der Adel in seinem Streben nach politischer Macht einen großen Teil der Schuld trug. Von Bedeutung für die innere Politik war der Einfluß der Königin Bona Sforza, der Italienerin, die König Sigismund nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Barbara Zapolya geheiratet hatte. Bona schenkte ihrem Gemahl den erwünschten Erben, dem sie im Reiche die Zukunft zu sichern suchte. Durch reiche Mittel und die Unterstützung des Königs erreichte sie es im Jahre 1522, daß ihr Sohn Sigismund August im zartesten Alter bereits als zukünftiger Großfürst von Litauen anerkannt wurde. Später gelang es ihr, ihn im Alter von neun

Digitized by Google

Jahren trotz heftiger Opposition zum König von Polen neben seinem Vater wählen zu lassen. Für die innere Politik war ferner wichtig die Einverleibung Masoviens nach dem plötzlichen Aussterben des Herzoghauses (1526). Zu derselben Zeit wurde durch den Tod Ludwigs II. der Thron von Böhmen und Ungarn frei. Sigismund trat wohl als Prätendent auf, wurde aber von den Böhmen, die auf Grund ihres Wahlrechtes Ferdinand wählten, zurückgewiesen und vermochte sich auch in Ungarn keine Geltung zu verschaffen. Hier standen sich der Habsburger Ferdinand und Johann Zapolya gegenüber. Der polnische König lehnte einen offenen Anschluß an seinen Schwiegersohn Zapolya ab und verharrte in einem ertraglosen Schwanken, das sich von nun an bis in die Regierungszeit Sigismund Augusts fortsetzte. — Die ungarische Frage und ein Feldzug gegen den Hospodar der Moldau, der bei Obertyn geschlagen wurde, führte zu Auseinandersetzungen mit den Türken, mit denen ein langfristiger Vertrag geschlossen wurde. Bald danach brachte der Tod des Großfürsten Wassily (1533) für die Litauer erneut die Gelegenheit, ihre Ansprüche auf litauische Gebiete des Großfürsten zu erheben; doch sie vermochten, trotz eines siegreichen Feldzuges, in dem Waffenstillstand von 1537 nicht den erhofften Gewinn zu erringen.

In der Friedenszeit der dreißiger Jahre wurde in Polen eifrig an Reformen, besonders des Rechts, gearbeitet. Leider zeigte die Mühe nicht den vollen Erfolg, da gleichzeitig der Adel vom König die weitgehendsten Zugeständnisse erfüllt sehen wollte. Dann aber traten die Intrigen der Königin Bona und die dauernde Möglichkeit, mit auswärtigen Mächten in Konflikt zu geraten, wo dann die Einberufung des allgemeinen Aufgebotes zugleich einen beschlußfähigen Reichstag schuf, immer wieder lähmend den besten Absichten des Königs entgegen. Dazu kam, daß Sigismund wegen seines hohen Alters nicht mehr im Stande war, allen Aufgaben des Staates gerecht zu werden. Seine Unentschlossenheit nahm immer mehr zu, besonders bei der Ausführung des zwischen Zapolya und Ferdinand geschlossenen Großwardeiner Vertrages.

Als 1548 Sigismund starb, folgte ihm sein bereits gewählter Sohn Sigismund August. Diesmal bot also der Thronwechsel keinen Wahlkampf; dafür aber erhitzten sich die Gemüter über die Person der Königin. Denn der junge König hatte, nach kurzer Ehe mit Elisabeth von Österreich, Barbara Radziwill ohne Wissen der Magnaten geheiratet und verlangte jetzt ihre Anerkennung als Königin. Er erreichte sein Ziel, aber erst als er seine Stellung durch Anlehnung an Österreich gefestigt hatte.

In der auswärtigen Politik trat unter Sigismund August keine wesentliche Änderung ein. Mit den Türken wurde ein neuer Freundschaftsvertrag 1554 auf der Grundlage des alten geschlossen, der auch bestehen blieb, als Ferdinand und der

Digitized by Google

Sultan wegen Siebenbürgen in einen Krieg gerieten. Die Beziehungen zu Moskau hatten sich wegen der Annahme des Zarentitels durch Iwan und der damit erhobenen Ansprüche auf polnische Gebiete bedenklich zugespitzt, doch wurde ein Krieg vermieden und der alte Waffenstillstand verlängert. Das bedeutendste Ereignis der auswärtigen Politik war gegen Ende der Regierung Sigismund Augusts die Einverleibung Livlands, die in der Hauptsache von Nikolaus Radziwill geleitet wurde. Man kam geschickt den anderen Prätendenten zuvor, die Streitigkeiten des Meisters in Livland und des Erzbischofs von Riga benutzend, um ein Eingreifen Moskaus zu verhindern. Mit diesem brach bald darauf ein Krieg aus, in dem Litauen die Feste Polock verlor. Im Süden hatte man wohl den Erfolg, eine Liga mit Türken und Tartaren gegen Moskau geschlossen zu haben, doch praktische Erfolge konnte dieser Bund nicht aufweisen.

Die innere Politik gestaltete sich durch die andauernde Entwicklung der Adelsmacht sehr schwierig, wobei die Unentschlossenheit des Königs verhängnisvoll wurde. Während Sigismund August die Einverleibung Livlands betrieb, verlangte der Adel in lebendigem Nationalismus mit Zähigkeit die Exekution, d. h. die Revision der Staatsgesetze und die Einbeziehung der Nebenländer, besonders Preußens und Litauens, zu einem polnischen Reiche.

Der Reformation, die bei ihrem Auftreten in Polen nach Ziviers Darlegung nur als politische Strömung bekämpft wurde, schien nach dem Tode Sigismunds kein Hindernis mehr im Wege zu stehen, da sich Sigismund August indifferent verhielt. Es offenbarte sich eine große geistige Bewegung mit vielen Entwürfen, von denen die Forderung eines polnischen Nationalkonzils am bemerkenswertesten war. Das Bestreben des Adels, die Macht der Geistlichkeit zu beschränken, war für die Reformation günstig, doch trat infolge des Mangels an einer festen Organisation der Evangelischen eine unheilvolle Zersplitterung ein, gegen welche die Gegenreformation durch die Jesuiten leicht ankämpfte. Die geistige Spaltung der katholischen Geistlichkeit zeigte sich besonders dem Tridentiner Konzil gegenüber.

Dies sind in kurzen Andeutungen die Hauptprobleme, die Zivier im 1. Bande recht anschaulich dargestellt hat, so daß sein Buch eine wertvolle Bereicherung unserer historischen Darstellungen bildet. Zweifelhaft ist aber, ob die an anderer Stelle gelobte Zusammenfassung der Quellenangaben am Ende der Kapitel wirklich empfehlenswert ist bei einer ersten und so gründlichen Bearbeitung des schwierigen Stoffes. Für die Forschung wäre wohl eine präzise Angabe der Quellen von Fall zu Fall mehr erwünscht.

Warschau. Hans Bellée.

Digitized by Google

124.

Sturdza, Demetrius A . ., Europa, Rußland und Rumänien. Eine ethnisch-politische Studie. Nach der 2. rumän. Aufl. ins Deutsche übertragen. Mit 3 Karten. 8°. VII u. 48 S. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1915. M. 1.50.

Es liegt etwas Rührendes in der Tatsache, daß das Vorwort des Verfs. zur 2. Auflage vom 14. Sept. 1914 datiert ist, kaum 4 Wochen vor seinem Tode (8. Oktober), so daß das Büchlein wie das politische Testament des bedeutenden Staatsmannes erscheint. Es ist eigentlich zu bedauern, daß die langen statistischen Berechnungen, die beim Erscheinen der Schrift (1890) wohl berechtigt und notwendig waren, nicht nach dem Stande der letzten Volkszählungen umgearbeitet und, da jetzt genaue Zahlen statt vager Vermutungen vorliegen, entsprechend gekürzt worden sind, denn sie bilden einen gewissen Ballast. Im übrigen ist die Schrift von Bedeutung als entschiedenes Glaubensbekenntnis eines der Mitschöpfer des modernen Rumänien zur westeuropäischen Kultur (d. h. im Sinne der Gegenüberstellung gegenüber der osteuropäischen, weshalb hier auch Deutschland und Österreich-Ungarn zu Westeuropa gerechnet sind). St. ist ein ausgesprochener Vertreter des Standpunktes, daß Rumänien niemals mit Rußland gehen könne und also, da er Neutralität in einem großen europäischen Kampf als „Dummheit" bezeichnet, gegen Rußland kämpfen müsse. Es wäre nur zu wünschen, daß seine Anschauungen in seinem Vaterlande endlich durchdringen. In der historischen Beweisführung geht er stellenweise zu weit, z. B. wenn er S. 35 behauptet, daß sich die Rumänen „nie von dem Gange der europäischen Zivilisation abgewendet haben, . . . daß sie in fortwährender Verbindung mit dem Westen waren und von hier den Antrieb zu ihrer Entwicklung erhielten". Man kann wohl sagen, daß sie im Gegenteil das ganze Mittelalter hindurch und bis um 1800 unter byzantinisch-slavischem Einfluß standen, wie Glaube, Schrift, Literatur und Kunst genügend beweisen. Aber freilich mit dem Erwachen der modernen nationalen Bestrebungen erfolgte der bewußte Anschluß an Westeuropa, und diesen belebenden Einflüssen verdankt das Land sein mächtiges Aufblühen unter der unvergleichlich tüchtigen, zielbewußten Leitung König Carols. Doch die starke Betonung der romanischen Abstammung führte zu Sympathien für Frankreich und Italien, die heute eine Hauptrolle in dem inneren Kampfe spielen, in dem das rumänische Volk mit sich selbst ringt. Sympathien für Rußland dürften kaum weit verbreitet sein; stärker wirkt die Antipathie gegen Ungarn wegen der wohl in der Tat nicht ganz befriedigenden Lage der dort ansässigen Rumänen. — Hoffen wir, daß trotzdem Rumänien schließlich, nach Sturdzas Wunsch, seinen Platz an der Seite der Mittelmächte einnimmt; das wäre das beste Mittel, um auch die ebenerwähnte Schwierigkeit endgültig zu beseitigen.

Wien. Moritz v. Landwehr.

Digitized by Google

125.

Ostwald, Paul, Japans Expansionspolitik 1900—1914. (Gegenwartsfragen 1913/15 Nr. 8). 8°. 44 S. Berlin, „Politik", 1916. M. 1.—.

Eine fleißige und geschickt zusammengestellte Übersicht über die wesentlichsten Züge der auswärtigen Politik Japans, besonders in den letzten 15 Jahren. Zunächst wird das Bündnis mit England (1902, erneuert 1905 und 1911) erörtert und der dadurch ermöglichte siegreiche Kampf gegen Rußland (1904/5). Damit endet der erste Zeitabschnitt; denn das 1895 im Kriege gegen China noch vergeblich erstrebte Ziel, die Erkämpfung der Großmachtstellung, sei damit erreicht. Nach 1905 beginne der zweite Abschnitt mit der Aufgabe Japans, „diese eben errungene Großmachtstellung so zu erweitern, daß es als die den Stillen Ozean beherrschende Macht dasteht" (S. 18). Der durch diese Politik gegebene Gegensatz zu China und den Vereinigten Staaten von Amerika, sodann zu Deutschland und schließlich auch zu England wird in der 2. Hälfte des Aufsatzes näher dargelegt. Die Arbeit will nach dem Vorwort „ein Verständnis für das besonders durch die aufsteigende Macht Japans so schwierig gewordene ostasiatische Problem zu wecken versuchen". Dabei gelte es nicht, „das allmähliche Werden dieses ostasiatischen Inselreichs in politischer, kultureller, wirtschaftlicher Beziehung zu schildern, sondern ein Bild zu geben von den Grundlagen seiner Großmachtstellung und ihren Folgen". Dieses selbstgesteckte Ziel darf als erreicht angesehen werden. Bei Einzelheiten von jedoch nur nebensächlicher Bedeutung wird vielleicht mancher von der Auffassung des Verfs. etwas abweichen, auch einigen Behauptungen eine etwas vorsichtigere Fassung wünschen. Man kann doch z. B. schon im Hinblick auf Siam, geschweige denn auf China, kaum zugeben, das Japan „sich von den asiatischen und mongolischen Volksstämmen als das einzige Volk gezeigt hatte, das imstande gewesen war, sich vor dem Ansturm der weißen Rasse zu halten" (S. 18). Mit Recht sind vielfach beachtenswerte Stimmen der japanischen Presse benutzt, wie sie gerade die letzten Monate der am 16. September 1914 von der japanischen Regierung unterdrückten „Deutschen Japan-Post" reichlich uns bewahren. Im einzelnen werden, entsprechend dem ganzen Zwecke der kleinen Schrift, Quellenangaben natürlich in der Regel nicht hinzugefügt. Aber kaum entbehrlich, schon zum Urteil über den Grad von Glaubwürdigkeit, erscheint dies mindestens in einem Falle: bei den wichtigen Angaben über die bei Erneuerung des Bündnisses mit England 1905 und 1911 getroffenen „geheimen Abmachungen zwischen Kato und Grey mit einer ausgesprochenen gegen Deutschland gerichteten Tendenz; Japan erhielt in der Neuformung ausdrücklich den deutschen Besitz in Schantung und in der Südsee zugesichert" (S. 11).

Berlin-Grunewald. O. Nachod.

Digitized by Google

126.

Mayer, Dr. **Ernst, Frhr. von. Die völkerrechtliche Stellung Ägyptens.** (Völkerrechtliche Monographien, herausgegeben v. Dr. Walter Schücking und Dr. Hans Wehberg. Heft 3). Lex. XII u. 166 S. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller), 1914. M. 5.—.

Die Interventionspolitik der europäischen Großmächte datiert seit dem 27. Juli 1839. Der ägyptische Pascha Mehemet hatte die türkische Armee bei Nisib vernichtend geschlagen, und die türkische Flotte war zu ihm übergegangen. Da intervenierten die vier Mächte England, Österreich, Preußen und Rußland und schlossen am 15. Juli 1840 mit der Türkei einen Vertrag, der dem Sultan die Unterstützung der genannten Staaten gegen Mehemet zusagte, wofern der Pascha nicht die von ihnen stipulierten Friedensbedingungen annehme. Dieser weigerte sich in der Hoffnung auf französische Hilfe. Nun intervenierten die genannten Mächte mit Waffengewalt. Es kam schließlich ein Vertrag zwischen Mehemet und der Pforte zustande, kraft dessen Mehemet Unterwerfung, Räumung Syriens und Herausgabe der türkischen Flotte versprach, wofür er vom Sultan die erbliche Herrschaft über Ägypten erhalten sollte. Nun ruhte die Interventionspolitik in Ägypten, bis sie von einem Nachfolger Mehemets, Mohammet Said, dadurch wieder in den Bereich der Möglichkeit gerückt wurde, daß er am 30. November 1854 Lesseps die Konzession zur Gründung einer Gezellschaft zwecks Anlage eines Suezkanals erteilte. England, das damals die Pforte beherrschte, bereitete dem Projekt viele Schwierigkeiten, so daß erst im Januar 1860 mit den Arbeiten begonnen werden konnte. 1869 wurde der Kanal feierlich eröffnet. 1873 wurde durch Firman vom 8. Juni das Verhältnis Ägyptens zur Türkei endgültig geregelt. Bis auf einen nicht unbedeutenden jährlichen Tribut von fast 14 Millionen Mark war der Khedive in Ägypten unbeschränkter Herr. Auf Grund dieses Firmans hatte er auch das Recht, die Rechtsprechung in Ägypten im Einvernehmen mit den Mächten einer Änderung zu unterziehen. In Ägypten galten bis dahin, wie in allen türkischen Ländern, die Kapitulationen, durch die die Angehörigen fremder Mächte der Herrschaft der inländischen Gerichtsbarkeit entzogen und der Konsulargerichtsbarkeit unterstellt wurden. Auf Grund des Firmans trat 1875 an die Stelle der Konsulargerichte das „Règlement d'organisation judiciaire pour les procès mixtes en Égypte". Die gemischten Gerichte wurden auf 5 Jahre eingeführt, dann aber regelmäßig verlängert, zuletzt bis 1915.

Für die fernere Entwicklung der völkerrechtlichen Stellung Ägyptens war der finanzielle Zusammenbruch des Khedive Ismaël im Jahre 1875 bedeutungsvoll. England war schnell zur Hand. Es kaufte dem Khediven seine 176 602 Suezaktien zum Preise

Digitized by Google

von fast 4 Millionen £ ab und machte sich so mit einem Schlage zum finanziellen Herrn des Kanals. Damit begann es in Ägypten festen Fuß zu fassen. Das konnte aber den finanziellen Ruin Ägyptens nicht verhindern. Am 8. April 1876 verkündete ein Telegramm der ägyptischen Regierung an der Börse in Alexandrien, daß die fälligen Zahlungen erst drei Monate später erfolgen könnten. Das war die Erklärung des Staatsbankrotts. Damit begann die ständige Interventionspolitik. Am 2. Mai 1876 wurde durch Dekret des Khedives die „Caisse de la dette publique" ins Leben gerufen, eine internationale Kommission. Sie verwaltet im Interesse der ausländischen Staatsgläubiger eine große Reihe bedeutender ägyptischer Staatseinnahmen. Am 14. Oktober 1878 mußte Ismaël seine Einwilligung zum Eintritt eines Engländers und eines Franzosen in das ägyptische Ministerium geben. Neue Streitigkeiten brachen aber aus, und schließlich mußte Ismaël am 30. Juni 1879 abdanken. Mit seinem Nachfolger Mohammet Tewfik kam das Liquidationsgesetz vom 17. Juli 1880 zu Stande, das Ägypten vollständig unter die finanzielle Vormundschaft von Frankreich und England stellte. Das rief nach langen Gährungen den Aufstand des Arabi Pascha hervor, der von England schnell und blutig unterdrückt wurde. Seitdem stand Ägypten tatsächlich unter der Herrschaft Englands, nachdem am 18. Januar 1883 die englisch-französische Generalkontrolle, nach einigen scharfen Auseinandersetzungen mit Frankreich aufgehoben und durch einen englischen Beirat im Finanzministerium ersetzt worden war. Dieser konnte gegen jede die Finanzen betreffende Maßregel Einspruch erheben. Die 1878 mühsam zu Wege gebrachte französisch-englische Entente war damit wieder vernichtet und konnte erst durch das Marokkoabkommen erneuert werden.

Neue Verwicklungen hatten sich inzwischen im Sudan vorbereitet. Seit 1841 hatte sich Ägypten diesen allmählich angegliedert. Es hatte sich aber bald gezeigt, daß der ägyptische Staat zu schwach war, um die ungeheuere Ländermasse, die man unter dem Namen Sudan zusammenfaßt, wirklich zu beherrschen. Es kam zu Verwicklungen, als Ägypten den Sklavenhandel, der dort seinen Hauptsitz hatte, zu unterdrücken versuchte. Die Gärung benutzte Mohammet Ahmed, der sich für den prophezeiten Mahdi des Islams ausgab, um den Sudan zum Aufstand zu bringen. Eine ägyptische Expedition unter dem englischen Obersten Hicks Pascha wurde bei Kaschgill völlig vernichtet. Eine zweite Expedition unter dem höchst unfähigen Gordon hatte das gleiche Schicksal. Darauf beschlossen die Engländer Aufgabe des Sudan, und Ägypten mußte notgedrungen darein willigen.

Seit dieser Zeit war der Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee ständig ein Engländer. Bald waren alle Zweige der Verwaltung von englischen Beamten beherrscht. Währenddessen

Digitized by Google

drängte die Pforte immer wieder nach der Bekanntgabe des Termins, an dem England sich wieder aus Ägypten zurückzöge. Anfangs wurde sie dabei noch von Frankreich und Rußland unterstützt, bis diese Mächte mit England die Triple entente abschlossen.

Inzwischen waren die Mächte auch in Verhandlungen über den Suezkanal getreten, die aber infolge der seit 1883 wieder bestehenden Eifersucht zwischen England und Frankreich erst am 29. Oktober 1888 durch den „Traité concernant le libre usage du Canal de Suez" zum Abschluß gelangten.

Seine Herrschaft führte England durch seinen Generalkonsul aus, der nebenbei auch den Titel eines diplomatischen Agenten und bevollmächtigten Minister führte. Er war ein Deutsch-Engländer, Sir Evelyn Baring oder, wie er seit seiner Erhebung zum Pair hieß, Lord Cromer, dessen Verdienste um die Wiederherstellung der finanziellen Ordnung und wirtschaftlichen Hebung Ägyptens rückhaltslos anerkannt werden müssen, wenn er auch bei der letzteren englische Interessen sehr scharf im Auge hatte, indem er besonders den Getreide- und Baumwollenbau und die Schafzucht förderte. Das Ministerium und der Khedive waren seitdem nur Puppen in der Hand des englischen Generalkonsuls. Alle Aufbäumungsversuche dagegen wurden schon im Keime scharf erstickt.

Von 1896—1899 eroberte die ägyptische Armee unter dem englischen Oberkommandanten Lord Kitchener, dem auch ein starkes englisches Hilfskorps unterstellt war, den Sudan zurück. Hierbei kam es auch zu einem Zusammenstoß der Engländer mit den Franzosen bei Fachoda, bei dem die letzteren schließlich nachgeben mußten, was zunächst die Spannung zwischen Franzosen und Engländern wieder sehr verschärfte. Nach Eroberung des Sudan wurde zwischen England und Ägypten ein Abkommen getroffen, durch das ein Kondominium Englands und Ägyptens für den Sudan geschaffen wurde mit Ausnahme des Hafens von Suakim, der ausschließlich ägyptisch sein sollte. Zum Generalgouverneur des Sudans wurde aber Lord Kitchener ernannt.

Durch das französisch-englische Abkommen vom 8. April 1904 erkannte Frankreich den Status quo in Ägypten an, wofür ihm England freie Hand in Marokko ließ.

Berlin-Schöneberg. Eug. Fridrichowicz.

127.

Regula Sancti Benedicti. Editio quinta, quam ad veteres codices revisit et emendavit P. Fridolinus Segmüller O. S. B. Kl. 8°. VIII u. 161 S. Einsiedeln, Benziger u. Co., o. J. (1909). M. 2.—.

Regel des Heiligen Benedikt. Übersetzt von † P. Karl Brandes. Neu bearb. von P. Fridolin Segmüller O. S. B. 6. verb.

Digitized by Google

Aufl. Kl. 8°. 160 S. Einsiedeln, Benziger u. Co., 1915. geb. in Lwd. M. 2.—.

Die schon 1909 erschienene lateinische Ausgabe kommt erst jetzt in die Hände des Referenten. Sie verzichtet auf eine eingehende Benutzung aller Handschriften und nimmt auch davon Abstand, sich mit den namentlich durch Traube aufgeworfenen Fragen der Textkritik auseinanderzusetzen. So kann sie, trotz des apparatus criticus, nicht als eine für den Forscher nützliche Ausgabe angesprochen werden. Eine Benutzung zu erbaulichen Zwecken muß ihr genügen.

Das Gleiche gilt von der Deutschen Neubearbeitung, die Segmüller der Brandesschen Übersetzung der Regel gewidmet hat.

Dresden. W. Hoppe.

128.

Enchiridion fontium historiae ecclesiasticae antiquae, quod in usum scholarum collegit Conradus Kirsch S. J. Editio secunda et tertia, aucta et emendata. 8°. XXXI u. 624 S. Friburgi Brisgoviae, B. Herder, 1914. M. 8.—.

Die Sammlung will die wichtigsten Zeugnisse über die ersten Anfänge der Kirche, ihre Ausbreitung und Verfolgung, über die Ausbildung der Hierarchie, über Lehre, Sekten, Schismen, Liturgie, christliche Sitten und Gebräuche, über Staat und Kirche, aus den Konzilien, Enzykliken, Papstdekretalen und den Kaisergesetzen und Reskripten, dazu Proben von Märtyrerakten und Grabschriften und ähnliches zusammenstellen und besonders vollständig das Material über die Neronische Verfolgung und die rechtliche Unterlage der Verfolgungen überhaupt, des Petrus römischen Aufenthalt, die Legio fulminatrix, Vision und Taufe Konstantins, den Fall des Liberius, die Buße Theodosius' I., Leo I. und Attila, sowie die Verurteilung Honorius I. bringen. Die Dogmengeschichte wird bewußt mit Rücksicht auf eine andere ähnliche Sammlung zurückgeschoben, und darum sind die Auszüge aus den Konzilsakten weniger vollständig, als man erwarten könnte. Sie beginnt mit der Apostellehre und Josephus und schließt mit dem Quinisextum von 692, Anastasius Sinaita und der Erzählung des Paulus Diaconus von Leo I. und Attila. Die neue Auflage hat im einzelnen manches verbessert und die Zahl der Nummern von 1002 auf 1110 vermehrt. Hinzugekommen sind u. a. Auszüge aus Papias, Hermas, Marc Aurel, Minucius Felix, Serapion von Thmuis („Der älteste Meßkanon"), Auszüge aus dem 1. Brief des römischen Bischofs Siricius und aus der Benediktinerregel, aus Lactanz, das Toleranzedikt des Galerius von 311. Die Stücke sind zeitlich geordnet, und zwar, was wohl zu beachten ist, nach der Zeit, wo die Schrift entstand, in der sie erhalten sind; nur Aktenstücke sind in der

Digitized by Google

Regel (nicht z. B. beim Codex Theodosianus Nr. 820 ff., was zu billigen ist) nach der wirklichen Zeit der Entstehung, unabhängig von der Art der Überlieferung eingereiht. Die Zeugnisse über ein und dieselbe Sache sind deshalb oft über das ganze Buch verstreut, aber mit Hilfe des sehr guten Registers und der Verweisungen am inneren Rande leicht aufzufinden. Zuweilen hätte Gleichartiges sich unschwer zusammenrücken lassen; so würde ich die Reskripte Valentinians III. an den Cod. Theodos. angeschlossen, Sokrates, Sozomenos und Theodoret zusammengerückt haben. Daß mit laufenden Nummern nicht die einzelnen Stücke als ganzes, sondern ihre Unterabschnitte durchgezählt werden, scheint mir nicht nachahmenswert.

Das Buch liegt bereits 3 Jahre nach dem ersten Erscheinen in einer neuen Doppelauflage vor. Es hat sich also für den Zweck, für den es bestimmt ist, offenbar brauchbar gezeigt. In der Tat ist es eine reichhaltige und sehr handliche Sammlung wichtiger und zum Teil nicht jedem leicht zugänglicher Texte, die hier bequem zusammen zu übersehen nicht nur dem Theologen oder Kirchenhistoriker von Fach oft sehr angenehm sein wird. Es wäre ungerecht, gegen eine solche Auswahl das geltend zu machen, was sich gegen jedes Unternehmen ähnlicher Art einwenden läßt, daß die vollständigen Ausgaben darum nicht entbehrlich werden. Daß schon mit Rücksicht auf den Raum ein solcher Stoff, wie ihn die ersten 7 Jahrhunderte der christlichen Kirche bieten, nach allen Richtungen nicht einmal in Beispielen ausgeschöpft werden kann, versteht sich von selbst. Aber es ist hier nicht überflüssig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß über gewisse Dinge, wie die verschiedene Bewertung des römischen Primates und des Episkopalismus, aber auch Fragen der Kirchenzucht, wie die Priesterehe, allein auf Grund des hier vereinigten Materials ein volles, der Wirklichkeit entsprechendes Bild nicht zu gewinnen ist. Hier gibt schon die im ganzen ihrem sachlich beschränkteren, zeitlich viel weitergreifenden Ziel entsprechend viel magerere Sammlung von Mirbt (jetzt in 3. Auflage; mir liegt die 2. Auflage von 1901 vor) sehr wesentliche Ergänzungen. Besonders fehlen mehrere wichtige Cyprian-Stellen, wie epist. 33,1 („ut ecclesia super episcopos constituatur"). Die Angaben über die Interpolationen bei Cyprian De catholicae ecclesiae unitate c. 4 Nr. 266 genügen nicht, um ein klares Bild von dem veränderten Text zu schaffen; mit der vagen Bezeichnung: „antiqui codices" für ihre Überlieferung ist gar nichts anzufangen. Bei Tertullian vermisse ich De exhortatione castitatis c. 7 („Nonne et laici sacerdotes sumus?"), bei Augustin De civitate Dei IV 4 („Remota itaque iustitia quid sunt regna nisi magna latrocinia?"). Bei Damasus I. fehlt epist. 6, das Schreiben der römischen Synode von 378 an die Kaiser, das für den römischen Bischof den Gerichtsstand vor dem Kaiser erbittet; bei Gregor dem Großen fehlen Reg. V 44 und VIII 29, wo er den Titel

Digitized by Google

„universalis“ für jeden Bischof und auch für sich, sowie den Ausdruck „iussio“ für seine Briefe zurückweist; Reg. XI 10 (über die Bilder in den Kirchen) ist reichlich stark verkürzt. Für Honorius I. dürfte auch die Stelle aus dem Papsteid des Liber diurnus nicht fehlen, wenn z. B. für die Legende von Leo I. und Attila mit dem Zeugnis des Paulus Diaconus bis ins 8. Jahrhundert hinübergegriffen wird. Von der Synode zu Elvira 306 (300?) wird c. 17 (Verbot der Heirat mit heidnischen Priestern) gebracht, aber nicht c. 15 und 16 (gegen die Heirat christlicher Mädchen mit Heiden und Ketzern überhaupt). Wenn ein Kanon oder Kapitel usw. nicht vollständig gebracht wird, so sollte, was leider in solchen Sammlungen meist unterlassen wird, das durch Punkte oder irgendwie angedeutet werden. Man darf also seine Vorstellungen der Entwicklung und der Zustände nicht lediglich aus dieser Sammlung schöpfen wollen; für den aber, der den Stoff bereits kennt, oder unter verständiger Anleitung kann sie gewiß nützlich sein. Denn die Texte sind, nach Stichproben zu urteilen, durchweg zuverlässig wiedergegeben. Mitunter ist dem Herausgeber eine wichtige neue Ausgabe entgangen. So ist Dio Cassius in der Ausgabe von Boissevain (Berlin 1895—1901) zu benutzen; die Hieronymus-Briefe liegen im Wiener Corpus Bd. 54, 55 von Hilberg bearbeitet vor; für Ammianus Marcellinus war auch die Ausgabe von Clark heranzuziehen (1. Band Berlin 1910). Bei Ennodius vermisse ich die Ausgabe von Vogel, Mon. Germ. hist. Auct. antiquiss. VII. Für den Liber pontificalis hätte überall Mommsens Bearbeitung, Mon. Germ. hist. Gesta pontificum Romanorum I (1898) verglichen werden müssen; dann würde auch wohl nicht mehr so bestimmt von seiner „Prima redactio 530“ (S. 538) gesprochen werden; in Nr. 1040 ist danach z. B. „a sancto Pancratio“ statt „ad sanctum Pancratium“ zu lesen. Nr. 973, 1037, 1038 waren nach MG. Concilia I (1893) zu drucken. Die barbarisch-lateinischen Texte sind in der Orthographie modernisiert, wobei m. E. zu weit gegangen wird. Eine stilistische Bearbeitung, wie sie sich Nr. 156—163 vom Fragmentum Muratorianum findet, ist nutzlos ohne gleichzeitigen genauen Abdruck des wirklich Überlieferten (vgl. jetzt auch Erbes in der Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums XV, 3. Heft). Da den griechischen Stücken eine lateinische Übersetzung beigegeben wird, so rate ich entschieden, dort, wo eine wichtige mittelalterliche Übersetzung vorliegt, immer diese, die ja ihren eigenen Quellenwert besitzt, und nicht eine moderne zu geben, so bei den Kanones, so die Rufins für Eusebius' Kirchengeschichte, wenn möglich auch die Historia Tripartita Cassiodors bei Sokrates, Sozomenos und Theodoret; öfters ist der Herausgeber schon jetzt so verfahren. Um so unbegreiflicher ist es, daß die Novellen Justinians, deren griechischer Text überhaupt fortbleibt, nicht in der lateinischen Form der Authenticae, sondern in einer

Digitized by Google

modernen Bearbeitung gebracht sind. Zum c. 6 von Nicäas 325 (Nr. 406) wären die Abweichungen der alten Übersetzungen voneinander, nicht allein die dionysianische, erwünscht. Zur Nr. 298 (Cyprian epist. 67) ist jetzt K. H. Menges über eine völlig abweichende Rezension zu vergleichen, Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums XV, 3. Heft. Das vielumstrittene Zeugnis des Josephus über Christus (Ant. Jud. XVIII 3,3) hat jetzt E. Norden in einem Kabinettsstück von Stilkritik schlagend gegen Harnack als interpoliert erwiesen, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur 1913, I. Abt., XXXI. Bd., S. 637 ff.

Berlin. A. Hofmeister.

129.

Lea, Henry Charles, Geschichte der spanischen Inquisition, deutsch bearbeitet von Prosper Müllendorff. 3. Band. Lex. 8°. VIII u. 448 S. Leipzig, Dyksche Buchhandlung, 1912. M. 12.50, geb. in Hfrzbd. M. 15.—.

Der abschließende 3. Band (vgl. „Mitteilungen" XLI, 204 ff., u. XLIV, 76 fg.) ist neben dem 1. Bande, der sich mit der geschichtlichen Entwicklung des Inquisitionswesens befaßt, wohl der interessanteste, da er viele Sachen aus dem Felde der Inquisitionstätigkeit berührt, die sich nicht nur auf das Religiöse beziehen, sondern auch vor allem kulturhistorisch höchst beachtenswert sind. Daß das Hexenwesen in dem System eine große Rolle spielte, weiß man ja allgemein. Weniger aber dürfte es bekannt sein, daß sich die Inquisition auch noch um viele andere Dinge bemühte, die man deshalb gewöhnlich in diesem Zusammenhange übergeht. Vor allem ist die Preßzensur zu nennen, die in dem noch heute fortgeführten Index librorum prohibitorum immer noch eine gewaltige Macht ist, um die Gewissen zu knechten. Der Abschnitt 4 des 8. Buches zeigt mit genügender Klarheit, wie eine solche Einrichtung moralisch und geistig hemmend wirken mußte und muß. Die Inquisition handhabte ferner streng das Verbot des Lesens der Bibel in der Volkssprache. Auch beobachtete sie jede irgendwie abweichende Geistesrichtung. Dann aber hatte es die Inquisition auch mit der Übertretung kanonischer Ordnungen zu tun, so mit der Verführung im Beichtstuhl. Auf diesem Gebiete ist man unbegreiflich milde vorgegangen, obgleich sehr bedenkliche Fälle vorkamen. Endlich beschäftigte sich das Glaubensgericht mit jeder öffentlichen und privaten Äußerung, die nur irgendwie verdächtig sein konnte, mit den sogenannten Propositionen. Da jeder fromme Eiferer den Angeber spielen konnte und die Forderungen der Inquisition, über den Glauben zu wachen, selbst vor den Banden des Familienlebens nicht Halt machten, so kann man sich denken, welche Zustände dadurch

Digitized by Google

gezeitigt wurden. Die Aufzählung einer Anzahl besonders bedeutsamer Fälle erläutert dies zur Genüge. Ein Hauptgebiet der Inquisition bildete dann das Zauber- und Hexenwesen. Daß in dem streng katholischen Spanien der Teufels-, Hexen- und Zauberglaube weit verbreitet war, nimmt nicht Wunder, wenn man bedenkt, daß die Theorie eines Teufelsbundes gerade von den katholischen Theologen des Mittelalters ausgebildet worden ist und das Bezweifeln der Möglichkeit eines solchen schon Ketzerei war. Mit großem Eifer hat deshalb die Inquisition diese Prozesse gepflegt, bis man sich endlich bewußt wurde, daß eine große Menge Trug und Einbildung mitsprachen und überall Hexen und Zauberer gewittert werden konnten, wo man nichts weiter als persönliche Rache nehmen wollte. So finden wir gerade hier nun die merkwürdige Tatsache, daß die Inquisition in Spanien bereits 1614 mildere Vorschriften über solche Prozesse gab, die der fast epidemisch wirkenden Hexenverfolgung das Wasser abgruben, während im übrigen Europa der Wahn noch lange Massenopfer forderte. Der Verf. verbreitet sich dann auch über die Ansicht, die man noch hin und wieder auch in geschichtlichen Darstellungen lesen kann, als sei die Inquisition eine staatliche Einrichtung gewesen, sodaß sie ihr Aktionsgebiet auch auf politische Dinge ausdehnte. Dies wird als falsch nachgewiesen. Offenbar liegt in dieser Behauptung nichts weiter als ein Versuch, die Kirche von dem Vorwurfe, ein solch verhängnisvolles Institut wie die Inquisition großgezogen zu haben, zu entlasten. Mit der Behandlung einiger anderer Artikel, die zur Zuständigkeit des Glaubensgerichtes gehörten (z. B. Doppelehe, Gotteslästerung, Freimaurerei usw.), schließt der Verf. das 8. Buch über das Feld, der Inquisitionstätigkeit. — Das 9. Buch behandelt den Ausgang der Inquisition. Auch sie konnte sich mit der Zeit dem Gedanken einer gewissen Toleranz nicht verschließen, und nachdem auch ihre Privilegien staatlicherseits immer mehr gemindert worden waren, wurde sie 1834 aufgehoben. Der Rückblick, den der Verf. zuletzt auf die Zeit wirft, während derer die Inquisition Spanien beherrschte, ist äußerst wichtig. Das Leasche Werk, das nun vollständig vorliegt, wird sicher als wertvolle Geschichtsdarstellung und als reiche Fundstätte für urkundliche Einzeluntersuchungen seine Geltung behalten.

Mülhausen i. Els. E. Herr.

Digitized by Google

130.

Ein halbes Jahrtausend Hohenzollerngeschichte.

Von H. Dreyhaus, Br. Gumlich und Fr. Arnheim.

I.

Durch den Weltkrieg ist das Herrscherhaus der Hohenzollern mehr denn je in den Mittelpunkt des allgemeinen politischen Denkens gestellt worden. Will man doch besonders von englischer Seite „The Kaiser", wie man mit einem spöttischen Unterton zu sagen pflegte — heute jedenfalls nicht mehr —, zum Urheber dieses verheerenden Kampfes machen. Und dabei fügt es die Vorsehung so eigentümlich, daß gerade in dem gewaltigsten aller Zeitereignisse der Tag zum fünfhundertstenmal sich jährt, an dem die Hohenzollern Besitz nahmen von dem Lande, das die Wiege einer Weltmacht werden sollte.

Von erster weltgeschichtlicher Bedeutung ist die Gegenwart des Hohenzollerngeschlechts, weltpolitisch wirksam sind zweifelsohne auch die letzten Jahrhunderte, allein ganz unter die Oberfläche des Weltgeschehens taucht der Name Hohenzollern wohl kaum, seitdem er mit dem Namen Brandenburg verknüpft ist. Das erkennt man so recht aus dem Jubiläumswerk, das uns Otto Hintze zum Ehrentage unseres Kaisers geschenkt hat[1]).

Es gibt mancherlei Art, die Geschichte eines Fürstenhauses zu schreiben. Die bisher meist geübte und auch am nächsten liegende ist das sorgsame Verfolgen der Geschehnisse von den frühesten Anfängen bis zur Gegenwart, gewissermaßen vergleichbar der Beschreibung eines Flußlaufes von der Quelle bis zur Mündung. Da werden natürlich die Uferlandschaften gewürdigt, die Ursache des Erstarkens durch die Nebenflüsse wird erläutert, auf diese selbst wird auch wohl hin und wieder ein besonderer Blick geworfen. Immerhin bleibt es eine zwar anmutige, aber doch notwendigerweise der beherrschenden Gesichtspunkte entbehrende Darstellung. An sich kann sie zwar recht reizvoll und interessant sein, wie das gute Beispiele aus den Dynastengeschichten mitteldeutscher Fürsten beweisen.

H. ist bei seinem Werk von anderen Gesichtspunkten ausgegangen. Er sah die gegenwärtige Bedeutung des Hohenzollernhauses, und daraus ergab sich sein Plan. Wenn ich zu meinem Beispiel aus der Erdkunde zurückkehre: H. will nicht den Fluß in seinem Verlauf schildern, er überblickt gleich das ganze Stromgebiet. Eine weite Landschaft, zusammengehalten durch das starke Band des Hauptstromes mit seinen Nebenflüssen,

[1]) Otto Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte. Gr. 8°. VII u. 704 S. Berlin, Paul Parey, 1915. M. 5.—.

Digitized by Google

breitet sich vor unseren Augen aus. Da ist kein kleiner Anfang, den man Quelle nennen kann, der Beginn wird eher durch ein ganzes Quellgebiet gekennzeichnet. So tritt breit und wuchtig das Hohenzollerngeschlecht in die Mark und damit in die Weltgeschichte. In dieser Weise großzügig baut H. sein Werk auf, und daran hält er auch im ganzen Verlauf fest. Seine Kapitel sind nicht, wie das Herkommen es will, und wie es ja schließlich in der Natur der Sache liegt, mit den Namen der einzelnen Hohenzollernherrscher überschrieben. Nein, auch hier bleibt die Rücksicht auf die Gliederung des Ganzen maßgebend: nicht die Herrscher teilen, sondern die weltgeschichtlichen Zusammenhänge. So kommt es, daß König Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit sich in einem Abschnitt finden, der beider Streben unter einen Gesichtspunkt vereinigt: die Erwerbung der Königskrone und der Ausbau des militärischen Großstaates, oder beide als Vorläufer Friedrichs des Großen.

Wenn H. so sein ganzes Werk schon im Aufbau auf den großen europäischen Hintergrund stellt, so muß er dies natürlich im einzelnen erst recht tun. Er schildert die brandenburgische, preußische, deutsche Politik der Hohenzollern nicht aus ihrem inneren, durch die Größe des Staates bedingten Zusammenhang heraus — obwohl er auch den würdigt —; vielmehr versucht er auch hier wieder die gesamtpolitischen Tendenzen zur Geltung zu bringen. Dabei sind ihm die Einführungen in die Verhältnisse der von ihm behandelten Perioden zu Anfang der 12 Kapitel z. T. vorzüglich gelungen, besonders was Knappheit und Schärfe des Urteils betrifft.

In diesem Rahmen ist die Geschichte einer Dynastie und ihres Werks geschrieben. Es ist natürlich, daß H. den Anfängen der ersteren den Vorrang gibt. Infolgedessen ist das erste Kapitel wie bei allen Hauschroniken, mit genealogischen Erörterungen angefüllt. Warum es H. für nötig hält, gerade hier einen „etwas längeren Blick in die Werkstatt der gelehrten Forschung“ zu tun, ist mir nicht recht ersichtlich. Denn den Leser, für den das Buch bestimmt ist, wird bei dieser Überfülle von Namen eher ein gelindes Grauen ankommen, als daß er einen wirklichen Einblick in das Arbeitsfeld des Gelehrten erhält. Zudem wird der Eindruck von dem gesamten Anfang des Werkes durch dieses mühsame Hindurchquälen durch den Stoff nicht gerade günstig beeinflußt. Denn im übrigen gibt H. fast ausnahmslos die Ergebnisse der Forschung, besonders in den rein politischen Fragen. Nur hin und wieder, hauptsächlich auf seinem Spezialgebiete, der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, setzt er sich mit anderen Meinungen auseinander, ohne indessen der Polemik ein besonderes Gewicht durch Namensnennung zu geben.

Den genealogischen Ausführungen sind zwei knappe Seiten vorangeschickt: „Die Hohenzollern und der preußische Staat“,

Digitized by Google

130.

Ein halbes Jahrtausend Hohenzollerngeschichte.

Von H. Dreyhaus, Br. Gumlich und Fr. Arnheim.

I.

Durch den Weltkrieg ist das Herrscherhaus der Hohenzollern mehr denn je in den Mittelpunkt des allgemeinen politischen Denkens gestellt worden. Will man doch besonders von englischer Seite „The Kaiser", wie man mit einem spöttischen Unterton zu sagen pflegte — heute jedenfalls nicht mehr —, zum Urheber dieses verheerenden Kampfes machen. Und dabei fügt es die Vorsehung so eigentümlich, daß gerade in dem gewaltigsten aller Zeitereignisse der Tag zum fünfhundertstenmal sich jährt, an dem die Hohenzollern Besitz nahmen von dem Lande, das die Wiege einer Weltmacht werden sollte.

Von erster weltgeschichtlicher Bedeutung ist die Gegenwart des Hohenzollerngeschlechts, weltpolitisch wirksam sind zweifelsohne auch die letzten Jahrhunderte, allein ganz unter die Oberfläche des Weltgeschehens taucht der Name Hohenzollern wohl kaum, seitdem er mit dem Namen Brandenburg verknüpft ist. Das erkennt man so recht aus dem Jubiläumswerk, das uns Otto Hintze zum Ehrentage unseres Kaisers geschenkt hat[1]).

Es gibt mancherlei Art, die Geschichte eines Fürstenhauses zu schreiben. Die bisher meist geübte und auch am nächsten liegende ist das sorgsame Verfolgen der Geschehnisse von den frühesten Anfängen bis zur Gegenwart, gewissermaßen vergleichbar der Beschreibung eines Flußlaufes von der Quelle bis zur Mündung. Da werden natürlich die Uferlandschaften gewürdigt, die Ursache des Erstarkens durch die Nebenflüsse wird erläutert, auf diese selbst wird auch wohl hin und wieder ein besonderer Blick geworfen. Immerhin bleibt es eine zwar anmutige, aber doch notwendigerweise der beherrschenden Gesichtspunkte entbehrende Darstellung. An sich kann sie zwar recht reizvoll und interessant sein, wie das gute Beispiele aus den Dynastengeschichten mitteldeutscher Fürsten beweisen.

H. ist bei seinem Werk von anderen Gesichtspunkten ausgegangen. Er sah die gegenwärtige Bedeutung des Hohenzollernhauses, und daraus ergab sich sein Plan. Wenn ich zu meinem Beispiel aus der Erdkunde zurückkehre: H. will nicht den Fluß in seinem Verlauf schildern, er überblickt gleich das ganze Stromgebiet. Eine weite Landschaft, zusammengehalten durch das starke Band des Hauptstromes mit seinen Nebenflüssen,

[1]) Otto Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte. Gr. 8°. VII u. 704 S. Berlin, Paul Parey, 1915. M. 5.—.

Digitized by Google

breitet sich vor unseren Augen aus. Da ist kein kleiner Anfang, den man Quelle nennen kann, der Beginn wird eher durch ein ganzes Quellgebiet gekennzeichnet. So tritt breit und wuchtig das Hohenzollerngeschlecht in die Mark und damit in die Weltgeschichte. In dieser Weise großzügig baut H. sein Werk auf, und daran hält er auch im ganzen Verlauf fest. Seine Kapitel sind nicht, wie das Herkommen es will, und wie es ja schließlich in der Natur der Sache liegt, mit den Namen der einzelnen Hohenzollernherrscher überschrieben. Nein, auch hier bleibt die Rücksicht auf die Gliederung des Ganzen maßgebend: nicht die Herrscher teilen, sondern die weltgeschichtlichen Zusammenhänge. So kommt es, daß König Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit sich in einem Abschnitt finden, der beider Streben unter einen Gesichtspunkt vereinigt: die Erwerbung der Königskrone und der Ausbau des militärischen Großstaates, oder beide als Vorläufer Friedrichs des Großen.

Wenn H. so sein ganzes Werk schon im Aufbau auf den großen europäischen Hintergrund stellt, so muß er dies natürlich im einzelnen erst recht tun. Er schildert die brandenburgische, preußische, deutsche Politik der Hohenzollern nicht aus ihrem inneren, durch die Größe des Staates bedingten Zusammenhang heraus — obwohl er auch den würdigt —; vielmehr versucht er auch hier wieder die gesamtpolitischen Tendenzen zur Geltung zu bringen. Dabei sind ihm die Einführungen in die Verhältnisse der von ihm behandelten Perioden zu Anfang der 12 Kapitel z. T. vorzüglich gelungen, besonders was Knappheit und Schärfe des Urteils betrifft.

In diesem Rahmen ist die Geschichte einer Dynastie und ihres Werks geschrieben. Es ist natürlich, daß H. den Anfängen der ersteren den Vorrang gibt. Infolgedessen ist das erste Kapitel wie bei allen Hauschroniken, mit genealogischen Erörterungen angefüllt. Warum es H. für nötig hält, gerade hier einen „etwas längeren Blick in die Werkstatt der gelehrten Forschung“ zu tun, ist mir nicht recht ersichtlich. Denn den Leser, für den das Buch bestimmt ist, wird bei dieser Überfülle von Namen eher ein gelindes Grauen ankommen, als daß er einen wirklichen Einblick in das Arbeitsfeld des Gelehrten erhält. Zudem wird der Eindruck von dem gesamten Anfang des Werkes durch dieses mühsame Hindurchquälen durch den Stoff nicht gerade günstig beeinflußt. Denn im übrigen gibt H. fast ausnahmslos die Ergebnisse der Forschung, besonders in den rein politischen Fragen. Nur hin und wieder, hauptsächlich auf seinem Spezialgebiete, der Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, setzt er sich mit anderen Meinungen auseinander, ohne indessen der Polemik ein besonderes Gewicht durch Namensnennung zu geben.

Den genealogischen Ausführungen sind zwei knappe Seiten vorangeschickt: „Die Hohenzollern und der preußische Staat“,

Digitized by Google

die gewissermaßen das Programm des Buches bilden. Sie geben H.s Auffassung von der Bedeutung der Hohenzollern. In wenigen Worten drücken diese die beiden ersten Sätze aus: „Der preußische Staat ist eine Schöpfung der Hohenzollern. Weder sein Gebiet, noch seine Bevölkerung bilden an sich eine natürliche Einheit". — Man kann den ersten Satz als richtig anerkennen, ohne dem zweiten zuzustimmen, obwohl dies ja streng logisch nicht möglich ist. So schroff, wie das H. tut, darf der zweite Satz nicht ausgesprochen werden. Jeder Geograph muß sich dagegen wenden. Gerade Preußen erscheint diesem nahezu als ein Musterbeispiel, wie sich die geschichtliche Entwicklung eines Landes der Bodenbeschaffenheit anpaßt. Preußen ist ganz ausgesprochen der Staat des norddeutschen Tieflandes. Damit ist eine leichtere Ausdehnung seines Staatsgebietes ohne weiteres gewährleistet. Denn Ebenen begünstigen in hervorragendem Maße größere Staatsbildungen, wie das die weiträumigen Staatsgebiete von Rußland, Brasilien und der Vereinigten Staaten von Nordamerika beweisen, deren Areal einen bedeutenden Teil der Gesamtoberfläche der Erde ausmachen. Wieviel Staaten lassen sich hingegen in den gebirgigen Gebieten der Erde aufzählen. Eben das Bergland begünstigt das Sonderleben der kleinen Völker (Balkanhalbinsel). Ist somit das Gebiet Preußens schon eine natürliche Einheit trotz der mangelnden Grenzen im Osten und Westen, so sind die Bedenken hinsichtlich der Bevölkerung nicht allzuhoch anzuschlagen. Abgesehen von der Zeit 1795—1806 ist diese doch immer ganz überwiegend deutsch gewesen. Den einzigen Fremdkörper bilden die Polen (heute 6%). Aber sie sitzen nicht wie ein Pfahl im Fleisch, sondern hauptsächlich doch an der Grenze.

Hiernach wies die Bodenbeschaffenheit des Norddeutschen Tieflands der Dynastie, welche die geographische Mitte beherrschte, den natürlichen Weg zur Ausdehnung. Wettin oder Hohenzollern, das wurde die Frage. Die Vorsehung reckte dem Hohenzollernaar, als Deutschland im Dreißigjährigen Krieg zerbrach, die Flügel zur Wacht am Rhein und an der Memel. Damit war auf dem Boden des Flachlandes seine Aufgabe bestimmt. Wenn auch der Wettiner später nach Osten griff, er blieb einseitig. Brandenburg war ihm gegenüber immer im Vorteil, schon deshalb, weil sein Gesicht dem Deutschtum zugewendet blieb. Und das nicht allein. Dem Hohenzollernstamm entsprossen Herrscher, die weit über das Maß der politischen Weisheit ihrer Zeit hervorragten. So kommt man wieder auf den ersten, vorherrschenden Gedanken zurück: „Der preußische Staat ist eine Schöpfung der Hohenzollern".

H. ist erfüllt von dem Glauben an das Individuum, die Persönlichkeit; das ist seine Geschichtsauffassung, für die er ja im Kampf um Lamprecht früher genugsam eingetreten ist. Eine Herrscherpersönlichkeit muß aber ein Machtfaktor sein, sonst hat sie ihren Beruf verfehlt. Damit bekommt die H.sche Darstellung

Digitized by Google

ihre Gepräge. Sie wird erst recht warm, als die Hohenzollern den Impuls empfangen, der sie zu Trägern einer unbeugsamen Staatsraison stempelt, als sie sich zum Calvinismus bekennen. Tatsächlich ist dies ja schon durch Johann Sigismund geschehen, lebendig wurde aber dieser „heroisch-religiöse Geist des westeuropäischen Calvinismus“ (S. 178) erst im Großen Kurfürsten. Diesem gilt H.s Liebe und Bewunderung. Hier ist der beste Teil des Buches. Schlüters Geist spricht aus diesen Zeilen. Das machtvolle Reiterbild „mit der Stirn des Zeus“ wird lebendig. „Friedrich Wilhelm ist der erste Fürst des brandenburgischen Hauses, dem man eine welthistorische Stellung anweisen darf . . . . . Seine Persönlichkeit war aus dem Stoffe geformt, aus dem die Weltgeschichte ihre großen Männer bildet. Ehrgeiz und Kraft, ein nie ruhender Tätigkeitsdrang, ein unermüdlicher Unternehmungsgeist, eine allen Veränderungen der politischen Lage sich schnell anpassende Elastizität — das sind die bezeichnenden Züge seines politischen Charakters, mit denen er die vor ihm in Brandenburg herrschende Mittelmäßigkeit weit überragt.“ (S. 232/3.)

Nach dieser trefflichen Charakteristik des Großen Kurfürsten ist man gespannt auf Friedrich den Großen, der ja nicht allein einem starken Staatswillen kraftvollen Ausdruck gab, sondern der vor allen Dingen entsprechende Erfolge erzielte. Doch man ist etwas enttäuscht, wenigstens zunächst. Es ist einem, als wenn man von der Langen Brücke zu den Linden geht, von Schlüter zu Rauch. Ich will gewiß nicht das Denkmal Friedrichs des Großen herabsetzen. Zwei Zeitalter geben eben ihre Empfindungen wieder, wenn auch nicht unbeeinflußt von dem Jahrhundert des Helden, den sie darstellen wollen. Schlüter, noch Zeitgenosse des Kurfürsten, gibt die gemeisterte Kraft in einem unbändigen Zeitalter. Rauch hat Sanssouci gesehen: Aus seinem Werke spricht das Maß, die Weisheit mit einem Schimmer von der Anmut des Rokoko. Ähnlich ist bei H. Friedrich dem Großen gegenüber die Leidenschaft wieder verkühlt. Das Verstandesmäßige des Zeitalters scheint fortzuwirken. Gewiß Preußens größter König schreitet durch die Zeilen. Allein wäre man nicht seinem Wesen noch näher gekommen, wenigstens in seiner Bedeutung für die ihm folgenden Jahrzehnte, wenn man sein Lebensbild einmal unter den Gesichtswinkel gestellt hätte, den der Freiherr von Stein schon betont: nicht Friedrich der Große, sondern Friedrich der Einzige. Für einen Historiker, der dem Individualismus eine erste Bedeutung einräumt, wäre das doch sicher eine sehr interessante Aufgabe gewesen. Oder reimt es sich nicht in den Zusammenhang, wenn man früher einmal erklärt hat, daß man in den Regierungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen „die eigentlich grundlegende Epoche für den Preußischen Staat“ sieht. Mir will es gerade in der Geschichte einer königlichen Familie von Wert erscheinen, „im

Digitized by Google

die gewissermaßen das Programm des Buches bilden. Sie geben H.s Auffassung von der Bedeutung der Hohenzollern. In wenigen Worten drücken diese die beiden ersten Sätze aus: „Der preußische Staat ist eine Schöpfung der Hohenzollern. Weder sein Gebiet, noch seine Bevölkerung bilden an sich eine natürliche Einheit". — Man kann den ersten Satz als richtig anerkennen, ohne dem zweiten zuzustimmen, obwohl dies ja streng logisch nicht möglich ist. So schroff, wie das H. tut, darf der zweite Satz nicht ausgesprochen werden. Jeder Geograph muß sich dagegen wenden. Gerade Preußen erscheint diesem nahezu als ein Musterbeispiel, wie sich die geschichtliche Entwicklung eines Landes der Bodenbeschaffenheit anpaßt. Preußen ist ganz ausgesprochen der Staat des norddeutschen Tieflandes. Damit ist eine leichtere Ausdehnung seines Staatsgebietes ohne weiteres gewährleistet. Denn Ebenen begünstigen in hervorragendem Maße größere Staatsbildungen, wie das die weiträumigen Staatsgebiete von Rußland, Brasilien und der Vereinigten Staaten von Nordamerika beweisen, deren Areal einen bedeutenden Teil der Gesamtoberfläche der Erde ausmachen. Wieviel Staaten lassen sich hingegen in den gebirgigen Gebieten der Erde aufzählen. Eben das Bergland begünstigt das Sonderleben der kleinen Völker (Balkanhalbinsel). Ist somit das Gebiet Preußens schon eine natürliche Einheit trotz der mangelnden Grenzen im Osten und Westen, so sind die Bedenken hinsichtlich der Bevölkerung nicht allzuhoch anzuschlagen. Abgesehen von der Zeit 1795—1806 ist diese doch immer ganz überwiegend deutsch gewesen. Den einzigen Fremdkörper bilden die Polen (heute 6%). Aber sie sitzen nicht wie ein Pfahl im Fleisch, sondern hauptsächlich doch an der Grenze.

Hiernach wies die Bodenbeschaffenheit des Norddeutschen Tieflands der Dynastie, welche die geographische Mitte beherrschte, den natürlichen Weg zur Ausdehnung. Wettin oder Hohenzollern, das wurde die Frage. Die Vorsehung reckte dem Hohenzollernaar, als Deutschland im Dreißigjährigen Krieg zerbrach, die Flügel zur Wacht am Rhein und an der Memel. Damit war auf dem Boden des Flachlandes seine Aufgabe bestimmt. Wenn auch der Wettiner später nach Osten griff, er blieb einseitig. Brandenburg war ihm gegenüber immer im Vorteil, schon deshalb, weil sein Gesicht dem Deutschtum zugewendet blieb. Und das nicht allein. Dem Hohenzollernstamm entsprossen Herrscher, die weit über das Maß der politischen Weisheit ihrer Zeit hervorragten. So kommt man wieder auf den ersten, vorherrschenden Gedanken zurück: „Der preußische Staat ist eine Schöpfung der Hohenzollern".

H. ist erfüllt von dem Glauben an das Individuum, die Persönlichkeit; das ist seine Geschichtsauffassung, für die er ja im Kampf um Lamprecht früher genugsam eingetreten ist. Eine Herrscherpersönlichkeit muß aber ein Machtfaktor sein, sonst hat sie ihren Beruf verfehlt. Damit bekommt die H.sche Darstellung

Digitized by Google

ihre Gepräge. Sie wird erst recht warm, als die Hohenzollern den Impuls empfangen, der sie zu Trägern einer unbeugsamen Staatsraison stempelt, als sie sich zum Calvinismus bekennen. Tatsächlich ist dies ja schon durch Johann Sigismund geschehen, lebendig wurde aber dieser „heroisch-religiöse Geist des westeuropäischen Calvinismus“ (S. 178) erst im Großen Kurfürsten. Diesem gilt H.s Liebe und Bewunderung. Hier ist der beste Teil des Buches. Schlüters Geist spricht aus diesen Zeilen. Das machtvolle Reiterbild „mit der Stirn des Zeus“ wird lebendig. „Friedrich Wilhelm ist der erste Fürst des brandenburgischen Hauses, dem man eine welthistorische Stellung anweisen darf . . . . . Seine Persönlichkeit war aus dem Stoffe geformt, aus dem die Weltgeschichte ihre großen Männer bildet. Ehrgeiz und Kraft, ein nie ruhender Tätigkeitsdrang, ein unermüdlicher Unternehmungsgeist, eine allen Veränderungen der politischen Lage sich schnell anpassende Elastizität — das sind die bezeichnenden Züge seines politischen Charakters, mit denen er die vor ihm in Brandenburg herrschende Mittelmäßigkeit weit überragt.“ (S. 232/3.)

Nach dieser trefflichen Charakteristik des Großen Kurfürsten ist man gespannt auf Friedrich den Großen, der ja nicht allein einem starken Staatswillen kraftvollen Ausdruck gab, sondern der vor allen Dingen entsprechende Erfolge erzielte. Doch man ist etwas enttäuscht, wenigstens zunächst. Es ist einem, als wenn man von der Langen Brücke zu den Linden geht, von Schlüter zu Rauch. Ich will gewiß nicht das Denkmal Friedrichs des Großen herabsetzen. Zwei Zeitalter geben eben ihre Empfindungen wieder, wenn auch nicht unbeeinflußt von dem Jahrhundert des Helden, den sie darstellen wollen. Schlüter, noch Zeitgenosse des Kurfürsten, gibt die gemeisterte Kraft in einem unbändigen Zeitalter. Rauch hat Sanssouci gesehen: Aus seinem Werke spricht das Maß, die Weisheit mit einem Schimmer von der Anmut des Rokoko. Ähnlich ist bei H. Friedrich dem Großen gegenüber die Leidenschaft wieder verkühlt. Das Verstandesmäßige des Zeitalters scheint fortzuwirken. Gewiß Preußens größter König schreitet durch die Zeilen. Allein wäre man nicht seinem Wesen noch näher gekommen, wenigstens in seiner Bedeutung für die ihm folgenden Jahrzehnte, wenn man sein Lebensbild einmal unter den Gesichtswinkel gestellt hätte, den der Freiherr von Stein schon betont: nicht Friedrich der Große, sondern Friedrich der Einzige. Für einen Historiker, der dem Individualismus eine erste Bedeutung einräumt, wäre das doch sicher eine sehr interessante Aufgabe gewesen. Oder reimt es sich nicht in den Zusammenhang, wenn man früher einmal erklärt hat, daß man in den Regierungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen „die eigentlich grundlegende Epoche für den Preußischen Staat“ sieht. Mir will es gerade in der Geschichte einer königlichen Familie von Wert erscheinen, „im

Digitized by Google

Enkel die .... still redenden Züge des Ahnherrn zu sehen". Gerade die Linie vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen bietet so mannigfaltigen Anhalt für familienpsychologische Betrachtungen.

Hingegen verfolgt H. mit sicherem Blick den inneren Entwicklungsgang in Fragen, die seinem Sondergebiet, der Verfassungsgeschichte, entstammen. — In den Jahren der Jahrhundertfeier der großen preußischen Verfassungs- und Verwaltungsreform entbrannte eine heftige Fehde zwischen Max Lehmann, der einige Jahre vorher seinen „Stein" vollendet hatte, und Ernst von Meier, der eben sein Werk „Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert" erscheinen ließ. H. hat sich der Ansicht des letzteren angeschlossen. Er findet hier Gelegenheit, seine früher bei Besprechung von Lehmanns „Stein" geäußerte Meinung zu modifizieren, allerdings recht gründlich, indem er sagt: „Die preußische Städteordnung atmet nicht französischen, sondern altdeutschen Geist". (S. 457.) Ich finde das etwas scharf. Es fällt zwar schwer, das heute zu sagen, aber man darf doch wohl die Mittlerrolle, welche die französische Revolution für ehemals zweifellos echt deutsche Gedanken spielte, nicht zu gering anschlagen oder ganz und gar übersehen.

Je näher zur Gegenwart, desto breiter wird der Strom der Darstellung. Ein gutes Drittel des Buches ist dem wiedererstandenen Preußen gewidmet. Von den früheren Perioden zeichnet sich nur das Zeitalter des Großen Kurfürsten durch größeren Umfang aus, der ziemlich dem des Abschnitts über Friedrich den Großen gleichkommt. Doch kann man bei dem Vergangenen wie dem Näherliegenden die angenehme Beobachtung machen, daß der Kriegsgeschichte nicht ein zu breiter Raum zugefallen ist. Dies ist um so bemerkenswerter, da es sich um die Geschichte eines Herrscherhauses handelt, dessen Angehörige mit Stolz darauf halten, die ersten Soldaten ihres Landes zu sein. Und doch ist auch dieser Umstand wieder bezeichnend. Den Hohenzollern diente ihr schlagfertiges Heer nicht zu willkürlichen Eroberungen, es war ihnen in erster Linie ein Hort des Friedens. H. beweist oftmals in seinem Werke, daß die Hohenzollern immer nach dem schönen Worte handelten, das Bismarck in die Thronrede des ersten deutschen Kaisers setzen durfte: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". (Ein Wort, das leider bei H. nicht angeführt wird.) In Erwägung dieser Umstände findet er auch eine anerkennende Würdigung eines viel umstrittenen Charakters auf dem preußischen Throne: Friedrich Wilhelms III., unter dem Berlin wohl den höchsten Punkt seiner geistigen Entwicklung vorher und nachher erreichte, wo es aber auch der Mittelpunkt der kriegerischsten und weltbewegendsten Ereignisse war. Was so oft übersehen wird, hebt H. hervor: „In dem System des

Digitized by Google

Königs prägte sich also mehr die altpreußische, dynastische Auffassung von Staat und Politik aus, in dem der Patrioten die neudeutsche, nationale, die den Hohenzollernstaat vor allem als den natürlichen Vorkämpfer Deutschlands betrachtete. Jede ihrer Auffassungen hatte ihr gutes Recht; die eine hatte das geschichtliche Herkommen für sich; die andere lebte in Gedanken, denen die Zukunft gehörte . . . . . der Erfolg hat ja dem König schließlich recht gegeben". (S. 467.)

Für jeden Geschichtschreiber ist es von eigentümlichem Reiz, die einzelnen Quellen seines Forschens sprechen zu lassen, um dadurch eine möglichst große Ursprünglichkeit und Lebenswahrheit zu erzielen. H. mußte sich bei dem großen Umfang seines Stoffes und dem überaus knappen zur Verfügung stehenden Raum der größten Sparsamkeit befleißigen. Quellen sind naturgemäß in die Breite gehend. Sie schildern nur Einzelheiten. Deshalb empfindet man bei H. hinter den Zeilen wohl das Wirken zeitgenössischer Schriftsteller, sie selbst aber hört man so selten, daß sogar manches liebgewordene Wort fehlt. Nicht einmal der in allen preußischen Geschichten wiederkehrende Aufruf „An mein Volk" ist im Texte verzeichnet. [Das Heunsche: „Der König rief und alle, alle kamen" wird nur bedingt — ich will nicht sagen mit gezwungener Gedankenführung — bewiesen. Dagegen klingt viel sicherer: „Keine Auffassung war allgemeiner verbreitet und tiefer gewurzelt als die, der Theodor Körner Worte lieh, wenn er von dem bevorstehenden Kriege sang: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen — Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg".] Als bemerkenswerte Ausnahme von dieser Regel glaubt H. die Emser Depesche in beiden Fassungen mitsamt der Moltkeschen Schamade und Fanfare mitteilen zu müssen. Sehr maßvoll ist er mit der Darstellung über das Testament Friedrich Wilhelms IV., mit welcher Mitteilung er bei der Jubiläumsfeier der 25jährigen Regierung unseres Kaisers nicht wenig überraschte. Hiermit hat dieses für die Beurteilung der letzten Preußenkönige nicht unbedeutende Dokument zum erstenmal in einer preußischen Geschichte Erwähnung gefunden.

Das Schlußkapitel „Im neuen Reich" endet in der Hauptsache mit der Darstellung der Regierung des ersten deutschen Kaisers. In kurzen Strichen wird noch ein treffendes Bild unseres Kaisers gezeichnet. Diesem schließen sich ein paar Worte über den gegenwärtigen Krieg an. H. hat somit sich an das Wort F. Schlegels gehalten: „Der Historiker ist ein rückwärts gerichteter Prophet". Er hat den schicksalsgewaltigen Weg der Hohenzollern bis zu ihrer Stellung an der Weltenwende unter dem Gesichtspunkt ihrer endlichen Bestimmung in klaren Linien ohne Rankwerk dargestellt. Stets leitet ihn das Streben des echten Forschers, lediglich der Wahrheit nachzugehen. Er bemüht sich nicht, dem Herrscher zu gefallen — sein Urteil ist frei und

Digitized by Google

Enkel die . . . . still redenden Züge des Ahnherrn zu sehen". Gerade die Linie vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen bietet so mannigfaltigen Anhalt für familienpsychologische Betrachtungen.

Hingegen verfolgt H. mit sicherem Blick den inneren Entwicklungsgang in Fragen, die seinem Sondergebiet, der Verfassungsgeschichte, entstammen. — In den Jahren der Jahrhundertfeier der großen preußischen Verfassungs- und Verwaltungsreform entbrannte eine heftige Fehde zwischen Max Lehmann, der einige Jahre vorher seinen „Stein" vollendet hatte, und Ernst von Meier, der eben sein Werk „Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert" erscheinen ließ. H. hat sich der Ansicht des letzteren angeschlossen. Er findet hier Gelegenheit, seine früher bei Besprechung von Lehmanns „Stein" geäußerte Meinung zu modifizieren, allerdings recht gründlich, indem er sagt: „Die preußische Städteordnung atmet nicht französischen, sondern altdeutschen Geist". (S. 457.) Ich finde das etwas scharf. Es fällt zwar schwer, das heute zu sagen, aber man darf doch wohl die Mittlerrolle, welche die französische Revolution für ehemals zweifellos echt deutsche Gedanken spielte, nicht zu gering anschlagen oder ganz und gar übersehen.

Je näher zur Gegenwart, desto breiter wird der Strom der Darstellung. Ein gutes Drittel des Buches ist dem wiedererstandenen Preußen gewidmet. Von den früheren Perioden zeichnet sich nur das Zeitalter des Großen Kurfürsten durch größeren Umfang aus, der ziemlich dem des Abschnitts über Friedrich den Großen gleichkommt. Doch kann man bei dem Vergangenen wie dem Näherliegenden die angenehme Beobachtung machen, daß der Kriegsgeschichte nicht ein zu breiter Raum zugefallen ist. Dies ist um so bemerkenswerter, da es sich um die Geschichte eines Herrscherhauses handelt, dessen Angehörige mit Stolz darauf halten, die ersten Soldaten ihres Landes zu sein. Und doch ist auch dieser Umstand wieder bezeichnend. Den Hohenzollern diente ihr schlagfertiges Heer nicht zu willkürlichen Eroberungen, es war ihnen in erster Linie ein Hort des Friedens. H. beweist oftmals in seinem Werke, daß die Hohenzollern immer nach dem schönen Worte handelten, das Bismarck in die Thronrede des ersten deutschen Kaisers setzen durfte: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". (Ein Wort, das leider bei H. nicht angeführt wird.) In Erwägung dieser Umstände findet er auch eine anerkennende Würdigung eines viel umstrittenen Charakters auf dem preußischen Throne: Friedrich Wilhelms III., unter dem Berlin wohl den höchsten Punkt seiner geistigen Entwicklung vorher und nachher erreichte, wo es aber auch der Mittelpunkt der kriegerischsten und weltbewegendsten Ereignisse war. Was so oft übersehen wird, hebt H. hervor: „In dem System des

Digitized by Google

Königs prägte sich also mehr die altpreußische, dynastische Auffassung von Staat und Politik aus, in dem der Patrioten die neudeutsche, nationale, die den Hohenzollernstaat vor allem als den natürlichen Vorkämpfer Deutschlands betrachtete. Jede ihrer Auffassungen hatte ihr gutes Recht; die eine hatte das geschichtliche Herkommen für sich; die andere lebte in Gedanken, denen die Zukunft gehörte . . . . . der Erfolg hat ja dem König schließlich recht gegeben". (S. 467.)

Für jeden Geschichtschreiber ist es von eigentümlichem Reiz, die einzelnen Quellen seines Forschens sprechen zu lassen, um dadurch eine möglichst große Ursprünglichkeit und Lebenswahrheit zu erzielen. H. mußte sich bei dem großen Umfang seines Stoffes und dem überaus knappen zur Verfügung stehenden Raum der größten Sparsamkeit befleißigen. Quellen sind naturgemäß in die Breite gehend. Sie schildern nur Einzelheiten. Deshalb empfindet man bei H. hinter den Zeilen wohl das Wirken zeitgenössischer Schriftsteller, sie selbst aber hört man so selten, daß sogar manches liebgewordene Wort fehlt. Nicht einmal der in allen preußischen Geschichten wiederkehrende Aufruf „An mein Volk" ist im Texte verzeichnet. [Das Heunsche: „Der König rief und alle, alle kamen" wird nur bedingt — ich will nicht sagen mit gezwungener Gedankenführung — bewiesen. Dagegen klingt viel sicherer: „Keine Auffassung war allgemeiner verbreitet und tiefer gewurzelt als die, der Theodor Körner Worte lieh, wenn er von dem bevorstehenden Kriege sang: „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen — Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg".] Als bemerkenswerte Ausnahme von dieser Regel glaubt H. die Emser Depesche in beiden Fassungen mitsamt der Moltkeschen Schamade und Fanfare mitteilen zu müssen. Sehr maßvoll ist er mit der Darstellung über das Testament Friedrich Wilhelms IV., mit welcher Mitteilung er bei der Jubiläumsfeier der 25jährigen Regierung unseres Kaisers nicht wenig überraschte. Hiermit hat dieses für die Beurteilung der letzten Preußenkönige nicht unbedeutende Dokument zum erstenmal in einer preußischen Geschichte Erwähnung gefunden.

Das Schlußkapitel „Im neuen Reich" endet in der Hauptsache mit der Darstellung der Regierung des ersten deutschen Kaisers. In kurzen Strichen wird noch ein treffendes Bild unseres Kaisers gezeichnet. Diesem schließen sich ein paar Worte über den gegenwärtigen Krieg an. H. hat somit sich an das Wort F. Schlegels gehalten: „Der Historiker ist ein rückwärts gerichteter Prophet". Er hat den schicksalsgewaltigen Weg der Hohenzollern bis zu ihrer Stellung an der Weltenwende unter dem Gesichtspunkt ihrer endlichen Bestimmung in klaren Linien ohne Rankwerk dargestellt. Stets leitet ihn das Streben des echten Forschers, lediglich der Wahrheit nachzugehen. Er bemüht sich nicht, dem Herrscher zu gefallen — sein Urteil ist frei und

Digitized by Google

schlicht, weit entfernt von jeglichem Byzantinismus — noch nimmt er auf Parteiströmungen irgendwelcher Art Rücksicht. Es muß diese Selbstverständlichkeit besonders betont werden, da von ultramontaner Seite unter Führung der „Kölnischen Volkszeitung" scharfe Kritik an dem „einseitigen liberal-protestantischen Standpunkt" des Buches geübt worden ist. Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, sich mit diesen Äußerungen auseinanderzusetzen. Sie stellt fest, daß H. in der 7. Auflage seines Werkes in der Form einige Schärfen und Ungenauigkeiten gemildert bezw. verbessert hat, im übrigen aber auf den Ergebnissen seiner Arbeit besteht. In der erweiterten Einleitung betont er nunmehr selbst: „Meinen Standpunkt als Protestant, Preuße und Anhänger der modernen Staatsidee kann und werde ich niemals verleugnen. Ebensowenig darf die historische Wahrhaftigkeit unter den Forderungen des Tages leiden".

In der Form hat H. die fortlaufende Darstellung ohne Fußnoten oder einen Anhang von Anmerkungen gewählt. Das Buch will lediglich durch sich selbst wirken. Da es für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist, glaubte H. nicht entraten zu können, rein stofflich viel Einzelheiten zu bringen. Er weicht in dieser Beziehung bedeutend von der Art und Weise ab, die Dietrich Schäfer in seinen letzten, auch hauptsächlich für die Allgemeinheit bestimmten Werken beobachtet hat. Hier reizen mehr die umfassenden Gedanken des geistvollen Verfassers. H. zwingt das Stoffliche. Das veranlaßt mich zu ein paar Worten über den Stil des Buches, d. h. über die Frage, wie ist dieser reiche Stoff geformt worden. Dabei fällt mir eine Äußerung ein, die H. selbst einmal bei der Besprechung der Stein-Biographie Max Lehmanns getan hat. Er sagt dort: „Die literarische Eigenart Lehmanns ist ja bekannt; er ist der Repräsentant eines strengen Stils der historischen Darstellung, der gleichweit von dem Pathos Treitschkes wie von dem Räsonnement Delbrücks oder von der psychologischen Analyse eines Marcks oder Meinecke entfernt ist; von Ranke und seinen neuen Nachfolgern unterscheidet er sich durch die eindringende Darstellung des Details und von Sybel durch einen Beisatz von dialektischer Schärfe, der an Droysen erinnert". Wenn ich die nun folgenden Einzelheiten über M. Lehmann fortlasse, so bleibt im großen und ganzen dieses von H. selbst gegebene Urteil bestehen. Natürlich mit gewissen Einschränkungen. Wie schon die große Zahl der oben genannten Namen andeutet, H. ist keine ausgesprochene Stilnatur. Teilweise klingt seine Sprache wie ein Rechenschaftsbericht: streng sachlich, besonders in den ersten Kapiteln. Selbst von Härten ist das Buch nirgends ganz frei. Daneben finden sich aber auch glänzende Kapitel, wie das über den Großen Kurfürsten und die meisten über das 19. Jahrhundert. In allem offenbart sich aber der moderne Verfasser, der von den zahlreichen Zeitströmungen, insbesondere auf dem Gebiete des Kunstlebens, nicht

Digitized by Google

unberührt geblieben ist. Das gibt dem Buche eine Note, die man vielleicht persönlich nennen darf, da man sie anderswo selten findet. Gemeinhin wollen unsere Historiker in ihren Werken ganz dargestellte Zeit sein. Bei H. könnte man sagen: Er ist Darsteller und Leser zugleich, und zwar ein Leser jüngster Gegenwart. Mit diesen Augen sieht er den Gang seines Herrscherhauses durch die Geschichte. Und deshalb wird er das sicher erreichen, wenn auch sein Werk trotz der schon jetzt erzielten hohen Auflage niemals ein Volksbuch im eigentlichen Sinne werden wird: Seine Leser, d. h. solche mit stark kritischem, zugleich aber auch kräftig schwingendem Gefühl, werden persönlich mit ihm die Vergangenheit durchleben. Damit hat er aber das von jedem, auch dem wissenschaftlichen Schriftsteller am meisten erstrebte Ziel erreicht: er selbst wird zum Erlebnis!

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

II.

Kurz nach dem Zusammenbruch der Deutschrittermacht in der Tannenberger Schlacht kamen die Hohenzollern in die Mark Brandenburg und errichteten im Laufe der Zeit eine neue Vormachtstellung des Deutschtums im Osten, die den Kern für ein verjüngtes Deutschland bilden sollte. Einen kurz gefaßten Überblick über die Geschichte dieses Hauses gibt die Arbeit v. Belows, die als Festrede bei der Hohenzollernfeier der Universität Freiburg i. B. gedient hat[1]). Der Verf. zeigt unter Benutzung mancher Ergebnisse der neuesten Forschung, wie das hohenzollerische Kurfürstentum durch seine territorialen Verhältnisse mit einer gewissen natürlichen Notwendigkeit darauf hingewiesen war, eine Politik zu treiben, die dem ganzen Deutschland zugute kam, und wie der preußische Staat einer der bedeutendsten Träger des kulturellen Lebens des deutschen Volkes wurde. Mit seiner kirchlichen Toleranz übertraf Preußen im 18. Jahrhundert alle Großstaaten. Während England trotz seiner verfassungsmäßigen Freiheiten seinen gesamten selbständigen Bauernstand verlor, weil das Ziel des Staates der einseitige wirtschaftliche Gewinn war, pflegte Preußen den Bauernschutz und vollzog den allmählichen und darum ohne bedeutende Erschütterungen sich vollziehenden Übergang aus dem mittelalterlichen Feudalstaat in den modernen Rechtsstaat. Der preußische Geist, den das Ausland mit dem Schlagwort Militarismus zu kennzeichnen beliebt, bildet den Rückhalt für die Widerstandsfähigkeit Deutschlands, das bei seiner Lage im Herzen Europas der stärksten militärischen Sicherung bedarf. Dieses militärische Deutschland übertrifft aber gleichzeitig bei weitem alle ihm feindlichen Staaten in der Pflege des

---

[1]) Georg v. Below, Deutschland und die Hohenzollern. Eine Kriegsgedenkrede. 8°. 47 S. Leipzig, S. Hirzel, 1915. M. 0.80.

Digitized by Google

schlicht, weit entfernt von jeglichem Byzantinismus — noch nimmt er auf Parteiströmungen irgendwelcher Art Rücksicht. Es muß diese Selbstverständlichkeit besonders betont werden, da von ultramontaner Seite unter Führung der „Kölnischen Volkszeitung" scharfe Kritik an dem „einseitigen liberal-protestantischen Standpunkt" des Buches geübt worden ist. Es kann nicht Aufgabe dieser Besprechung sein, sich mit diesen Äußerungen auseinanderzusetzen. Sie stellt fest, daß H. in der 7. Auflage seines Werkes in der Form einige Schärfen und Ungenauigkeiten gemildert bezw. verbessert hat, im übrigen aber auf den Ergebnissen seiner Arbeit besteht. In der erweiterten Einleitung betont er nunmehr selbst: „Meinen Standpunkt als Protestant, Preuße und Anhänger der modernen Staatsidee kann und werde ich niemals verleugnen. Ebensowenig darf die historische Wahrhaftigkeit unter den Forderungen des Tages leiden".

In der Form hat H. die fortlaufende Darstellung ohne Fußnoten oder einen Anhang von Anmerkungen gewählt. Das Buch will lediglich durch sich selbst wirken. Da es für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist, glaubte H. nicht entraten zu können, rein stofflich viel Einzelheiten zu bringen. Er weicht in dieser Beziehung bedeutend von der Art und Weise ab, die Dietrich Schäfer in seinen letzten, auch hauptsächlich für die Allgemeinheit bestimmten Werken beobachtet hat. Hier reizen mehr die umfassenden Gedanken des geistvollen Verfassers. H. zwingt das Stoffliche. Das veranlaßt mich zu ein paar Worten über den Stil des Buches, d. h. über die Frage, wie ist dieser reiche Stoff geformt worden. Dabei fällt mir eine Äußerung ein, die H. selbst einmal bei der Besprechung der Stein-Biographie Max Lehmanns getan hat. Er sagt dort: „Die literarische Eigenart Lehmanns ist ja bekannt; er ist der Repräsentant eines strengen Stils der historischen Darstellung, der gleichweit von dem Pathos Treitschkes wie von dem Räsonnement Delbrücks oder von der psychologischen Analyse eines Marcks oder Meinecke entfernt ist; von Ranke und seinen neuen Nachfolgern unterscheidet er sich durch die eindringende Darstellung des Details und von Sybel durch einen Beisatz von dialektischer Schärfe, der an Droysen erinnert". Wenn ich die nun folgenden Einzelheiten über M. Lehmann fortlasse, so bleibt im großen und ganzen dieses von H. selbst gegebene Urteil bestehen. Natürlich mit gewissen Einschränkungen. Wie schon die große Zahl der oben genannten Namen andeutet, H. ist keine ausgesprochene Stilnatur. Teilweise klingt seine Sprache wie ein Rechenschaftsbericht: streng sachlich, besonders in den ersten Kapiteln. Selbst von Härten ist das Buch nirgends ganz frei. Daneben finden sich aber auch glänzende Kapitel, wie das über den Großen Kurfürsten und die meisten über das 19. Jahrhundert. In allem offenbart sich aber der moderne Verfasser, der von den zahlreichen Zeitströmungen, insbesondere auf dem Gebiete des Kunstlebens, nicht

Digitized by Google

unberührt geblieben ist. Das gibt dem Buche eine Note, die man vielleicht persönlich nennen darf, da man sie anderswo selten findet. Gemeinhin wollen unsere Historiker in ihren Werken ganz dargestellte Zeit sein. Bei H. könnte man sagen: Er ist Darsteller und Leser zugleich, und zwar ein Leser jüngster Gegenwart. Mit diesen Augen sieht er den Gang seines Herrscherhauses durch die Geschichte. Und deshalb wird er das sicher erreichen, wenn auch sein Werk trotz der schon jetzt erzielten hohen Auflage niemals ein Volksbuch im eigentlichen Sinne werden wird: Seine Leser, d. h. solche mit stark kritischem, zugleich aber auch kräftig schwingendem Gefühl, werden persönlich mit ihm die Vergangenheit durchleben. Damit hat er aber das von jedem, auch dem wissenschaftlichen Schriftsteller am meisten erstrebte Ziel erreicht: er selbst wird zum Erlebnis!

Berlin-Friedenau. Hermann Dreyhaus.

II.

Kurz nach dem Zusammenbruch der Deutschrittermacht in der Tannenberger Schlacht kamen die Hohenzollern in die Mark Brandenburg und errichteten im Laufe der Zeit eine neue Vormachtstellung des Deutschtums im Osten, die den Kern für ein verjüngtes Deutschland bilden sollte. Einen kurz gefaßten Überblick über die Geschichte dieses Hauses gibt die Arbeit v. Belows, die als Festrede bei der Hohenzollernfeier der Universität Freiburg i. B. gedient hat[1]). Der Verf. zeigt unter Benutzung mancher Ergebnisse der neuesten Forschung, wie das hohenzollerische Kurfürstentum durch seine territorialen Verhältnisse mit einer gewissen natürlichen Notwendigkeit darauf hingewiesen war, eine Politik zu treiben, die dem ganzen Deutschland zugute kam, und wie der preußische Staat einer der bedeutendsten Träger des kulturellen Lebens des deutschen Volkes wurde. Mit seiner kirchlichen Toleranz übertraf Preußen im 18. Jahrhundert alle Großstaaten. Während England trotz seiner verfassungsmäßigen Freiheiten seinen gesamten selbständigen Bauernstand verlor, weil das Ziel des Staates der einseitige wirtschaftliche Gewinn war, pflegte Preußen den Bauernschutz und vollzog den allmählichen und darum ohne bedeutende Erschütterungen sich vollziehenden Übergang aus dem mittelalterlichen Feudalstaat in den modernen Rechtsstaat. Der preußische Geist, den das Ausland mit dem Schlagwort Militarismus zu kennzeichnen beliebt, bildet den Rückhalt für die Widerstandsfähigkeit Deutschlands, das bei seiner Lage im Herzen Europas der stärksten militärischen Sicherung bedarf. Dieses militärische Deutschland übertrifft aber gleichzeitig bei weitem alle ihm feindlichen Staaten in der Pflege des

---

[1]) Georg v. Below, Deutschland und die Hohenzollern. Eine Kriegsgedenkrede. 8°. 47 S. Leipzig, S. Hirzel, 1915. M. 0.80.

Digitized by Google

Volksschulwesens, in der Freiheit der Universitäten und in den sozialpolitischen Einrichtungen.

Die klare und, trotz der Kürze, eine Fülle von Tatsächlichem bietende Darstellung verdient die Verbreitung, die sie nach der Höhe der gegenwärtigen Auflage bereits gefunden hat.

Aus theologischer Feder liegen zwei Hohenzollern-Festschriften vor, die sich nach Form und Inhalt sehr unterscheiden, obwohl sie sich dasselbe Ziel setzen, als evangelische Volksbücher das Leben und Wirken der märkischen Hohenzollern zu schildern.

Auf einer breiteren Grundlage baut Rogge sein Buch auf, dessen Inhalt er vielfach seinem früheren zweibändigen Werke „Vom Kurhut zur Kaiserkrone" entlehnt [1]). Der Verf. bemüht sich, unter Vermeidung legendenhaften Beiwerks, die besonders kennzeichnenden Züge im Wesen der Hohenzollernfürsten hervorzuheben und zu zeigen, daß das, was sie für ihren eigenen Staat getan haben, auch dem gesamten deutschen Vaterlande zugute gekommen ist. Er verfällt dabei aber oft in den Stil des Chronisten, so daß unter der Fülle unwesentlicher Einzelheiten manches wichtigere Ereignis nicht genügend zur Geltung kommt. So würde z. B. bei der Schilderung der Stellung des Kurfürsten Friedrich II. zur Kirche ein Hinweis auf die päpstliche Bulle vom 10. September 1447 erwünscht gewesen sein, die dem Landesherrn der Mark weitgehende kirchenrechtliche Befugnisse zugesteht. — Die Ergebnisse der neueren Forschung sind nicht immer verwertet. Von der Dispositio Achillea wissen wir, daß sie nicht die Bedeutung besessen hat, die man ihr früher zuwies und die ihr auch R. beilegt. Es ist nicht ein für alle Zukunft verbindliches Erbfolgegesetz, denn weder von dem Grundsatze des Erstgeburtsrechtes noch von der Unteilbarkeit der Mark ist darin ausdrücklich die Rede. Hinsichtlich der Bemerkung, daß der Beiname Cicero auf die humanistische Gelehrsamkeit und die lateinische Eloquenz des Fürsten Johann zurückzuführen sei, ist darauf hinzuweisen, daß dieser Hohenzoller keinerlei klassische Bildung besessen hat. Der Beiname geht auf die von Melanchthon verbreitete Legende zurück, daß Johann in einer Fürstenversammlung eine vierstündige lateinische Rede gehalten habe. Vom Übertritte Joachims II. zur evangelischen Lehre steht fest, daß er nicht in der Schloßkapelle zu Spandau, sondern im Dom zu Berlin erfolgte. — Die Angabe der Daten, für die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts die Julianische Datierungsweise beibehalten ist, leidet vielfach an Ungenauigkeit. S. 3 muß für die Verleihung der erblichen Markgrafenwürde der 30. April 1415 genannt werden, während die feierliche Belehnung mit der Kurwürde am 18. April 1417 vor sich ging. S. 7 muß für die Dämpfung

[1]) Hofprediger a. D. Bernhard Rogge, Fünf Jahrhundert Hohenzollernherrschaft in Brandenburg-Preußen. 8°. VI u. 175 S. Berlin, Gebrüder Paetel, 1915. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Digitized by Google

des Berliner Unwillens Januar 1448 angegeben werden. Zu S. 35 ist zu bemerken, daß Joachim Friedrich nicht 1576, sondern 1546 geboren wurde, demnach bei seiner Thronbesteigung nicht 22, sondern 52 Jahre alt war. S. 80 muß das Jahr der Eheschließung Friedrich II. statt 1737 lauten 1733. — Trotz dieser Mängel wird das Büchlein, in dem sich kernhafte evangelische Gesinnung mit warmer Vaterlandsliebe paart, infolge der fesselnden Erzählerkunst seine Freunde im Volke finden.

Wendlands Schrift trägt ein modernes Gepräge [1]). Sie bietet durchweg die gesicherten Resultate neueren Forschens. Trotz des geringen Umfanges verdient die Arbeit aus der Fülle der Festblätter besonders hervorgehoben zu werden. Die Sprache ist schlicht und männlich, die Darstellung klar und packend. Mit psychologischer Feinheit werden die Charakterbilder der Hohenzollernfürsten von Joachim II. an entworfen. Als Schirmherren des Protestantismus, als Vertreter des Toleranzgedankens und als Vorbilder des evangelischen Glaubens ziehen an uns die einzelnen Gestalten vorüber, denen der Verf. im Namen der evangelischen Kirche für alles das danken will, was sie für des Vaterlandes Größe vollbracht haben.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

III.

Außer der schon oben besprochenen Universitäts-Festrede v. Belows ist der Schriftleitung noch eine zweite gedruckte Festansprache zugegangen, die ebenfalls einen bekannten Historiker, Hans F. Helmolt, zum Verfasser hat [2]). Ihre Hauptbedeutung liegt m. E. darin, daß hier ein „Nichtpreuße" — ein „königlicher Sachse", wie er selber sich nennt — nichtpreußischen Zuhörern in knappen, eindringlichen Worten das Geheimnis des stolzen Vor- und Aufwärtsschreitens des Hohenzollerngeschlechtes und Brandenburg-Preußens zu entschleiern versucht. Vor allem rühmt er den preußisch-hohenzollerischen „Willen zur Tat". „Preußisch handeln," sagt er einmal (S. 6), „heißt immer etwas schneller laufen als natürlich ist, heißt noch tapfrer als bloß tapfer sein, heißt stoßen, was fallen will, und, nach friderizianischem Befehl, unter allen Umständen stets zuerst attackieren." Was die einzelnen Hohenzollernfürsten betrifft, so kommt auch in dieser Rede die Bewunderung, die H. jederzeit (vgl. z. B. „Mitteilungen", Bd. 43, S. 266 f.) für Friedrich den Großen, den „königlichsten aller Könige", gehegt hat, mehrfach unverhüllt zum Ausdruck. —

---

[1]) Lic. theol. Walter Wendland, Die Hohenzollern und die evangelische Kirche. Ein Gedenkbuch für das evangelische Haus. Kl. 8°. 64 S. Berlin, Hutten-Verlag, 1915. M. 0.50.

[2]) Hans F. Helmolt, Die Hohenzollern 1415—1915. Ansprache, gehalten bei der Hohenzollernfeier im Bremer Schauspielhaus am 31. Oktober 1915. Kl. 8°. 20 S. Bremen, Druck von Carl Schünemann, o. J. [1915].

Digitized by Google

Volksschulwesens, in der Freiheit der Universitäten und in den sozialpolitischen Einrichtungen.

Die klare und, trotz der Kürze, eine Fülle von Tatsächlichem bietende Darstellung verdient die Verbreitung, die sie nach der Höhe der gegenwärtigen Auflage bereits gefunden hat.

Aus theologischer Feder liegen zwei Hohenzollern-Festschriften vor, die sich nach Form und Inhalt sehr unterscheiden, obwohl sie sich dasselbe Ziel setzen, als evangelische Volksbücher das Leben und Wirken der märkischen Hohenzollern zu schildern.

Auf einer breiteren Grundlage baut Rogge sein Buch auf, dessen Inhalt er vielfach seinem früheren zweibändigen Werke „Vom Kurhut zur Kaiserkrone" entlehnt[1]). Der Verf. bemüht sich, unter Vermeidung legendenhaften Beiwerks, die besonders kennzeichnenden Züge im Wesen der Hohenzollernfürsten hervorzuheben und zu zeigen, daß das, was sie für ihren eigenen Staat getan haben, auch dem gesamten deutschen Vaterlande zugute gekommen ist. Er verfällt dabei aber oft in den Stil des Chronisten, so daß unter der Fülle unwesentlicher Einzelheiten manches wichtigere Ereignis nicht genügend zur Geltung kommt. So würde z. B. bei der Schilderung der Stellung des Kurfürsten Friedrich II. zur Kirche ein Hinweis auf die päpstliche Bulle vom 10. September 1447 erwünscht gewesen sein, die dem Landesherrn der Mark weitgehende kirchenrechtliche Befugnisse zugesteht. — Die Ergebnisse der neueren Forschung sind nicht immer verwertet. Von der Dispositio Achillea wissen wir, daß sie nicht die Bedeutung besessen hat, die man ihr früher zuwies und die ihr auch R. beilegt. Es ist nicht ein für alle Zukunft verbindliches Erbfolgegesetz, denn weder von dem Grundsatze des Erstgeburtsrechtes noch von der Unteilbarkeit der Mark ist darin ausdrücklich die Rede. Hinsichtlich der Bemerkung, daß der Beiname Cicero auf die humanistische Gelehrsamkeit und die lateinische Eloquenz des Fürsten Johann zurückzuführen sei, ist darauf hinzuweisen, daß dieser Hohenzoller keinerlei klassische Bildung besessen hat. Der Beiname geht auf die von Melanchthon verbreitete Legende zurück, daß Johann in einer Fürstenversammlung eine vierstündige lateinische Rede gehalten habe. Vom Übertritte Joachims II. zur evangelischen Lehre steht fest, daß er nicht in der Schloßkapelle zu Spandau, sondern im Dom zu Berlin erfolgte. — Die Angabe der Daten, für die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts die Julianische Datierungsweise beibehalten ist, leidet vielfach an Ungenauigkeit. S. 3 muß für die Verleihung der erblichen Markgrafenwürde der 30. April 1415 genannt werden, während die feierliche Belehnung mit der Kurwürde am 18. April 1417 vor sich ging. S. 7 muß für die Dämpfung

---

[1]) Hofprediger a. D. Bernhard Rogge, Fünf Jahrhundert Hohenzollernherrschaft in Brandenburg-Preußen. 8°. VI u. 175 S. Berlin, Gebrüder Paetel, 1915. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Digitized by Google

des Berliner Unwillens Januar 1448 angegeben werden. Zu S. 35 ist zu bemerken, daß Joachim Friedrich nicht 1576, sondern 1546 geboren wurde, demnach bei seiner Thronbesteigung nicht 22, sondern 52 Jahre alt war. S. 80 muß das Jahr der Eheschließung Friedrich II. statt 1737 lauten 1733. — Trotz dieser Mängel wird das Büchlein, in dem sich kernhafte evangelische Gesinnung mit warmer Vaterlandsliebe paart, infolge der fesselnden Erzählerkunst seine Freunde im Volke finden.

Wendlands Schrift trägt ein modernes Gepräge[1]). Sie bietet durchweg die gesicherten Resultate neueren Forschens. Trotz des geringen Umfanges verdient die Arbeit aus der Fülle der Festblätter besonders hervorgehoben zu werden. Die Sprache ist schlicht und männlich, die Darstellung klar und packend. Mit psychologischer Feinheit werden die Charakterbilder der Hohenzollernfürsten von Joachim II. an entworfen. Als Schirmherren des Protestantismus, als Vertreter des Toleranzgedankens und als Vorbilder des evangelischen Glaubens ziehen an uns die einzelnen Gestalten vorüber, denen der Verf. im Namen der evangelischen Kirche für alles das danken will, was sie für des Vaterlandes Größe vollbracht haben.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

III.

Außer der schon oben besprochenen Universitäts-Festrede v. Belows ist der Schriftleitung noch eine zweite gedruckte Festansprache zugegangen, die ebenfalls einen bekannten Historiker, Hans F. Helmolt, zum Verfasser hat[2]). Ihre Hauptbedeutung liegt m. E. darin, daß hier ein „Nichtpreuße" — ein „königlicher Sachse", wie er selber sich nennt — nichtpreußischen Zuhörern in knappen, eindringlichen Worten das Geheimnis des stolzen Vor- und Aufwärtsschreitens des Hohenzollerngeschlechtes und Brandenburg-Preußens zu entschleiern versucht. Vor allem rühmt er den preußisch-hohenzollerischen „Willen zur Tat". „Preußisch handeln," sagt er einmal (S. 6), „heißt immer etwas schneller laufen als natürlich ist, heißt noch tapfrer als bloß tapfer sein, heißt stoßen, was fallen will, und, nach friderizianischem Befehl, unter allen Umständen stets zuerst attackieren." Was die einzelnen Hohenzollernfürsten betrifft, so kommt auch in dieser Rede die Bewunderung, die H. jederzeit (vgl. z. B. „Mitteilungen", Bd. 43, S. 266 f.) für Friedrich den Großen, den „königlichsten aller Könige", gehegt hat, mehrfach unverhüllt zum Ausdruck. —

[1]) Lic. theol. Walter Wendland, Die Hohenzollern und die evangelische Kirche. Ein Gedenkbuch für das evangelische Haus. Kl. 8°. 64 S. Berlin, Hutten-Verlag, 1915. M. 0.50.

[2]) Hans F. Helmolt, Die Hohenzollern 1415—1915. Ansprache, gehalten bei der Hohenzollernfeier im Bremer Schauspielhaus am 31. Oktober 1915. Kl. 8°. 20 S. Bremen, Druck von Carl Schünemann, o. J. [1915].

Digitized by Google

Ein großer Teil des Inhalts ist der jüngsten Gegenwart, den Ereignissen während des Weltkrieges, gewidmet. Die scharfen Äußerungen H.s über unsere Feinde sind zweifellos allen vaterländisch gesinnten Deutschen aus dem Herzen gesprochen, und dasselbe gilt von fast allen seinen Bemerkungen über die inländischen „Schwarzseher und Angstmeier". Nur geht H. unbedingt zu weit, wenn er meint, daß sein eigenes Urteil über die Politik des 1909 an die Spitze der deutschen Reichsleitung berufenen Staatsmannes (S. 14 ff.) „in weitesten Volkskreisen" geteilt werde. Es gibt doch auch andersdenkende Deutsche, deren Anschauungen in der Kreuzzeitung, der Täglichen Rundschau, der Deutschen Tageszeitung usw. vertreten werden. Abgesehen von der eben erwähnten Stelle dürfte die gedankenreiche Rede H.s, ein treues Bekenntnis zur deutschen Einheit und Einigkeit unter preußischer Führung, wohl allgemeine Zustimmung finden.

Neben dem schon von anderer Seite eingehend gewürdigten Werke Otto Hintzes sind noch zwei kleinere Veröffentlichungen zu nennen, die, allerdings in erheblich bescheidenerem Rahmen, gleichfalls geeignet erscheinen, das Verständnis weiterer Kreise für das segensreiche Wirken der märkischen Hohenzollern seit 1415 zu wecken und zu vertiefen.

In einem vornehm ausgestatteten Buche, das mit vielen, geschmackvoll ausgewählten Abbildungen verziert ist, gibt Georg Schuster eine knappe, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellung der Vorgeschichte des Hauses Hohenzollern und einen kurzen Lebensabriß aller seit 1415 in Brandenburg-Preußen regierenden Hohenzollernfürsten[1]). Trotz des beschränkten Raumes hat er die Gefahr, in den sogenannten Lexikonstil zu verfallen, glücklich zu vermeiden gewußt; seine Schilderung bleibt stets flüssig. Ebenso wird der Inhalt allen Ansprüchen gerecht; nicht nur die äußere, sondern auch die innere Politik findet ausreichende Berücksichtigung. Die modernen Forschungsergebnisse sind geschickt in den Text verwoben. So lesen wir z. B. in der Biographie Joachims II. folgenden Satz: „Der Beiname Hektor, den byzantinisch gesinnte Chronisten ihm beigelegt haben, ist ebenso unhistorisch wie die Bezeichnungen Cicero, Nestor usw. für seinen Großvater und seinen Vater" (S. 20 f.). Die Jahreszahlen scheinen überall richtig zu sein. Nur einen einzigen Druckfehler habe ich bemerkt; in der vorletzten Zeile von S. 48 muß es „1686" statt „1786" heißen. Mit lebhaftem Danke ist es endlich zu begrüßen, daß jeder einzelnen Biographie ein Faksimile der Unterschrift und der Wahlspruch des betreffenden Hohenzollernherrschers beigefügt sind. Nach alledem kann die

[1]) Georg Schuster, 500 Jahre Hohenzollern. Ein Gedenkbuch zur Regierungsfeier unseres Kaiserhauses. Mit 121 Abb. 31 × 23,5 cm. 96 S. Berlin, August Scherl G. m. b. H., o. J. [1915]. Geb. M. 3.—.

Digitized by Google

Arbeit, deren Erträgnis zum Teil unserm „Roten Kreuze“ zugute kommt, warm empfohlen werden. Dem gebildeten Laien bietet sie reiche Belehrung, dem Fachgelehrten mannigfaltige Anregung.

In einem zweiten Buche tritt Georg Schuster nicht nur als Autor, sondern auch als Herausgeber auf, indem er aus verschiedenen Schriften, in denen besonders anziehende Begebenheiten oder Persönlichkeiten aus der Geschichte des Hohenzollernhauses behandelt werden, mit Erlaubnis der Verfasser und der Verleger einzelne Abschnitte entnommen und zu einer größeren, den Zeitraum 1415—1915 umspannenden Sammlung vereinigt hat[1]). Die 19 Kapitel der Sammlung stammen teils aus früheren Veröffentlichungen Sch.s, teils aus Schriften A. F. Riedels, Mart. Philippsons, Wilh. Gundlachs, Otto Krauskes, F. Arnheims, Erich Bleichs, Paul Goldschmidts, Alfr. v. Reumonts, Louis Schneiders, Konr. Müllers usw. Jedes Jahrhundert ist durch mehrere Beiträge vertreten und die Auswahl so getroffen, daß jeder Leser auf seine Rechnung kommt, mag ihn die hohe Politik, das Biographische, das Episodenhafte, die Wissenschaft oder die Kunst besonders interessieren. Genug, Sch. hat es hier verstanden, für das deutsche Volk, namentlich aber für die deutsche Jugend ein gediegenes historisches Lesebuch zu schaffen, dessen vaterländischer Inhalt das Nationalgefühl zu stärken und die Teilnahme an den wechselvollen Geschicken des Hohenzollernhauses anzuregen vermag.

Während die bisher angezeigten Arbeiten sämtlich dem Hohenzollernjubiläum ihre Entstehung verdanken, gibt es eine Veröffentlichung, die schon seit langer Zeit sich alljährlich die Aufgabe stellt, in Wort und Bild das Leben und Wirken von Mitgliedern des Hohenzollerngeschlechtes uns vor Augen zu führen. Jedem Historiker, der sich mit der brandenburgisch-preußischen Geschichte beschäftigt, ist es bekannt, welch reiches und wertvolles Material die ersten 17 Bände des von Paul Seidel herausgegebenen „Hohenzollern-Jahrbuches“ enthalten.

Auch der 18. Band ist den alten guten Überlieferungen treu geblieben[2]). Einer der Beiträge, eine aus dem Vatikanischen Archiv stammende Mitteilung Martin Wehrmanns über „einige päpstliche Indulgenzbriefe für Angehörige des Hohenzollernhauses“ (S. 240), reicht bis ins 14. Jahrhundert, also bis in die Zeit vor dem Einzug der Hohenzollern in die Mark Brandenburg, zurück, während ein anderer Beitrag, ein Aufsatz Otto Hintzes, über „Ursprung und Bedeutung

[1]) Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Ereignisse und Episoden aus fünf Jahrhunderten (1415—1915). Hrsgg. v. Georg Schuster. 8°. VIII u. 264 S. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 1915. M. 3.75; geb. M. 5.—.

[2]) Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Hrsgg. v. Paul Seidel. 18. Jahrgang. 1914. 36 × 27 cm. XXI u. 241 S. Berlin u. Leipzig, Giesecke & Devrient, o. J. [1915]. M. 20.—; geb. M. 24.—.

Digitized by Google

Ein großer Teil des Inhalts ist der jüngsten Gegenwart, den Ereignissen während des Weltkrieges, gewidmet. Die scharfen Äußerungen H.s über unsere Feinde sind zweifellos allen vaterländisch gesinnten Deutschen aus dem Herzen gesprochen, und dasselbe gilt von fast allen seinen Bemerkungen über die inländischen „Schwarzseher und Angstmeier". Nur geht H. unbedingt zu weit, wenn er meint, daß sein eigenes Urteil über die Politik des 1909 an die Spitze der deutschen Reichsleitung berufenen Staatsmannes (S. 14 ff.) „in weitesten Volkskreisen" geteilt werde. Es gibt doch auch andersdenkende Deutsche, deren Anschauungen in der Kreuzzeitung, der Täglichen Rundschau, der Deutschen Tageszeitung usw. vertreten werden. Abgesehen von der eben erwähnten Stelle dürfte die gedankenreiche Rede H.s, ein treues Bekenntnis zur deutschen Einheit und Einigkeit unter preußischer Führung, wohl allgemeine Zustimmung finden.

Neben dem schon von anderer Seite eingehend gewürdigten Werke Otto Hintzes sind noch zwei kleinere Veröffentlichungen zu nennen, die, allerdings in erheblich bescheidenerem Rahmen, gleichfalls geeignet erscheinen, das Verständnis weiterer Kreise für das segensreiche Wirken der märkischen Hohenzollern seit 1415 zu wecken und zu vertiefen.

In einem vornehm ausgestatteten Buche, das mit vielen, geschmackvoll ausgewählten Abbildungen verziert ist, gibt Georg Schuster eine knappe, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellung der Vorgeschichte des Hauses Hohenzollern und einen kurzen Lebensabriß aller seit 1415 in Brandenburg-Preußen regierenden Hohenzollernfürsten[1]). Trotz des beschränkten Raumes hat er die Gefahr, in den sogenannten Lexikonstil zu verfallen, glücklich zu vermeiden gewußt; seine Schilderung bleibt stets flüssig. Ebenso wird der Inhalt allen Ansprüchen gerecht; nicht nur die äußere, sondern auch die innere Politik findet ausreichende Berücksichtigung. Die modernen Forschungsergebnisse sind geschickt in den Text verwoben. So lesen wir z. B. in der Biographie Joachims II. folgenden Satz: „Der Beiname Hektor, den byzantinisch gesinnte Chronisten ihm beigelegt haben, ist ebenso unhistorisch wie die Bezeichnungen Cicero, Nestor usw. für seinen Großvater und seinen Vater" (S. 20 f.). Die Jahreszahlen scheinen überall richtig zu sein. Nur einen einzigen Druckfehler habe ich bemerkt; in der vorletzten Zeile von S. 48 muß es „1686" statt „1786" heißen. Mit lebhaftem Danke ist es endlich zu begrüßen, daß jeder einzelnen Biographie ein Faksimile der Unterschrift und der Wahlspruch des betreffenden Hohenzollernherrschers beigefügt sind. Nach alledem kann die

[1]) Georg Schuster, 500 Jahre Hohenzollern. Ein Gedenkbuch zur Regierungsfeier unseres Kaiserhauses. Mit 121 Abb. 31 × 23,5 cm. 96 S. Berlin, August Scherl G. m. b. H., o. J. [1915]. Geb. M. 3.—.

Digitized by Google

Arbeit, deren Erträgnis zum Teil unserm „Roten Kreuze“ zugute kommt, warm empfohlen werden. Dem gebildeten Laien bietet sie reiche Belehrung, dem Fachgelehrten mannigfaltige Anregung.

In einem zweiten Buche tritt Georg Schuster nicht nur als Autor, sondern auch als Herausgeber auf, indem er aus verschiedenen Schriften, in denen besonders anziehende Begebenheiten oder Persönlichkeiten aus der Geschichte des Hohenzollernhauses behandelt werden, mit Erlaubnis der Verfasser und der Verleger einzelne Abschnitte entnommen und zu einer größeren, den Zeitraum 1415—1915 umspannenden Sammlung vereinigt hat[1]). Die 19 Kapitel der Sammlung stammen teils aus früheren Veröffentlichungen Sch.s, teils aus Schriften A. F. Riedels, Mart. Philippsons, Wilh. Gundlachs, Otto Krauskes, F. Arnheims, Erich Bleichs, Paul Goldschmidts, Alfr. v. Reumonts, Louis Schneiders, Konr. Müllers usw. Jedes Jahrhundert ist durch mehrere Beiträge vertreten und die Auswahl so getroffen, daß jeder Leser auf seine Rechnung kommt, mag ihn die hohe Politik, das Biographische, das Episodenhafte, die Wissenschaft oder die Kunst besonders interessieren. Genug, Sch. hat es hier verstanden, für das deutsche Volk, namentlich aber für die deutsche Jugend ein gediegenes historisches Lesebuch zu schaffen, dessen vaterländischer Inhalt das Nationalgefühl zu stärken und die Teilnahme an den wechselvollen Geschicken des Hohenzollernhauses anzuregen vermag.

Während die bisher angezeigten Arbeiten sämtlich dem Hohenzollernjubiläum ihre Entstehung verdanken, gibt es eine Veröffentlichung, die schon seit langer Zeit sich alljährlich die Aufgabe stellt, in Wort und Bild das Leben und Wirken von Mitgliedern des Hohenzollerngeschlechtes uns vor Augen zu führen. Jedem Historiker, der sich mit der brandenburgisch-preußischen Geschichte beschäftigt, ist es bekannt, welch reiches und wertvolles Material die ersten 17 Bände des von Paul Seidel herausgegebenen „Hohenzollern-Jahrbuches“ enthalten.

Auch der 18. Band ist den alten guten Überlieferungen treu geblieben[2]). Einer der Beiträge, eine aus dem Vatikanischen Archiv stammende Mitteilung Martin Wehrmanns über „einige päpstliche Indulgenzbriefe für Angehörige des Hohenzollernhauses“ (S. 240), reicht bis ins 14. Jahrhundert, also bis in die Zeit vor dem Einzug der Hohenzollern in die Mark Brandenburg, zurück, während ein anderer Beitrag, ein Aufsatz Otto Hintzes, über „Ursprung und Bedeutung

[1]) Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Ereignisse und Episoden aus fünf Jahrhunderten (1415—1915). Hrsgg. v. Georg Schuster. 8°. VIII u. 264 S. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge, 1915. M. 3.75; geb. M. 5.—.

[2]) Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen. Hrsgg. v. Paul Seidel. 18. Jahrgang. 1914. 36 × 27 cm. XXI u. 241 S. Berlin u. Leipzig, Giesecke & Devrient, o. J. [1915]. M. 20.—; geb. M. 24.—.

Digitized by Google

des gegenwärtigen Krieges" (S. I—XXI), also über ein Thema aus allerneuester Zeit handelt. Die Darstellung H.s verdient allgemeine Beachtung. Sie entrollt ein plastisches Bild von den Wandlungen in dem politischen Verhältnis zwischen den europäischen Mächten seit 1871, von der langjährigen Hinterhältigkeit unserer heutigen Feinde und von ihrem erfolgreichen Lügenfeldzuge in dem sogen. „neutralen" Auslande, bietet aber auch eine kurze Skizze der militärischen Ereignisse bis zum Spätherbst 1914 und zeichnet sich ebenso sehr durch formvollendeten Aufbau wie durch strenge Sachlichkeit und ruhige Sprache aus.

Mit einem der berühmtesten Hohenzollern beschäftigen sich zwei Aufsätze. — Unter dem Titel: „Der Große Kurfürst und Karl X. von Schweden" (S. 4—18) gibt Reinhold Koser (†) eine gute Übersicht über die persönlichen und politischen Beziehungen zwischen diesen beiden hervorragenden Herrschern bis zum Abschluß des Wehlauer Vertrages von 1657. Erschöpfend ist die kurze Skizze K.s, anscheinend seine letzte Arbeit, natürlich nicht, konnte es auch nicht sein, da ich die einschlägigen schwedischen „Urkunden und Aktenstücke" bisher noch nicht veröffentlicht habe. Im allgemeinen hat K. jedoch, wie ich hinzufügen kann, mit außerordentlichem Scharfblick, trotz des unvollkommenen Materials, das Richtige getroffen. Wohltuend berührt sein maßvolles Urteil über die brandenburgische Politik des Schwedenkönigs. Man vergleiche damit die sonderbare Auffassung eines schwedischen Historikers, der vor etwa 20 Jahren in Stockholm mir gegenüber den Großen Kurfürsten als „einen der größten Schurken Europas" bezeichnete! Ob alle Daten stimmen, habe ich nicht nachgeprüft. Die Thronentsagung der schwedischen Königin Christine ist jedenfalls nicht „im Mai", sondern erst am 1./11. Juni 1654 erfolgt. — In die ersten zielbewußten Anfänge der hohenzollerischen Kolonial- und Flottenpolitik führt uns ein von Christoph Voigt in deutscher Übertragung veröffentlichtes „holländisches Huldigungsgedicht auf den Großen Kurfürsten" (S. 38—51). Es stammt aus dem Jahre 1685 und hat den aus Holland gebürtigen kurfürstlichen Admiralitätsrat Johann Clefman zum Verfasser. Die von V. beigefügten, teilweise auf archivalischer Grundlage ruhenden Angaben über Entstehung, Typ, Größe, Besatzungsstärke, Armierung usw. der damaligen brandenburgischen Kriegsmarine sind recht dankenswert.

In nicht weniger als 5 Beiträgen des vorliegenden Bandes steht die Person des Großen Königs mehr oder weniger im Vordergrund des Interesses. — Hans Droysen, dem das Hohenzollern-Jahrbuch schon früher manche bedeutsame Abhandlung zu verdanken gehabt hatte, veröffentlicht jetzt (S. 241) Aufzeichnungen des preußischen Oberzeremonienmeisters v. Besser „zu Friedrichs des Großen Geburt und Taufe"; man erfährt aus ihnen, daß der neugeborene Prinz auf aus-

Digitized by Google

drücklichen Wunsch seines königlichen Großvaters Friedrich I. den Rufnamen Friedrich empfing. — Ferner gibt Droysen eine Fortsetzung seiner im vorigen Bande mitgeteilten Auszüge „aus den Briefen der Königin Sophie Dorothea (S. 98 bis 121), die im Charlottenburger Königl. Hausarchiv aufbewahrt werden. Die diesmal publizierten, mit vielen Erläuterungen versehenen Brieffragmente der Königin aus den Jahren 1732—40 sind teils an ihren Gemahl Friedrich Wilhelm I., teils an ihren ältesten Sohn, Kronprinz Friedrich, gerichtet und betreffen vorzugsweise das Verhältnis zwischen Vater, Mutter und Sohn sowie den Gesundheitszustand des Vaters, bieten aber auch manche Ergänzung zum 1. Teile meines Buches „Der Hof Friedrichs des Großen“ (1912). Aus dem Briefwechsel Sophie Dorotheas mit ihren Kindern und aus der geschwisterlichen Korrespondenz in den Jahren 1740—46 hat D. nur einige Proben mitgeteilt, dagegen verhältnismäßig viele aus dem Jahre 1757, so daß man einen tiefen Einblick in den innigen Freundschaftsbund gewinnt, der die Mutter bis an ihr Lebensende mit ihrem ältesten Sohne verknüpfte. Der letzte noch erhaltene Brief der Königin-Mutter an Friedrich, eine Woche vor ihrem Tode geschrieben, wird auch als Faksimile wiedergegeben. — Von großem Werte für den friderizianischen Forscher ist ferner eine kleine Studie „über Augengläser und optische Instrumente im Hohenzollern-Museum“ aus der Feder des Geh. Medizinalrates Prof. Dr. Richard Greeff (S. 156—64). Auf Grund einer fachmännischen Prüfung der nachweisbar von König Friedrich benutzten Eingläser, Fernrohre usw. vermag G. nämlich die Art und annähernd auch den Grad der Kurzsichtigkeit des Königs zu bestimmen, die er als beträchtlich bezeichnet, und die im übrigen auch in vielen zeitgenössischen Quellen ausdrücklich hervorgehoben wird. Weitere Untersuchungen G.s haben ergeben, daß die drei ersten Nachfolger Friedrichs ebenfalls mehr oder weniger kurzsichtig waren, wie denn die Kurzsichtigkeit überhaupt lange im Hohenzollernhause erblich gewesen zu sein scheint. Erst mit Kaiser Wilhelm I., der in seiner Jugend und im mittleren Alter sich keiner Brille zu bedienen brauchte, trat hierin eine Änderung ein. — „Reinhold Koser als Geschichtschreiber Friedrichs des Großen“ wird von Gust. Berthold Volz, einem jüngeren Freunde des am 25. August 1914 verstorbenen „rüstigsten Vorkämpfers friderizianischer Forschung“, in einer warm und verständnisvoll geschriebenen Abhandlung (S. 166—73) eingehend gewürdigt. Gern werden die älteren Schüler Kosers dem Verfasser zustimmen, wenn er von ihrem einstigen Lehrer sagt: „Keinem sonst wie ihm war die Geschichte seines Helden vertraut, dem er, solange er wirkte und schaffen konnte, seine Dienste geweiht hatte.“ Daß ein solcher ehrender Nachruf gerade im Hohenzollern-Jahrbuch Platz finden mußte, verstand sich gleichsam von selbst. Hatte Koser

Digitized by Google

des gegenwärtigen Krieges" (S. I—XXI), also über ein Thema aus allerneuester Zeit handelt. Die Darstellung H.s verdient allgemeine Beachtung. Sie entrollt ein plastisches Bild von den Wandlungen in dem politischen Verhältnis zwischen den europäischen Mächten seit 1871, von der langjährigen Hinterhältigkeit unserer heutigen Feinde und von ihrem erfolgreichen Lügenfeldzuge in dem sogen. „neutralen" Auslande, bietet aber auch eine kurze Skizze der militärischen Ereignisse bis zum Spätherbst 1914 und zeichnet sich ebenso sehr durch formvollendeten Aufbau wie durch strenge Sachlichkeit und ruhige Sprache aus.

Mit einem der berühmtesten Hohenzollern beschäftigen sich zwei Aufsätze. — Unter dem Titel: „Der Große Kurfürst und Karl X. von Schweden" (S. 4—18) gibt Reinhold Koser (†) eine gute Übersicht über die persönlichen und politischen Beziehungen zwischen diesen beiden hervorragenden Herrschern bis zum Abschluß des Wehlauer Vertrages von 1657. Erschöpfend ist die kurze Skizze K.s, anscheinend seine letzte Arbeit, natürlich nicht, konnte es auch nicht sein, da ich die einschlägigen schwedischen „Urkunden und Aktenstücke" bisher noch nicht veröffentlicht habe. Im allgemeinen hat K. jedoch, wie ich hinzufügen kann, mit außerordentlichem Scharfblick, trotz des unvollkommenen Materials, das Richtige getroffen. Wohltuend berührt sein maßvolles Urteil über die brandenburgische Politik des Schwedenkönigs. Man vergleiche damit die sonderbare Auffassung eines schwedischen Historikers, der vor etwa 20 Jahren in Stockholm mir gegenüber den Großen Kurfürsten als „einen der größten Schurken Europas" bezeichnete! Ob alle Daten stimmen, habe ich nicht nachgeprüft. Die Thronentsagung der schwedischen Königin Christine ist jedenfalls nicht „im Mai", sondern erst am 1./11. Juni 1654 erfolgt. — In die ersten zielbewußten Anfänge der hohenzollerischen Kolonial- und Flottenpolitik führt uns ein von Christoph Voigt in deutscher Übertragung veröffentlichtes „holländisches Huldigungsgedicht auf den Großen Kurfürsten" (S. 38—51). Es stammt aus dem Jahre 1685 und hat den aus Holland gebürtigen kurfürstlichen Admiralitätsrat Johann Clefman zum Verfasser. Die von V. beigefügten, teilweise auf archivalischer Grundlage ruhenden Angaben über Entstehung, Typ, Größe, Besatzungsstärke, Armierung usw. der damaligen brandenburgischen Kriegsmarine sind recht dankenswert.

In nicht weniger als 5 Beiträgen des vorliegenden Bandes steht die Person des Großen Königs mehr oder weniger im Vordergrund des Interesses. — Hans Droysen, dem das Hohenzollern-Jahrbuch schon früher manche bedeutsame Abhandlung zu verdanken gehabt hatte, veröffentlicht jetzt (S. 241) Aufzeichnungen des preußischen Oberzeremonienmeisters v. Besser „zu Friedrichs des Großen Geburt und Taufe"; man erfährt aus ihnen, daß der neugeborene Prinz auf aus-

Digitized by Google

drücklichen Wunsch seines königlichen Großvaters Friedrich I. den Rufnamen Friedrich empfing. — Ferner gibt Droysen eine Fortsetzung seiner im vorigen Bande mitgeteilten Auszüge „aus den Briefen der Königin Sophie Dorothea (S. 98 bis 121), die im Charlottenburger Königl. Hausarchiv aufbewahrt werden. Die diesmal publizierten, mit vielen Erläuterungen versehenen Brieffragmente der Königin aus den Jahren 1732—40 sind teils an ihren Gemahl Friedrich Wilhelm I., teils an ihren ältesten Sohn, Kronprinz Friedrich, gerichtet und betreffen vorzugsweise das Verhältnis zwischen Vater, Mutter und Sohn sowie den Gesundheitszustand des Vaters, bieten aber auch manche Ergänzung zum 1. Teile meines Buches „Der Hof Friedrichs des Großen“ (1912). Aus dem Briefwechsel Sophie Dorotheas mit ihren Kindern und aus der geschwisterlichen Korrespondenz in den Jahren 1740—46 hat D. nur einige Proben mitgeteilt, dagegen verhältnismäßig viele aus dem Jahre 1757, so daß man einen tiefen Einblick in den innigen Freundschaftsbund gewinnt, der die Mutter bis an ihr Lebensende mit ihrem ältesten Sohne verknüpfte. Der letzte noch erhaltene Brief der Königin-Mutter an Friedrich, eine Woche vor ihrem Tode geschrieben, wird auch als Faksimile wiedergegeben. — Von großem Werte für den friderizianischen Forscher ist ferner eine kleine Studie „über Augengläser und optische Instrumente im Hohenzollern-Museum“ aus der Feder des Geh. Medizinalrates Prof. Dr. Richard Greeff (S. 156—64). Auf Grund einer fachmännischen Prüfung der nachweisbar von König Friedrich benutzten Eingläser, Fernrohre usw. vermag G. nämlich die Art und annähernd auch den Grad der Kurzsichtigkeit des Königs zu bestimmen, die er als beträchtlich bezeichnet, und die im übrigen auch in vielen zeitgenössischen Quellen ausdrücklich hervorgehoben wird. Weitere Untersuchungen G.s haben ergeben, daß die drei ersten Nachfolger Friedrichs ebenfalls mehr oder weniger kurzsichtig waren, wie denn die Kurzsichtigkeit überhaupt lange im Hohenzollernhause erblich gewesen zu sein scheint. Erst mit Kaiser Wilhelm I., der in seiner Jugend und im mittleren Alter sich keiner Brille zu bedienen brauchte, trat hierin eine Änderung ein. — „Reinhold Koser als Geschichtschreiber Friedrichs des Großen“ wird von Gust. Berthold Volz, einem jüngeren Freunde des am 25. August 1914 verstorbenen „rüstigsten Vorkämpfers friderizianischer Forschung“, in einer warm und verständnisvoll geschriebenen Abhandlung (S. 166—73) eingehend gewürdigt. Gern werden die älteren Schüler Kosers dem Verfasser zustimmen, wenn er von ihrem einstigen Lehrer sagt: „Keinem sonst wie ihm war die Geschichte seines Helden vertraut, dem er, solange er wirkte und schaffen konnte, seine Dienste geweiht hatte.“ Daß ein solcher ehrender Nachruf gerade im Hohenzollern-Jahrbuch Platz finden mußte, verstand sich gleichsam von selbst. Hatte Koser

Digitized by Google

doch dem ihm eng befreundeten Herausgeber P. Seidel, wie dieser in einem besonderen, mit zwei Bildnissen des Verewigten geschmückten Nekrolog (S. 165) erzählt, seit der Gründung des Unternehmens ständig als Berater und Förderer zur Seite gestanden und nicht weniger als 19 Beiträge dort veröffentlicht, darunter viele zur friderizianischen Geschichte. — Diese bildet auch den Ausgangspunkt für einen kleinen Aufsatz von Georg Lenz über „Kriegsandenken der Königlichen Porzellan-Manufaktur zu Berlin“ (S. 174—87), die bekanntlich eine Schöpfung des Großen Königs war. Mit sichtlicher Vorliebe verweilt L., der schon 1913 das größere Werk „Berliner Porzellan. Die Manufaktur Friedrichs des Großen“ publiziert hatte, bei den einschlägigen Berliner Erzeugnissen keramischer Kleinkunst aus der Zeit von 1763—86. Doch beschäftigt er sich daneben ausführlich auch mit der Gruppe von Berliner Porzellanen, die auf die wechselvollen Geschicke Preußens unter Friedrich Wilhelm III. Bezug haben.

In die zuletzt genannte Zeit gehören drei Veröffentlichungen des vorliegenden Bandes. — Eine „Erinnerung an den ersten Frauen-Verein“ teilt Paul Seidel S. 237 ff. mit. Der vom 6. März 1813 datierte Berliner Aufruf zur Gründung eines preußischen „Frauen-Vereins zum Wohl des Vaterlandes“ und der ganze Gründungsplan sind vermutlich ein Werk des 1801 getauften Berliner Schutzjuden und Kaufmanns Louis Epenstein gewesen. Manches Interessante erfährt man in der kleinen Skizze auch über die geistvolle Prinzessin Marianne, die erste Protektorin des Vaterländischen Frauenvereins, über dessen Einnahmen und Ausgaben in der ersten Zeit, über die einzelnen Beitragspender, die Höhe der Beiträge usw. — Mit großem Vergnügen liest man die von Herman Granier herausgegebenen Auszüge „aus dem Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Wilhelm mit ihrer Cousine, Prinzessin Friederike“ im Sommer 1815 (S. 28—37). Da schreibt z. B. der „übercomplette“ „Wimpus“, d. h. der spätere Kaiser Wilhelm I., einmal: „Wir haben morgen hier Ruhetag in Nancig (auf gut Deutsch)“, erklärt zwar nach dem Besuch einer Theateraufführung im Pariser Tivoli in echtem Berliner Jargon: „Dette ist sehre scheine“, äußert andererseits aber sein lebhaftes Mißfallen über den „Sündenpfuhl“ Paris und versichert: „in dem Nest werde ich immer krank“. Friederike wiederum, von ihren Vettern „Filzis“ genannt, berichtet emsig über alle Begebenheiten am Hofe und in der Stadt, macht sich gelegentlich über „Besekneck“, den Generaladjutanten v. d. Knesebeck, lustig und spricht in Briefen an Wilhelm und an „Butt“, d. h. den Kronprinzen, die feste Hoffnung aus, daß „Nöppel“, d. h. Napoleon, bald „von der Erde vertilgt sei, und endlich der langersehnte dauerhafte Friede uns beglücke“. Das innige, bürgerlich-schlichte Familienleben am Hofe Friedrich

Digitized by Google

Wilhelms III., ein teures Vermächtnis der unvergeßlichen und unvergessenen Königin Luise, offenbart sich in jedem Briefe. Den Text hat G. mit allen erforderlichen Erläuterungen versehen. Störend wirkt m. E. nur, daß die Anmerkungen nicht unten, sondern hinten stehen. — Nicht minder reizvoll ist die große Sammlung von „Briefen König Friedrich Wilhelms III. an seine Tochter, Prinzessin Charlotte", die Paul Bailleu S. 188—236 nach den in Petersburg befindlichen Originalen zum Abdruck bringt. Sowohl in den vollständig mitgeteilten Feldzugsbriefen von 1813—15 als auch später tritt deutlich zutage, mit wie inniger Liebe der König an seinen Kindern und an seiner verewigten Gemahlin hing. So schreibt er z. B. am 10. März 1814 aus Chaumont: „Heute schreiben wir zum 4. Male den 10. März, seitdem dieser Tag der herzlichsten und reinsten Freude sich zu einem Tage der tiefsten Bekümmerniß hat verwandeln müssen. Gewiß hast Du heute einen Besuch an geheiligter Stätte abgestattet. Du bist ein so liebes rein geartetes Kind und gute Tochter, daß gewiß Dein steter fester Vorsatz der seyn und bleiben wird, Deiner von uns allen so unaussprechlich geliebten Mutter auch in ihrem so frühzeitigen Grabe noch Ehre und Freude zu machen" (vgl. auch S. 215). Von den Briefen aus der Zeit von 1815—26 wird nur eine Auswahl veröffentlicht. Sie betreffen die Verlobung und Vermählung Charlottens mit dem späteren Zaren Nikolaus I., Vorgänge am preußischen Hofe, Inspektions-, Erholungs- und Kongreßreisen des Königs, die Heiratspläne der drei ältesten Brüder Charlottens, den Tod Alexanders I. und die Thronbesteigung seines Sohnes Nikolaus, der mit Charlotte in glücklichster Ehe lebte. Sie wirken ebenso sehr durch ihren gemütvollen Ton wie durch ihren Reichtum an interessanten Einzelheiten, so namentlich über die Neigung Prinz Wilhelms für Elisa Radziwill.

Einen hübschen Beitrag zur Geschichte unsers alten Kaisers bietet der Schluß der Aufsatzreihe: „Die Aquarell-Sammlung Kaiser Wilhelms I." (S. 122—55). Wie in einigen früheren Jahrgängen, hat H. Granier auch diesmal jede einzelne reproduzierte Aquarelle mit einem längeren Kommentar in Form einer anmutigen Plauderei versehen, so daß wir unter seiner Führung jedesmal über den äußeren Anlaß zur Anfertigung der betreffenden Aquarelle, über den dargestellten Vorgang und Schauplatz, über die dargestellten Persönlichkeiten usw. sicheren Aufschluß erhalten. — Von den künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen Kaiser Wilhelms II. endlich hören wir manches Neue in einer kleinen Abhandlung Paul Seidels über „die Mosaiken der Schloßkapelle zu Posen" (S. 19—27).

Als Jubiläumsgabe wird der 18. Band durch Wiedergabe der markigen Ansprache (S. 3f.) gekennzeichnet, die Kaiser Wilhelm II. am 30. Mai 1912 im Brandenburger Rathause

Digitized by Google

doch dem ihm eng befreundeten Herausgeber P. Seidel, wie dieser in einem besonderen, mit zwei Bildnissen des Verewigten geschmückten Nekrolog (S. 165) erzählt, seit der Gründung des Unternehmens ständig als Berater und Förderer zur Seite gestanden und nicht weniger als 19 Beiträge dort veröffentlicht, darunter viele zur friderizianischen Geschichte. — Diese bildet auch den Ausgangspunkt für einen kleinen Aufsatz von Georg Lenz über „Kriegsandenken der Königlichen Porzellan-Manufaktur zu Berlin“ (S. 174—87), die bekanntlich eine Schöpfung des Großen Königs war. Mit sichtlicher Vorliebe verweilt L., der schon 1913 das größere Werk „Berliner Porzellan. Die Manufaktur Friedrichs des Großen“ publiziert hatte, bei den einschlägigen Berliner Erzeugnissen keramischer Kleinkunst aus der Zeit von 1763—86. Doch beschäftigt er sich daneben ausführlich auch mit der Gruppe von Berliner Porzellanen, die auf die wechselvollen Geschicke Preußens unter Friedrich Wilhelm III. Bezug haben.

In die zuletzt genannte Zeit gehören drei Veröffentlichungen des vorliegenden Bandes. — Eine „Erinnerung an den ersten Frauen-Verein“ teilt Paul Seidel S. 237 ff. mit. Der vom 6. März 1813 datierte Berliner Aufruf zur Gründung eines preußischen „Frauen-Vereins zum Wohl des Vaterlandes“ und der ganze Gründungsplan sind vermutlich ein Werk des 1801 getauften Berliner Schutzjuden und Kaufmanns Louis Epenstein gewesen. Manches Interessante erfährt man in der kleinen Skizze auch über die geistvolle Prinzessin Marianne, die erste Protektorin des Vaterländischen Frauenvereins, über dessen Einnahmen und Ausgaben in der ersten Zeit, über die einzelnen Beitragspender, die Höhe der Beiträge usw. — Mit großem Vergnügen liest man die von Herman Granier herausgegebenen Auszüge „aus dem Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Wilhelm mit ihrer Cousine, Prinzessin Friederike“ im Sommer 1815 (S. 28—37). Da schreibt z. B. der „übercomplette“ „Wimpus“, d. h. der spätere Kaiser Wilhelm I., einmal: „Wir haben morgen hier Ruhetag in Nancig (auf gut Deutsch)“, erklärt zwar nach dem Besuch einer Theateraufführung im Pariser Tivoli in echtem Berliner Jargon: „Dette ist sehre scheine“, äußert andererseits aber sein lebhaftes Mißfallen über den „Sündenpfuhl“ Paris und versichert: „in dem Nest werde ich immer krank“. Friederike wiederum, von ihren Vettern „Filzis“ genannt, berichtet emsig über alle Begebenheiten am Hofe und in der Stadt, macht sich gelegentlich über „Besekneck“, den Generaladjutanten v. d. Knesebeck, lustig und spricht in Briefen an Wilhelm und an „Butt“, d. h. den Kronprinzen, die feste Hoffnung aus, daß „Nöppel“, d. h. Napoleon, bald „von der Erde vertilgt sei, und endlich der langersehnte dauerhafte Friede uns beglücke“. Das innige, bürgerlich-schlichte Familienleben am Hofe Friedrich

Digitized by Google

Wilhelms III., ein teures Vermächtnis der unvergeßlichen und unvergessenen Königin Luise, offenbart sich in jedem Briefe. Den Text hat G. mit allen erforderlichen Erläuterungen versehen. Störend wirkt m. E. nur, daß die Anmerkungen nicht unten, sondern hinten stehen. — Nicht minder reizvoll ist die große Sammlung von „Briefen König Friedrich Wilhelms III. an seine Tochter, Prinzessin Charlotte", die Paul Bailleu S. 188—236 nach den in Petersburg befindlichen Originalen zum Abdruck bringt. Sowohl in den vollständig mitgeteilten Feldzugsbriefen von 1813—15 als auch später tritt deutlich zutage, mit wie inniger Liebe der König an seinen Kindern und an seiner verewigten Gemahlin hing. So schreibt er z. B. am 10. März 1814 aus Chaumont: „Heute schreiben wir zum 4. Male den 10. März, seitdem dieser Tag der herzlichsten und reinsten Freude sich zu einem Tage der tiefsten Bekümmerniß hat verwandeln müssen. Gewiß hast Du heute einen Besuch an geheiligter Stätte abgestattet. Du bist ein so liebes rein geartetes Kind und gute Tochter, daß gewiß Dein steter fester Vorsatz der seyn und bleiben wird, Deiner von uns allen so unaussprechlich geliebten Mutter auch in ihrem so frühzeitigen Grabe noch Ehre und Freude zu machen" (vgl. auch S. 215). Von den Briefen aus der Zeit von 1815—26 wird nur eine Auswahl veröffentlicht. Sie betreffen die Verlobung und Vermählung Charlottens mit dem späteren Zaren Nikolaus I., Vorgänge am preußischen Hofe, Inspektions-, Erholungs- und Kongreßreisen des Königs, die Heiratspläne der drei ältesten Brüder Charlottens, den Tod Alexanders I. und die Thronbesteigung seines Sohnes Nikolaus, der mit Charlotte in glücklichster Ehe lebte. Sie wirken ebenso sehr durch ihren gemütvollen Ton wie durch ihren Reichtum an interessanten Einzelheiten, so namentlich über die Neigung Prinz Wilhelms für Elisa Radziwill.

Einen hübschen Beitrag zur Geschichte unsers alten Kaisers bietet der Schluß der Aufsatzreihe: „Die Aquarell-Sammlung Kaiser Wilhelms I." (S. 122—55). Wie in einigen früheren Jahrgängen, hat H. Granier auch diesmal jede einzelne reproduzierte Aquarelle mit einem längeren Kommentar in Form einer anmutigen Plauderei versehen, so daß wir unter seiner Führung jedesmal über den äußeren Anlaß zur Anfertigung der betreffenden Aquarelle, über den dargestellten Vorgang und Schauplatz, über die dargestellten Persönlichkeiten usw. sicheren Aufschluß erhalten. — Von den künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen Kaiser Wilhelms II. endlich hören wir manches Neue in einer kleinen Abhandlung Paul Seidels über „die Mosaiken der Schloßkapelle zu Posen" (S. 19—27).

Als Jubiläumsgabe wird der 18. Band durch Wiedergabe der markigen Ansprache (S. 3 f.) gekennzeichnet, die Kaiser Wilhelm II. am 30. Mai 1912 im Brandenburger Rathause

Digitized by Google

hielt, und in der er mit kräftigen Strichen die Bedeutung seiner Vorfahren für die Mark Brandenburg, für Preußen und für das Deutsche Reich hervorhob. — Schließlich sei noch einer längeren, mit Consanguinitätstafeln usw. versehenen Studie Georg Schusters über „die Verwandtschaft der Häuser Hohenzollern und Württemberg“ gedacht (S. 52—97). Wie schon früher in ähnlichen, an derselben Stelle veröffentlichten Abhandlungen hat Sch. auch diesmal den an sich ziemlich trockenen Stoff dadurch zu beleben gewußt, daß er in anziehender, durch manche archivalische Angabe gewürzter Darstellung uns mit den Lebensschicksalen usw. der in Betracht kommenden Persönlichkeiten näher bekannt macht. Von den angefügten Beilagen dürften einige eine besonders reiche Fundgrube für den Kulturhistoriker bilden. Die friderizianischen Forscher seien vor allem auf die lehrreichen Abschnitte „Hohenzollern-Schwedt und Württemberg“ und „Hohenzollern-Bayreuth und Württemberg“ hingewiesen.

Wenn der vorliegende Band des Hohenzollern-Jahrbuches, gleich allen seinen Vorgängern, einen durchaus harmonischen Eindruck hinterläßt, so ist das nicht zum wenigsten das Verdienst des Herausgebers Paul Seidel. Dank der liebe- und verständnisvollen Sorgfalt, mit der er die einzelnen Abbildungen, zumeist ausgezeichnete Reproduktionen von Bildern, Kunstgegenständen usw. aus kaiserlichem Privatbesitz, ausgewählt hat, unterstützen überall Wort und Bild einander und verbinden sich zu einem einheitlichen, wohl abgewogenen Ganzen.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

131.

Ostwald, Paul. Von Aufgaben und Problemen des modernen Geschichtsunterrichts. 8°. 19 S. Breslau, Trewendt & Granier, 1916. M. 0.60.

„Es kam mir nur darauf an, einige mir besonders für die jetzige Zeit als wichtig erscheinende Punkte herauszugreifen, meine Ansichten und meine praktischen Erfahrungen darüber im Zusammenhange niederzulegen“. Verf. hat recht daran getan; die kleine Schrift birgt einen beachtenswerten Inhalt.

Leitgedanke ist, die Schüler müssen in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart, unserer außen- und innerpolitischen, sozialen, wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Verhältnisse eingeführt werden. Nach dem Maße der Wichtigkeit für die Gegenwart bestimmt sich die Stoffauswahl im Geschichtsunterricht. Dem Lehrer ist hierbei ausreichende Freiheit zu gewähren. Ausführliche Lehrbücher sind ein Hemmnis für das Erfordernis, daß die Persönlichkeit des Lehrers nach Gebühr zur Geltung kommt. Vorzugsweise verdient die physikalische Karte benutzt zu werden. Sie zeigt das Bleibende und Normgebende in der Erscheinungen Flucht; zumal mit Hilfe der auf ihr verzeichneten Städte, auf

Digitized by Google

die noch hätte besonders hingewiesen werden sollen, läßt sich der Wechsel der politischen Grenzen sehr gut verfolgen. Die selbsttätige Mitarbeit der Schüler setzt hierbei stärker ein, als beim Anschauen des fertigen Farbenbildes, und Bild auf Bild, jedes von ihnen denselben Erdraum verschieden darstellend, kann für den Anfänger nur verwirrend wirken. Skizzen an der Wandtafel sind neben der Karte nicht zu entbehren. „Staatsbürgerkunde" in eigenen Stunden wird verständigerweise abgelehnt, ist doch deren Inhalt ein Erzeugnis der geschichtlichen Gesamtentwicklung und nur aus ihrem Zusammenhange heraus zu begreifen. Das bestehende Ausmaß an Stundenzahl genügt dem Verf., dem Ref. auch, aber nur unter der Bedingung, daß außer ihren drei Geschichtsstunden die Oberstufe über je eine Stunde Geographie verfügt, die in den Primen der Gegenwartskultur gewidmet sind.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

132.

Mertens, M., Historisch-politisches ABC-Buch. Zur Förderung des Geschichtsunterrichts und zur Selbstbelehrung. 2., vermehrte u. verbesserte Auflage. 8°. IV u. 245 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. Geb. M. 3.40.

Ein äußerst praktisches Nachschlagewerk erscheint damit zum zweiten Male. Schon dies beweist, daß der Verf. mit seinem Buche ein Bedürfnis weiter Kreise befriedigt hat. Man kann auch ruhig behaupten, daß niemand, der in historischen oder politischen Fragen Belehrung sucht, vergeblich nachschlagen wird. So schwierig es ist, eine wirklich befriedigende Auswahl zu treffen —: Der Verf. scheint mir das Richtige getroffen zu haben. Gerade jetzt, wo so oft politische Dinge in der Tagespresse und sonst besprochen werden, dürften viele dankbar sein, wenn man ihnen ein solches Hilfsmittel empfehlen kann. Auch die Fassung der Artikel, die kurz und treffend das Wichtige sagen, läßt selten zu wünschen übrig. Ein solches Nachschlagewerk unter den Schülern der oberen Klassen zu verbreiten, wird jeder Lehrer gern bereit sein. Besonders an Realanstalten wird es dem Lehrer viel Arbeit abnehmen, da es die zahlreichen, der griechischen und lateinischen Sprache entnommenen politischen Begriffe treffend definiert. Der Verbreitung dienlich würde es sein, wenn die Verlagshandlung einen niedrigeren Preis festsetzen könnte.

Berlin-Halensee, z. Z. im Feld. F. Geyer.

133.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Begründet von Friedrich Althoff, hrsg. v. Max Cornicelius. 9. Jahrg., 12.—14. Heft. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. Je M. 1.—.

Auch die vorliegenden Hefte der Internationalen Monats-

Digitized by Google

schrift (vgl. „Mitteilungen", 43, 293 f.) sind von dem mächtigen Atem der großen Zeit durchhaucht. Das zweite und dritte Kennwort des Titels: „Kunst und Technik" treten im Inhalt stark zurück; dagegen stehen Geschichte, Politik und Literatur im Vordergrunde. Von dem mannigfaltigen und durchweg bedeutenden Inhalte, für den Namen wie O. Hintze, Alexander Brückner, Alois Riehl u. a. bürgen, seien nur ein paar umfangreichere Aufsätze besonderer Beachtung empfohlen.

Georg v. Below bietet einen auf ausgebreiteter Belesenheit ruhenden, gedankenreichen Überblick der deutschen Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen, wobei er sich insbesondere mit den Auffassungen auseinandersetzt, die der Züricher Eduard Fueter in seinem bedeutenden Buche: „Geschichte der neueren Historiographie" entwickelt. Ein deutscher Schweizer war gewiß besonders gut in der Lage, diese schwierige wissenschaftliche Aufgabe einer Lösung näher zu führen. Die neutrale Stellung seines Landes unter den Großmächten, andererseits die enge Beziehung der deutsch-schweizerischen Hochschulen zu der führenden deutschen Geschichtswissenschaft, schuf für ihn die günstigsten Bedingungen. Allerdings ist die politische Auffassung eines Schweizer Republikaners, der einem außerhalb der großen Weltpolitik lebenden Kleinstaat angehört, so sehr er auch eine ganz unparteiische Darstellung erstrebt, nicht durchweg geeignet, die besonderen Bedingungen zu würdigen, unter denen sich gerade die nationale deutsche Geschichtscheibung entwickelt hat. In dieser Hinsicht ist nun der durch drei Hefte der Monatsschrift fortgeführte Artikel v. Belows besonders fesselnd, indem er die Gegensätze der Auffassung zwischen einem ebenso kenntnisreichen wie urteilsfähigen Schweizer Geschichtsforscher und einem berufenen Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft aufdeckt. Es handelt sich da zunächst um die Beurteilung der sogenannten politischen oder kleindeutschen Historiker Deutschlands (Droysen, Sybel und Treitschke), deren Beurteilung durch Fueter v. Below zu ungünstig findet, obwohl er im übrigen die feine und sachlich eingehende Behandlung dieser Geschichtschreiber in dem fraglichen Buche gern anerkennt.

Ferner bemängelt v. B. einige Schlagworte, die Fueter über einzelne Kapitel seiner Darstellung setzt. Er bestreitet es mit Recht, wenn dieser Riehl, Freytag und Janssen als Vertreter einer staatlosen Kulturgeschichtschreibung zusammenstellt. Riehl ist, bei aller behaglichen kulturgeschichtlichen Kleinmalerei und seiner Vorliebe für diese Gebiete, doch Anhänger einer ganz bestimmten politischen Richtung, nämlich der sozialkonservativen Gesinnung, die für die erhaltenden Elemente im Volksleben eintritt. Er geht von den Gedanken der Romantik, insbesondere der historischen Rechtsschule aus und ist dieser Richtung auch politisch jederzeit treu geblieben. Freytag ist unzweifelhaft stets

Digitized by Google

ein kleindeutscher Publizist aus voller Überzeugung gewesen und hat als Roman- und Geschichtschreiber seine ganze Tätigkeit in den Dienst der großen nationalen Sache gestellt. Janssen endlich kann ebensowenig einer staatlosen Richtung zugewiesen werden, da er vielmehr eifrig den großdeutsch-habsburgischen Standpunkt und die Interessen der ecclesia militans im deutschen politischen Leben verficht. Wenn Fueter in den neueren Fortschritten der Geschichtswissenschaft mit ihrer Vorkehrung der inneren Kultur eine realistische Gegenwirkung des Sozialismus gegen die Romantik sieht, so betont demgegenüber v. B., daß schon die Romantik gerade in der Wissenschaft gesund realistische Elemente zur Geltung gebracht habe, wie z. B. an dem Beispiele Leos gezeigt wird, daß ferner auch positivistische Erscheinungen, wie Taine, von der Romantik stark beeinflußt worden seien und daß die sozialistische Richtung sich überaus unfruchtbar in der Geschichtswissenschaft bewiesen habe. v. B. entwickelt schließlich in beredten und warmen Worten die notwendige weitere Aufgabe der deutschen Geschichtswissenschaft. Er glaubt sie nur dann auf dem rechten Wege, wenn sie, ohne weitgehende Zugeständnisse an die soziologische und naturwissenschaftliche Geschichtsauffassung, auch ferner die politische Geschichte als ihr eigentliches Arbeitsgebiet ansieht, allerdings alles geistige und wirtschaftliche Leben in ihre Darstellung zieht, gegenüber dem Treiben der Massen aber dem Staatsganzen und den leitenden historischen Persönlichkeiten ihre überragende Bedeutung wahrt. Gegen die Anregung Fueters, zur welthistorischen Auffassung der Aufklärungszeit zurückzukehren, verhält er sich ablehnend. — Im ganzen wird man die gediegene und maßvolle, zusammenfassende Übersicht von Belows über den Gang der deutschen Geschichtswissenschaft im letzten Jahrhundert nur dankbar begrüßen können, wozu als Ergänzung der Abschnitt hinzuzunehmen ist, den derselbe Verf. im 3. Bande des Sammelwerkes: „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." (1913—14) über die deutsche Geschichtswissenschaft der letzten Jahrzehnte geliefert hat. Seine Ausführungen wirken unter dem Eindrucke des Weltkrieges besonders eindringlich.

Neben diesem bedeutsamen Artikel sei nur noch auf diejenigen hingewiesen, die Kriegsdichtungen behandeln. Während uns Alfred Gercke das heutige, dem Humanismus so entfremdete Geschlecht mit den Blüten altgriechischer Kriegslyrik bekannt macht, gibt Oskar Walzel eine geistvolle und inhaltsreiche Überschau der deutschen Kriegsdichtung, zunächst der gegenwärtigen, aber mit Ausblicken auf alle früheren Zeitalter.

Brandenburg a. H. Otto Tschirch.

Digitized by Google

134.

Juster, Jean, Les Juifs dans l'Empire romain, leur condition juridique, économique et sociale. 8°. Bd. I. (XVIII u. 510 S.) Bd. II. (VIII u. 338 S.). Paris, Geuthner, 1914.

Dem Verf., einem jüdischen Rechtsanwalt in Paris, verdanken wir eine Reihe wichtiger, auf die ältere Geschichte der jüdischen Diaspora Bezug nehmender Schriften, von denen hier „Examen critique des sources relatives à la condition juridique des Juifs dans l'Empire romain" (Paris 1911) und „Les droits politiques des Juifs dans l'Empire romain" (ebenda 1912) hervorzuheben sind. Wie durch seine früheren Schriften, so auch durch das hier besprochene Werk bewährt sich Jean Juster nicht nur in juristischer, sondern auch in philologisch-historischer Hinsicht als recht fleißiger und scharfsinniger Forscher. Sein Buch ist als ein Sammelwerk aller bisher veröffentlichten Einzeluntersuchungen zu betrachten, das aber in vielen Punkten durch selbständige, eindringende Forschungen des Verf. die Geschichte des jüdischen Volkes innerhalb des römischen Reiches in ganz hervorragendem Maße fördert. Nur mit der deutschen theologischen Literatur, die sich auf das Urchristentum bezieht, scheint mir J. nicht genügend vertraut zu sein. Daher zeigt er bei der Behandlung dogmengeschichtlicher Fragen eine gewisse Schwäche.

Dem ganzen Werke ist eine umfangreiche Einleitung vorausgeschickt. Darin werden erstens die literarischen (jüdischen, griechisch-römischen, heidnischen, christlichen) Quellen behandelt, die uns für die Geschichte der Diaspora im römischen Reich vorliegen. Dann werden die monumentalen Quellen besprochen; hier ist ein besonderer, lehrreicher Abschnitt denjenigen Quellen gewidmet, die uns die Papyrusforschung erschlossen hat. Es folgen eine Besprechung der juristischen Quellen und ein Verzeichnis aller Städte des römischen Reiches, in denen sich jüdische Gemeinden nachweisen lassen. Mit einem Kapitel über den Umfang der jüdischen Bevölkerung, besonders während des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, schließt die Einleitung.

Der Hauptteil des Werkes umfaßt 22 Kapitel, von denen ich hier folgende hervorheben möchte: I. Über die Privilegien, die von verschiedenen römischen Kaisern zugunsten der Judenschaft erlassen wurden. II. Über den jüdischen Kultus und die Religionspolitik des römischen Reiches. Hier behandelt der Verf. sehr ausführlich die Frage der jüdischen Proselyten und die Propaganda der Juden für die Verbreitung ihrer Religionsgedanken, was auch für die Frage nach der Entstehung der Septuaginta von großer Bedeutung ist. Andere Abschnitte desselben Kapitels betreffen Themata, die von besonderem Interesse für Philologen und Historiker sein müssen, d. h. über den Kalender, die Sprache der in der Diaspora befindlichen Juden und über ihre heiligen Bücher. Ferner wird die vom Kaiser Justinian I. 553 erlassene, gewöhnlich unter Nummer 146 be-

Digitized by Google

zeichnete Novelle „περὶ Ἑβραίων" eingehend besprochen; hierzu vgl. auch die neueste Schrift des Dr. Hamilcar S. Alevisatos „Die kirchliche Gesetzgebung des Kaisers Justinian I." [1]), S. 39 ff., die dem Verf. nicht vorlag. III. Über die Lokalorganisationen der Juden, worin auch über ihre Ämter, Schulen, Bibliotheken, Archive, Hospitäler, Badeanstalten und Friedhöfe gesprochen wird. VII. Über das jüdische Eherecht. XII. Über das Sklavenwesen betreffs der Juden. XV. Über die Bekleidung, besonders der Juden, die das römische Bürgerrecht erworben hatten, und derjenigen, die außerhalb dieses Rechtes in Palästina oder in der Diaspora lebten. XVI. Über die jüdischen Namen. Es ist vom philologischen Standpunkte aus wohl das wichtigste Kapitel des ganzen Werkes. Auf Grund der alten Schriftsteller, inschriftlicher Dokumente, Papyrusurkunden, Ostraka usw. der Kaiserzeit wird hier eine reichliche, in alphabetischer Folge angeordnete und mit den nötigen Hinweisen versehene Sammlung von Judennamen geboten. Damit hat der Verf. zu einer bisher fast ungelösten Aufgabe einen schönen Beitrag geliefert [2]). Die meisten und einzigartigen Namen dieser Sammlung sind uns in den Inschriften der jüdischen Friedhöfe Italiens überliefert worden, die uns vorzugsweise mit den mittleren und unteren Schichten der jüdischen Diaspora bekannt machen. Es ist zu bemerken, daß die Juden der Kaiserzeit öfters zwei oder drei, nicht selten vier Namen führten; es kommen Fälle vor, daß Juden römische Namen mit griechischen oder hebräischen oder aramäischen oder ägyptischen verbunden tragen. Die alttestamentlichen Namen waren in der Kaiserzeit nicht besonders verbreitet. Dagegen scheint es unter den damaligen Juden eine sehr beliebte Mode gewesen zu sein, ihre jüdischen Namen ins Griechische oder Lateinische zu übertragen; z. B. Rachel = Agnella (CIL. IX. Nr. 6224), Isaak = Hilarus (siehe z. B. CIL. X. Nr. 3791), Nathan = Θεόδοτος (s. z. B. CIG. Nr. 4838 b) oder Θεόδωρος (s. z. B. CIG. 9894) oder Δωρόθεος (Jos. Ant. 14, 146; 20, 14) oder Διόδωρος (Jos. Ant. 13, 260); wobei auch an einige homonymische Übertragungen zu denken ist, z. B. Ἀστερία = Esther, Aelius = Elias usw. So wußte die Judenschaft von alters her sich ihrer nichtjüdischen Umgebung anzupassen. Auch waren die Schlag- oder Rufnamen, die sogenannten Signa [3]), bei den Juden sehr verbreitet. Eine Grabschrift aus der jüdischen Katakombe am Monteverde bei Rom lautet [4]):

---

[1]) Siebzehntes Stück der neuen Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche, hrsg. von N. Bonwetsch und S. Seeberg, Berlin 1913.

[2]) Vgl. auch Juster, Les droits politiques des Juifs dans l'Empire romain, S. 34—47.

[3]) Vgl. zuletzt H. Diehl, Rheinisches Museum, Bd. LXII (1907) S. 390 ff. und M. Riba, Neuaufgefundene römische Inschriften aus einer jüdischen Katakombe an der Via Portuensis bei Rom. Wiener-Neustadt 1914, S. 5 ff.

[4]) M. Riba a. a. O., S. 5.

Digitized by Google

„Amici, ego vos hic exspecto, Leo nomine et signo Leontius", worin der ursprüngliche Individualname Leo zu dem Signum, d. h. dem später angenommenen Rufnamen Leontius, in Gegensatz gebracht wird.

Durch meine „Epigraphischen Beiträge zur Geschichte des Judentums in Haupt-Griechenland, Kleinasien und Ägypten", die schon dem in Athen im Frühling 1911 tagenden 16. Orientalistenkongreß vorgelegt wurden und im nächsten Hefte der Zeitschrift für Neutestamentliche Wissenschaft erscheinen werden, sowie durch das nachgelassene Werk des Prof. Nikolaus Müller über die altjüdischen Friedhöfe Italiens, mit dessen Bearbeitung und Herausgabe der Unterzeichnete von der Berliner Universität beauftragt wurde, wird das Werk von Jean Juster mehrere Ergänzungen und Berichtigungen erfahren.

Zu den Orten, die Spuren jüdischer Diaspora während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung aufweisen (s. Bd. I, S. 180 ff.), sind noch folgende nachzutragen:

1. Pagasae; nach den Inschriften bei A. Arbanitopoulos, *Θεσσαλικὰ μνημεῖα. Ἀθανασάκειον Μουσεῖον ἐν Βόλῃ*. Bd. I. Athen 1909, Nr. 80, 109, 164, 215.
2. Halmyros in Thessalien. Inschriftliche Belege bei Nikos A. Bees *Ἀρχαιολογικὴ Ἐφημερίς* 1911, S. 101, Nr. 40 und N. Jannopoulos Byzantinische Zeitschrift Bd. XXI (1912) S. 155 Nr. 5 und S. 159—160 Nr. 15.
3. Plataiai; nach den Ausführungen von Andreas Skias in der *Ἐπετηρίς* des philologischen Vereins „Parnassos" (zu Athen) Bd. IV 1900, S. 137.
4. Tripolis. Eine Inschrift aus der jüdischen Katakombe von Monteverde lautet: „*Ἐνθάδε κεῖται | Σύμμαχος | εἱεροσάρχης | Τριπολίτης | ἐτῶν. π. ἐν ἐ|ρήνη ἡ κοίμη|σι αὐτοῦ*" (Vgl. G. Schneider-Graziosi, Nuovo Bullettino di Archeologia Christiana. Bd. XXI, 1915, S. 21, Nr. 18). Von alten Städten, die den Namen Tripolis hatten, sind uns mehrere bekannt [2]). Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, aus welchem Tripolis der Jude Symmachos stammte.
5. Argyropolis; nach einem inschriftlichen Belege bei Xenophon Siderides in der Zeitschrift des Hellenikos Philologikos Syllogos zu Konstantinopel, Bd. XXXII, S. 132.

Dagegen ist die achäische Stadt Patras aus dem Verzeichnis der Orte, die jüdische Diaspora in der Kaiserzeit nachweisen, glatt auszustreichen. Sie war im Mittelalter von einer zahlreichen und einflußreichen Judenschaft bewohnt [3]), die aber,

[1]) Vgl. Actes du seizième congrès international des Orientalistes. Session d'Athènes. Athen 1912, S. 73.

[2]) Vgl. vor allem Cousin, De urbibus quarum nominibis vocabulum *πόλις* finem faciebat. Nancy 1904.

[3]) Vgl. E. Gerland, Neue Quellen zur Geschichte des lateinischen Erzbistums Patras. Leipzig 1903, passim.

Digitized by Google

vorläufig wenigstens, nicht in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten nachweisbar ist. Die Inschrift CIG. 9896, der einzige von Juster angeführte Beleg für Juden zu Patras in der Kaiserzeit, ist von ihm und von einigen früheren Forschern mißverstanden worden; es handelt sich eigentlich um eine Inschrift des Jahres 1725.

In bezug auf die jüdischen Eigennamen, die Juster Bd. II S. 222 ff. zusammengestellt hat, erweitern unsere Kenntnis einige Ostraka des Neutestamentlichen Seminars der Berliner Universität und der Privatsammlung des Prof. Adolf Deissmann. So bietet ein Fragment vorgenannter Sammlung, das spätptolemäischer Zeit zuzuweisen ist, unter anderen die Namen *Θηδῶριν* (was sprachgeschichtlich sehr beachtenswert ist), *Φίλων*, *Δωσ[ι]θέα*. Sodann enthält eine Kopfsteuerquittung aus Edfu, die höchstwahrscheinlich auf einen Juden Bezug nimmt und aus dem Jahre 111 nach Chr. stammt, den Namen *Τενφιλος Τενφίλου* (=*Θεόφιλος Θεοφίλου*). Eine weitere Quittung über die Judensteuer, die nach den in ihr enthaltenen Datumsangaben vom 31. März 116 nach Chr. stammt, bietet *Μαρία Ἀβιήτου*; letzterer Name, der an den in der Septuaginta Jos. 17, 10 vorkommenden *Ἰασηήβ* erinnert, bildete einen Nominativ *Ἀβιήτας*, wie aus einem bisher unveröffentlichten, von Prof. Wilcken vorläufig mitgeteilten Ostrakon des 3. vorchristlichen Jahrhunderts zu ersehen ist [1]).

Zum Schluß sei es mir gestattet, eine unrichtige Auffassung von Juster (Bd. I, S. 420—21, Anm. 4) zurückzuweisen. Eine jüdische Inschrift aus der Katakombe zu Monteverde lautet: „*Ἐνθάδε κεῖτε | Γελάσις ἐξάρχων | τῶν Ἑβρέων ἐν εἰ|ρήνη ἡ κοίμησις | αὐτοῦ*“ [2]), eine andere aus derselben Katakombe: „C. Furfanius Iulianus | exarchon | qui vixit | annis XXVIII“ [3]). Beide Grabschriften scheinen aus dem 2. — 3. Jahrhundert nach Chr. zu stammen. Juster meint, wenn auch mit gewisser Zurückhaltung, daß *ἐξάρχων* ein Korruptel von *ἔξαρχος* sei. Jedoch ist diese Form, *ἐξάρχων*, nicht zu beanstanden; sie ist uns vielfach überliefert. So z. B. steht in der Lobrede auf den hl. Theodosios, († 529), die Theodoros, Bischof von Petrae, verfaßte: *Ἰησοῦς ὁ τοῦ Ναυὴ τῆς τῶν Ἰουδαίων ἐξάρχων* (= Kommandierender) *στρατιᾶς* [4]); ferner bei Konstantinos Porphyrogennetos de thematibus (Bonner Ausgabe S. 33, 8): *ἐξάρχων* (= Oberst) *τοῦ βασιλικοῦ τάγματος τῶν καλουμένων ἐξκουβίτων*; ebenso lesen wir in einem Briefe des Michael

[1]) Vgl. Paul M. Meyer, Griechische Texte aus Ägypten. Berlin 1916, S. 149—151.

[2]) N. Müller, Die jüdische Katakombe am Monteverde zu Rom. Leipzig 1912, S. 136—138, Nr. 9. — Vgl. M. Riba a. a. O., S. 8; G. Schneider-Graziosi a. a. O., S. 38, Nr. 77.

[3]) M. Riba a. a. O., S. 8—9, Nr. 4; vgl. G. Schneider-Graziosi a. a. O., S. 48, Nr. 112.

[4]) H. Usener, Der Heilige Theodosios. Schriften des Theodoros und Kyrillos. Leipzig 1890, S. 85.

Digitized by Google

Psellos: *ὁ τῶν χριστεμπόρων ἐξάρχων* (= Vornehmster), *ὃν δὴ Σύμπονον καλεῖν ὑμεῖς ἐπαιδεύθητε*[1]). In einem unedierten Stücke aus der literarischen Hinterlassenschaft des Johannes Apokaukos, Metropolit von Naupaktos in Aetolien († um 1235), das ich aus dem Kodex des Isaak Mesopotamites (= Petropolitanus Graecus Nr. 250) Bl. 48b—49b abschrieb, heißt es: „*κληρικὸς δὲ ὁ Ἁγιοαγαθίτης ἐτύγχανε τῆς ἐν Κορίνθῳ τοῦ θεοῦ μητροπόλεως καὶ τοῦ ἀναγνωστῶν ἐξάρχων* (= Allererster) *χοροῦ*"; in der Lobrede auf den hl. Paulos von Latros († 955), die meines Erachtens wohl als eine Schrift des Nikephoros Blemmydes anzusehen ist, steht: *Πέτρῳ θαυμασίῳ ἀνδρί, τῆς μονῆς ... Καρύας ἐξάρχοντι* (= Abt)[2]). Endlich lesen wir in der Lebensbeschreibung des hl. Athanasios, des Begründers des Meteoronklosters († 1383), „*ἰδὼν δὲ τοῦτον ὁ Φράγγων ἐξάρχων*" (= Statthalter)[3]). Vgl. dazu die Verhandlungen der unter dem Patriarchen Menas (536—552) stattgefundenen Synode, die unter anderen unterschreibt: *Παῦλος ἐλέῳ Θεοῦ διάκονος καὶ ἀποκρισιάριος τῆς εὐαγοῦς μονῆς τοῦ μακαρίου Μάρωνος, τῆς ἐξαρχούσης* (= als erster regierender) *τῶν εὐαγῶν μοναστηρίων δευτέρας Συρίας ...*[4]); sodann vgl. eine Stelle eines von mir in nächster Zeit zu veröffentlichenden Briefes des Johannes Apokaukos: *ὑπ' ἐμὲ δοῦλοί σου, ὧν ἐξαρχοῦσιν ὁ Ἀνδρέας καὶ ὁ Κουκῆς, τὰ βραχύτατα ταῦτα καὶ οὐτιδανὰ ἀνθρωπάρια, καταπροσκυνοῦσι τὴν μεγάλην ἁγιωσύνην σου.* Die Erklärung der in den oben angeführten Inschriften vorkommenden Bezeichnung *ἐξάρχων*, exarchon hat schon mehreren Forschern Kopfzerbrechen verursacht. Schürer, eine anerkannte Autorität für die Geschichte des Judentums, läßt besagte Bezeichnung unerklärt[5]). Nik. Müller war der offenbar verfehlten Meinung, daß *ἐξάρχων* = „gewesener Archont" bedeute. M. Riba a. a. O., (S. 8—9), scheint geneigt zu sein, anzunehmen, daß es ein solches Ehrenamt sei, das das Verhältnis einer Persönlichkeit zur Judengemeinde bezeichnete. Dagegen nimmt Juster an, daß *ἐξάρχων* ein von der allgemeinen jüdischen Organisation vorgeschriebener Vorsteher der ganzen Judenschaft zu Rom sei, und beruft sich auch auf die Stelle der Apostelgeschichte 28, 17, worin steht: „*τοὺς ὄντας τῶν Ἰουδαίων πρώτους*". Aus sprachlichen Gründen würde ich *ἐξάρχων* zuerst als Synonymon vor *ἄρχων* auffassen; an der zitierten Stelle der Apostelgeschichte ist meines Erachtens keine Rede von Gemeindebeamten, sondern überhaupt von in

---

[1]) C. N. Sathas, Bibliotheca Graeca medii aevi. Bd. V. Paris-Venedig 1876, S. 503.

[2]) H. Delehaye bei Th. Wiegand, Latros (= Millet. Bd. III. Heft I). Berlin 1913, S. 137, 33—34.

[3]) Nikos A. Bees in der athenischen Zeitschrift *Βυζαντίς* Bd. I (1909) S. 240.

[4]) Siehe am bequemsten Mansi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio. Bd. VIII, S. 890.

[5]) Geschichte des jüdischen Volkes ... 4. Aufl. Bd. III. S. 87.

Digitized by Google

Rom lebenden, sozial hervorragenden Juden, ohne Berücksichtigung ihrer Stellung innerhalb der Synagogen. In der spät-, mittel- und neugriechischen Sprache bedeutet das Wort *πρῶτος* öfters schlechthin die Notabeln einer Stadt oder eines Dorfes [1]).

Athen-Berlin. Nikos A. Bees (*Βέης*).

135.

Kossinna, Gustaf, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. (= Mannus-Bibliothek, hrsg. v. Prof. Dr. Gustaf Kossinna. Nr. 9). 2. stark vermehrte Auflage. Mit 456 Abbildungen im Text u. auf 50 Tafeln. Gr. 8°. VII u. 255 S. Würzburg, C. Kabitzsch, 1914. M. 6.—, geb. M. 8.—.

Das in 2. Auflage vorliegende Buch Kossinnas ist in mehrfacher Hinsicht ausgezeichnet: es gewährt einen vortrefflichen Überblick über das weite Gebiet, welches von unserer vorgeschichtlichen Forschung durchmessen wird; und es vermittelt die zugehörigen lebhafteren Anschauungen in Gestalt sehr zahlreicher, wohl ausgewählter Abbildungen, unter denen die auf Tafeln gebotenen künstlerisch wirken. Dabei begnügt es sich nicht, die gesicherten Ergebnisse in lehrhafter abgeschlossener Form darzustellen, sondern es erörtert jeweils (sei es für Stein-, Bronze- oder Eisenzeit) in Kürze den Stand der Wissenschaft und ihrer Fragestellungen. Ja, es führt in wohlgelungenen anziehenden Abschnitten mitten in die Gedankenwelt des Forschers hinein und gibt eine Vorstellung davon, in welcher Weise wissenschaftliche Ergebnisse durch emsige Bearbeitung des vorhandenen und neugewonnenen Stoffes mittels Sammlung, Sichtung und Vergleichung erzielt werden. Der Verf. tut recht daran, auf solche Teile seines Werkes besonders hinzuweisen. Denn es macht wirklich Freude, etwa seinen eindringenden Darlegungen über die von ihm im Vergleich mit anderen Bronzekulturen hoch eingeschätzte germanische Bronzezeit zu folgen. Zumal über die nordgermanische Sicherheitsnadel der Bronzezeit hat er sich höchst lehrreich und anregend ausgelassen.

Der Verf. kämpft zugleich einen guten Kampf, und zwar für nichts Geringeres als für die Gleichberechtigung seiner Wissenschaft, der die vaterländischen Werte tatsächlich nicht abzusprechen sind, mit so vielen anderen, Altes und Fremdes behandelnden Disziplinen, welche, obwohl heute ohne jede tiefere völkische Bedeutung, trotzdem auf der Universität ebenso wie in den Schulen ihren Platz behalten, weil sie ihn seit alters inne haben. Deshalb liegt es uns fern, dem Verf. seine kräftigen Urteile über wissenschaftliche Gegenstände und in persönlichen

---

[1]) Vgl. Du Cange, Glossarium . . . mediae et infimae Graecitatis. Bd. I, S. 1263ff.; s. auch Theophilos Johannou, *Μνημεῖα ἁγιολογικά*. Venedig 1884, S. 442. 1, 458. 31—459. 2, 463. 1 und 7, 467. 14—15. usw. usw.

Digitized by Google

Angelegenheiten zu verübeln. Insonderheit hat er es mit der klassischen Archäologie zu tun, die sich in prähistorischen Dingen ex professo für zuständig zu halten geneigt ist, ohne freilich allemal nach der wissenschaftlichen Ausrüstung ihrer Vertreter dazu befähigt zu sein.

In der Tat wäre der Germanist in erster Linie dazu berufen, sich dieses bedeutsamen Zweiges deutscher Altertumskunde anzunehmen, wie es denn z. B. Kauffmann neuerdings getan hat (s. Mitteilungen Bd. 43, S. 249 ff.); mit dem erfreulichen Ergebnis, daß prähistorische Gegenstände, im Lichte einer gleichlaufenden Sprachentwicklung betrachtet, nun nicht mehr bloß als Anzeichen äußerer Kultur, sondern auch als gleichwertiger Ausdruck seelischer und geistiger Vorgänge dastehen. „Wörter und Sachen" lautet mit Recht der Titel einer neueren kulturgeschichtlichen Zeitschrift. Denn mögen auch Worte bei hohlen Schwätzern und in einer lügenhaften Zeit noch so armselig erscheinen, so bleiben sie doch zugleich immer Träger des Geistes und Ausprägungen der Erkenntnis. In diesem Sinne wahrhafter Zusammengehörigkeit von Wörtern und Sachen müßte deutsche Vorgeschichte für den deutschen Philologen wie für den deutschen Historiker mindestens als beträchtliche Hilfswissenschaft heranzuziehen sein.

Meines Erachtens betont K. mit vollem Recht diesen Gesichtspunkt unserer Rassenzugehörigkeit und unseres Volkstums. Es ist ihm durchaus geglückt, die völkische Bedeutung der deutschen Vorgeschichte zu erhärten; und nichts Schöneres wäre ihm als Preis seiner Mühe zu wünschen denn die entsprechende Anerkennung des von ihm vertretenen Wissenszweiges im Ganzen des Lehrbetriebes und der Gesamtwissenschaft.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

136.

Vigener, Fritz, Quellen zur Geschichte der mittelalterlichen Geschichtschreibung. II. (Quellensammlung zur deutschen Geschichte, hrsg. v. E. Brandenburg und G. Seeliger). 8°. VII u. 126 S. Teubner, Leipzig 1914. M. 2.40.

Die deutschen Geschichtschreiber der Kaiserzeit, von Widukind von Corvey bis auf Eike von Repgen, sind hier in längeren oder kürzeren Auszügen zusammengestellt. Ob ein solches Verfahren überhaupt angebracht und empfehlenswert ist, darüber läßt sich streiten. Mancher Benutzer eines derartigen Büchleins denkt sicherlich, er sei nun aller Weisheit voll und habe es nicht mehr nötig, aus dem Brunnen selber zu schöpfen. Auch werden die Ansichten über die Auswahl der einzelnen Stücke und ihre Begrenzung immer weit auseinandergehen. Aber davon abgesehen, kann man das Werkchen nur loben. Die abgedruckten Teile erfüllen im ganzen und großen den beabsichtigten Zweck, den Lernenden in die Formen und den Entwicklungsgang der

Digitized by Google

mittelalterlichen Geschichtschreibung einzuführen. Papier und Druck sind gut, das Format ist handlich.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

137.

Köhler, Hermann, Die Ketzerpolitik der deutschen Kaiser und Könige in den Jahren 1152—1254. (Jenaer historische Arbeiten, hrsg. von Alex. Cartellieri u. Walther Judeich, Heft 6.) Gr. 8°. XVI u. 74 S. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag, 1913. M. 2.80.

Dem Verf. der vorliegenden Arbeit kommt es nicht darauf an, die Entwicklung des Ketzerrechts in der Zeit von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zu geben; er will vielmehr die Stellung der deutschen Könige und Kaiser zur Ketzerfrage und die Bedingungen dieser Stellungnahme darlegen. Er erbringt den Nachweis, daß diese Fürsten nicht aus eigenem Entschlusse, sondern nur auf Veranlassung der Kirche, besonders des Papstes, sich mit dieser Frage befaßt haben, und zwar immer nur dann, wenn sie sich das Wohlwollen der Kirche erwerben oder erhalten wollten. Weder sind sie gegen die Ketzer vorgegangen, sobald sie mit der kirchlichen Obergewalt zerfallen waren, noch haben sie sich über das Notwendigste hinaus mit einer ketzerfeindlichen Politik abgegeben. Da sich unter ihnen wirklich fromme und der christlichen Religion wahrhaft ergebene Männer befinden, so dürfte wohl der Schluß, den der Verf. einmal andeutet, aber nicht zieht, berechtigt sein, daß die dem römischen Staatsrecht entnommene Anschauung über die Ketzerei als Staatsverbrechen dem germanischen Geiste zuwider ist. Die sehr dankenswerte Arbeit bildet somit nicht nur eine Ergänzung zu den Darstellungen bei Hinschius und Hauck, sondern sie ist auch ein wertvoller Beitrag zur Geistesgeschichte des Germanentums.

Merseburg. Fr. Wilh. Taube.

138.

Weber, Ottokar, Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte. 8°. 2 Bde. 2. Auflage. Bd. 1. VI u. 128 S. — Bd. 2. 140 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1913. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 123 u. 124). Jeder Bd. geh. M. 1.—; in Lwd. geb. M. 1.25.

Zwölf Biographien müssen dem Verf. dazu dienen, die deutsche Geschichte von Luther bis Bismarck in gedrängter Kürze vorzuführen. Es handelt sich um Luther, die Fugger, Wallenstein, Kurfürst Maximilian von Bayern, den Großen Kurfürsten, Kaiser Leopold I., August den Starken, Friedrich den Großen, Kaiser Joseph II., den Freiherrn vom Stein, Metternich und Bismarck.

Digitized by Google

Natürlich muß etwas Gewalt gebraucht werden, um die Geschichtserzählung in das Prokrustesbett der einzelnen Lebensbeschreibungen einzuzwängen, und auch Wiederholungen können nicht ausbleiben. Aber im allgemeinen ist die Sache gut gelungen. Wenn auch mitunter die Sprache etwas schwerfällig und schwülstig und die Darstellung zeitweise etwas zu sehr durch Details belastet ist, so bekommt man doch ein treffliches Bild von Personen und Zeitumständen. Vor allem erfreut der warme, patriotische Ton und die wohltuende Unparteilichkeit, mit welcher der Verf. Licht und Schatten zwischen Protestanten und Katholiken, Preußen und Österreich, usw. in gewissenhafter Weise gleichmäßig verteilt. Kurz, das ganze Buch liest sich sehr interessant und ist entschieden eine Bereicherung der einschlägigen Literatur. Wenn es Bd. I S. 87 von Herzog Albrecht heißt: „Er beherrschte Ostpreußen mit Königsberg, Thorn, während Westpreußen mit Danzig ‚polnisches Eigentum' war", so wird der Fehler sicherlich bei der nächsten Auflage verbessert werden. Bd. II S. 67 heißt es dann auch richtig: „Zwei neue Teilungen Polens folgen, Danzig und Thorn ..... kommen an Preußen".

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

139.

Concilium Tridentinum. Diariorum, actorum, epistolarum, tractatuum nova collectio. Edidit societas Goerresiana promovendis inter catholicos Germaniae literarum studiis. Tomus quintus: Actorum pars altera. Concilii Tridentini actorum pars altera: acta post sessionem tertiam usque ad concilium Bononiam translatum. Collegit, edidit, illustravit Stephanus Ehses. 4°. LX u. 1081 S. Friburgi Brisgoviae, B. Herder, 1911. M. 70.—, geb. M. 77.—.

Um den ungeheueren Fortschritt zu begreifen, den wir Ehses' neuem Aktenbande verdanken, muß man die allerdings schwer lesbare Einleitung durcharbeiten, die von Massarellis Nachlaß Kunde gibt und Ehses' Editionsgrundsätze motiviert. Mit diesen Papieren hatte sich teilweise schon Merkle bei der Vorbereitung seiner Diarienbände beschäftigt; doch gelangte Ehses teilweise weiter oder zu abweichenden Ergebnissen.

Wer bisher aktenmäßig die Konzilsverhandlungen studierte, benutzte Theiners acta genuina concilii Tridentina. Diese hatte, soweit der in Ehses' 2. Aktenband berücksichtigte Zeitraum in Betracht kam, der frühere Herausgeber aus tom. 116 und 117 de concilio des vatikanischen Archives hergestellt. Massarelli spricht in seinen Tagebüchern wiederholt von diesen Bänden, so daß wir Entstehungszeit und Entstehungsweise uns gut vergegenwärtigen können. Sie zerfallen in zwei nicht gleichwertige Kategorien, die feierlichen Sessionen und die Zwischenverhandlungen. Für

Digitized by Google

jene hatte Massarelli eine feste offizielle Unterlage. Denn die Protokolle darüber wurden offiziell fixiert, am 13. August 1548 von Massarelli als richtig bestätigt und brauchten von ihm bei der Herstellung der Bände nur eingefügt zu werden. Anders war das bei den ungleich wichtigeren Vorgängen außerhalb der Generalsessionen. Hier war Massarelli entweder auf eigene persönliche Niederschriften angewiesen oder mußte sich das Material von zuständigen Gewährsmännern verschaffen.

Beide Bände hängen nun eng mit der ursprünglichen Absicht einer baldigen Veröffentlichung der Konzilspapiere zusammen. Wir begegnen dieser Absicht am Ende der ersten Periode in Korrespondenzen zwischen Cervino und Massarelli. Wir hören aber, daß letzterer damals an einem anderen Werke, einem sommario, arbeitete; auch hätte er sich beim oder gar nach dem Aufbruch der Prälaten aus Bologna das Material nicht verschaffen können. Da Massarelli auch in den nächsten anderthalb Jahrzehnten zu beschäftigt war, um eine so umfassende Arbeit zu leisten, so muß sie mit den Verhandlungen Pius' IV. über die Publikation am Ende des gesamten Tridentinums zusammenhängen. Tom. 115 und 117 sind also erst später entstanden und hatten bestimmte Rücksichten, Vorschriften und Einwände zu beobachten.

Für Ehses handelte es sich natürlich nicht darum, die letzte Gestalt der Massarellischen Protokolle zu veröffentlichen, sondern gewissermaßen ein Originalprotokoll herzustellen, das die Verhandlungen, besonders die einzelnen Voten und deren Begründungen, am getreuesten wiedergab. So erhebt sich die Frage nach Massarellis Vorarbeiten zu tom. 115 und 117 und nach unserer Möglichkeit, dieselben mit bestimmten, noch vorhandenen Aktenbänden zu identifizieren.

Zunächst sind wir über die Verhandlungen an der Kurie wegen des Druckes der Konzilspapiere gut unterrichtet. Eine Kommission beauftragte Massarelli, zwei summarische Entwürfe, den einen kürzer, den anderen länger, herzustellen (tom. 125 und 126), von denen aber keiner gewählt wurde. Sie haben weder für die Textgestaltung von tom. 116 und 117 noch für unsere heutige Kenntnis größere Bedeutung. Denn da sie dem Papste zu kurz erschienen, mußte Massarelli auf ältere und längere Vorlagen zurückgreifen, und diese sind für uns schon deshalb wichtiger, weil sie den Ereignissen zeitlich näherstehen.

Die gegebenen Vorlagen waren aber für Massarelli die Originalprotokolle. Wir wissen nämlich, daß er seit seinem Eintritt in das Konzilssekretariat, also seit April 1546, entweder selbst oder durch andere Vertrauensmänner aus den Sessionen, den allgemeinen und den unter Cervino tagenden partikularen Kongregationen nicht wie unsere heutigen Stenographen, aber doch mit dem Streben, das wichtigste festzuhalten, die Voten der Prälaten, die Formeln der

Digitized by Google

Dekrete, die Vorträge der Legaten nachschrieb. Natürlich waren das keine elegant stilisierten Sätze, die sich zur Veröffentlichung oder auch nur zur späteren amtlichen Benutzung eigneten; ja, oft begnügte sich Massarelli mit Stichworten und Abkürznngen, die er nachträglich selbst nicht mehr entziffern konnte. Wir sehen deshalb Massarelli bemüht, sich von den einzelnen Prälaten den Wortlaut ihrer Voten zu verschaffen; allerdings nahm er dieselben, damit der Protokollband nicht zu sehr anschwoll, vielfach nicht oder nur ausnahmsweise auf. Diese Originalprotokolle besitzen nun nicht nur für unsere heutige Kenntnis einen höheren Quellenwert als die späteren Ausarbeitungen. Sie wurden auch für die Konzilsgeschäfte maßgebend, weil in wichtigen Fällen die Legaten Abschriften der Voten nach Rom schickten.

Leider sind nun von den Originalprotokollen nur tom. 62 und 63 erhalten; es fehlt das Zwischenstück vom 12. Oktober 1546 bis zur Verlegung des Konzils nach Bologna, so daß gerade die wichtigen Erörterungen über die Rechtfertigungslehre, welche von Juni 1546 bis Januar 1547 dauerten, uns nur teilweise in Originalprotokollen vorliegen. Für diesen begrenzten Zeitraum muß Ehses mithin Theiners alte Quelle, tom. 117, benutzen; im übrigen folgt er den Originalprotokollen.

Wir haben mit diesen Beschreibungen Ehses' Einleitung noch keineswegs erschöpft; abgesehen davon, daß sie für historische Hilfswissenschaft eine Fundgrube ist und uns über verschiedene für die Aufzeichnung und Überlieferung wichtige Persönlichkeiten unterrichtet, bringt Ehses noch verschiedenes andere Material bei. Es war ihm daher möglich, in den Anmerkungen zum Text zahlreiche Varianten mitzuteilen.

Vom Inhalt des veröffentlichten Textes zu reden, hieße eine Geschichte des Konzils schreiben; das kann natürlich nicht Aufgabe einer zusammenfassenden Besprechung sein. Wie wichtig die einschlägigen Fragen sind, zeigt die Tatsache, daß sie erst kürzlich in zwei ausgedehnten dogmengeschichtlichen Untersuchungen von Anton Prumbs in „Die Stellung des Trienter Konzils zu der Frage nach dem Wesen der heiligmachenden Gnade“ (in: Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte Bd. 9, Heft 4) und Josef Hefner, „Die Entstehungsgeschichte des Trienter Rechtfertigungsdekrets (1909)“ behandelt worden sind. Außerdem hat von protestantischer Seite R. Seeberg Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Lehrdekrete des Konzils von Trient in der Zeitschrift f. kirchl. Wissenschaft und kirchl. Leben X, 546 ff., 604 ff u. 643 ff. geliefert. Alle diese und ähnliche Arbeiten, die in erster Linie den Strömungen innerhalb des damaligen Katholizismus nachgehen müssen, ruhen künftig auf viel soliderer Grundlage. Vergegenwärtige man sich doch, daß in Ehses' vorliegendem Band die großen Diskussionen über die Autorität der Schrift, die Rechtfertigung, die Heilsgewißheit, das Wesen der Sakramente enthalten sind.

Digitized by Google

Ehses begnügte sich aber nicht damit, an Stelle von Relationen nach Protokollen wirkliche Protokolle zu geben, sondern erhöhte den Wert der Edition durch einen reichen Anmerkungenapparat. In erster Linie hebe ich die möglichst genaue Feststellung aller Zitate aus der Bibel, aus den Kirchenvätern, aus den Scholastikern hervor. Wir gewinnen dadurch Anhaltspunkte, um den Umfang der Kenntnisse und Interessen einzelner Konzilsteilnehmer zu bestimmen. Um zu sehen, welche ausgedehnte Mühe sich der Herausgeber bei solchen Zitaten machen mußte, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß die Votanten sich naturgemäß bestrebten, möglichst viele ihrer Thesen als in der kirchlichen Überlieferung gut begründet zu beweisen. Ein Index biblicus erhöht noch den Nutzwert dieser quellenkritischen Arbeit. Daß namentlich bei nicht sofort als solchen erkennbaren Anspielungen auf Traktate Ehses nicht vollständig sein konnte, es vielleicht auch öfter bewußt unterlassen mußte, die Abhängigkeit zu fixieren, um nicht zu weitläufig zu werden, liegt auf der Hand. Ferner bringt Ehses reiche biographische Erläuterungen. Auch ihren Wert erhöht er beträchtlich durch das sorgfältige Namensregister. Bei demselben ist noch besonders hervorzuheben, daß im Register bei den einzelnen Bischofsstädten die Namen der im Text und Anmerkungen vorkommenden Bischöfe beigefügt sind. Wer weiß, wie willkürlich oft die Bischöfe teils mit ihrem Familiennamen, teils mit dem Namen ihrer Kirche und Diözese bezeichnet werden, begreift sofort, daß Ehses durch diese Identifizierung das Register zu einem wertvollen Nachschlagewerk macht. Neben dem allgemeinen Namensregister hat Ehses noch ein besonderes Verzeichnis der Konzilsteilnehmer aufgestellt.

Endlich hat sich Ehses auch nicht die Mühe verdrießen lassen, für die Rekonstruktion der in den Protokollen enthaltenen Vorgänge mehrfach andere Quellen, z. B. die Diarien anzugeben, sogar hin und wieder auf die an anderen Stellen niedergelegten Ansichten der Votanten einzugehen.

Wie schon R. Seeberg in einem Referat des Theolog. Literaturblattes 36, 255 ff. hervorhob, kann der Dank für ein derartiges Unternehmen nur durch neue Monographien und Abhandlungen auf Grund des wertvollen und vorzüglich kommentierten Materials abgestattet werden. Auch einen anderen dort von Seeberg geäußerten Wunsch möchte ich unterstützen: den Stoff für den einen oder anderen Gegenstand, z. B. die von Seeberg erwähnte Entstehung der Rechtfertigungslehre, nochmals für Seminarzwecke etwa in Lietzmanns oder Grevings Sammlung zusammenzupressen. Denn in der vorliegenden Gestalt kommen die Protokolle wohl für den produktiven Forscher, auch vielleicht zum Nachschlagen, aber wohl kaum zur allgemeinen Orientierung oder gar für den akademischen Unterricht in Betracht.

Freiburg i. Br. Gustav Wolf.

Digitized by Google

140.

Brecht, Mag. Johann Reinhard, Historischer Bericht von der Religionsveränderung in Düttlenheim 1686. Ein Beitrag zur elsässischen Kirchengeschichte unter der Regierung Ludwigs XIV. Hrsg. v. Rudolf Reuss (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen und den angrenzenden Gebieten, Heft 40.) 8°. 32 S. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), 1911. M. 1.50.

Der aus Straßburg stammende Gelehrte, der auch als Professor an der Sorbonne seine geschichtlichen Studien über das Elsaß weiterpflegt, bietet uns hier einen urkundlichen Bericht über die gewaltsame Wiederherstellung der katholischen Lehre in einem kleinen Dörfchen in der Nähe Straßburgs unter Ludwig XIV. Er veröffentlicht ihn, um der immer wieder auftauchenden Legende, als sei die unter Ludwig XIV. erfolgte Gegenreformation nicht unter Verfolgung und Druck, sondern nur als „sanfte Nötigung" vor sich gegangen, die Spitze abzubrechen. Der Bericht stammt von dem damaligen, dann gewaltsam kaltgestellten Pfarrer von Düttlenheim, der nachher vom Straßburger Magistrat am städtischen Gymnasium angestellt wurde.

Mülhausen i. Els. Emil Herr.

141.

Piper, P., Altonas Brand am 8. Januar 1713. Auf Grund der Urkunden dargestellt. Gr. 8°. III u. 72 u. LXXXIV S. Altona, J. Harder, 1913. M. 3.—.

In einer sehr sorgfältigen Untersuchung hat Piper zum 200. Gedenktage die Geschichte des Brandes von Altona dargestellt. Er schildert die Vorgeschichte, die Zustände vor und nach dem Brande, die Beziehungen Altonas zu Hamburg, das Verhältnis zwischen Stenbock und Vellingk und das Ereignis selbst. Alles ist genau belegt; die Beilagen enthalten die wichtigsten Urkunden und Berichte, darunter viele schwedische und dänische, und mehrere Bilder schmücken die Arbeit, der man die Liebe und das Interesse des Verf. und des Verlegers anmerkt. Sie ist eine sich auf einen Punkt beschränkende Einzelstudie, die aber durch ihre Ergebnisse und das Licht, das sie auf die dabei beteiligten Personen wirft, über das lokale Interesse hinaus Beachtung verdient und eine Bereicherung der geschichtlichen Literatur darstellt. (Vgl. z. B. S. 58 und Danmarks Riges Historie. V, 54.)

In der landläufigen Geschichtsdarstellung trägt Stenbocks Name den Makel der Zerstörung Altonas. Der Verf. bemüht sich nun, zu zeigen, wie Stenbock es ursprünglich nicht gewollt, aber unter dem Einfluß des ihm an Willen und Gewandtheit überlegenen Grafen Vellingk, mit dem er sich verständigen sollte,

Digitized by Google

wider seine bessere Einsicht befohlen hat. Vellingk vertritt dabei dem Könige gegenüber gar nicht Stenbocks Interesse, dem er mißgünstig gesinnt ist, und intrigiert gegen ihn. Es ist von Interesse, in dem beigegebenen Briefwechsel zu verfolgen, wie Stenbock sich sträubt, dann nachgibt, sich in seinem ohne Vellingks Wissen an den fernen König eingesandten Bericht rechtfertigt und endlich in seinem Testament bekennt, daß er „blutenden Herzens" so gehandelt habe. (Beilagen Nr. 4—6, 13, 16, 18 u. 35 und Bericht Nr. 5.) So ist die Arbeit in gewissem Sinne eine Ehrenrettung Stenbocks, der ja, an sich ansprechend, durch sein tragisches Ende seine Schuld gebüßt hat.

Das Buch ist vor dem Kriege geschrieben worden; man merkt es an der Art der Beurteilung. Nach den Erlebnissen desselben würde man heute kaum schreiben, daß der Brand von Altona „menschlich betrachtet, an ergreifender Tragik, geschichtlich genommen, an dramatischer Entwicklung seinesgleichen sucht". (S. 29) Wir haben andere Maßstäbe bekommen, und die Kriegführung des Weltkrieges hat Tatsachen geschaffen, die dem besagten Ereignisse nicht nur gleichen, sondern es an furchtbarer Tragik weit überbieten.

Berlin-Lichterfelde. H. Penner.

142.

Schilling, H., Der Zwist Preußens und Hannovers 1729—1730. 8°. 164 S. Halle a. S. Max Niemeyer, 1912. M. 4.—.

Auf Grund der einschlägigen Akten des Dresdener Hauptstaatsarchivs und des Berliner Geheimen Staatsarchivs, leider nicht auch der in Hannover erwachsenen Akten, und mit im ganzen befriedigender Literaturkenntnis behandelt Sch. einen Streit der beiden aufstrebenden norddeutschen Mächte, der aus kleinlichem Anlaß — Übergriffen preußischer Werber und Festhaltung preußischer Beurlaubter in Hannover sowie einem geringfügigen Grenzkonflikt — im Sommer 1729 oder Frühling 1730 fast zu einem Kriege geführt hätte. Die Gründe der nachbarlichen Eifersucht waren größer als der Anlaß zum Konflikt; es handelte sich darum, welcher von beiden Königen den beherrschenden Einfluß in Mecklenburg und zugleich die beste Aussicht auf die Erbfolge in Ostfriesland haben sollte. Leider hat Sch. diese Gesichtspunkte nur wenig herausgearbeitet, wie er sich denn überhaupt nicht recht über die Grundlinien der damaligen politischen Verhältnisse klar geworden ist. Aber in ihrem engen Rahmen ist die Arbeit gleichwohl brauchbar und bringt gegenüber Droysens Darstellung bemerkenswerte Berichtigungen in Einzelheiten.

Berlin-Steglitz. Max Hein.

Digitized by Google

143.

Cordier, Léopold, Jean Jacques Rousseau und der Calvinismus. Eine Untersuchung über das Verhältnis Rousseaus zur Religion und religiösen Kultur seiner Vaterstadt. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 608.) Lex. 8°. 227 S. Langensalza, Beyer und Söhne, 1915. M. 3.—.

Die Lektüre des Buches wird durch seine Anlage erschwert. Es hätte eines umfassenden, grundlegenden Teiles bedurft, in dem gezeigt wurde, was zu Rousseaus Zeiten als Calvinismus in Genf galt. Der Verf. aber beschränkt sich auf gelegentliche Bemerkungen darüber, welche Entwicklung die Lehre Calvins in Genf genommen hat. Den Beweis aber hat der Verf. erbracht, daß Rousseaus Beziehungen zum Calvinismus im allgemeinen recht locker sind. Folgendes kann als das Resultat der Untersuchung angesehen werden:

1. In seiner Jugend stand R. in Genf und Bossey unter dem Einfluß calvinistischer Traditionen. In Savoyen ist er nicht so unbedingt in den Katholizismus eingetaucht, daß alle Spuren calvinistischen Geistes bei ihm ausgetilgt worden wären. Er lernt hier unter katholischer Decke einen Pietismus kennen, der selbst auf protestantischem Boden erwachsen war. Die innere Krisis in Paris führt Rousseau seiner Vaterstadt und seiner väterlichen Religion offen wieder zu. Von Stunde an hat er auch ohne Scheu auf französischem Boden sich zum Protestantismus bekannt. Auf dem Gebiet des Königs von Preußen verzichtet er auf sein Genfer Bürgerrecht, aber sein reformiertes Bekenntnis hält er fest. (S. 90.)

2. Rousseaus ethisches System ist mit dem Material aufgebaut, das ihm die allgemeine philosophische Aufklärung darbot. Er teilt mit dem Calvinismus das Interesse, sich den moralischen Schäden einer materialistischen Kultur durch eine gewisse weltabgewandte Haltung zu entziehen. (S. 118.)

3. Rousseau ist in seiner Erziehungslehre Naturalist. Das erlaubt ihm, gewisse gemeinsame Interessen mit Genfer calvinistischen Traditionen zu pflegen im Gegensatz zur unnatürlichen, sittenverderbenden Erziehungsweise des degenerierten Frankreich. Nach der Grundorientierung jedoch ist die Pädagogik Rousseaus der alten calvinistischen diametral entgegengesetzt. (S. 132/3.)

4. Soweit Rousseau in den Schuhen der Deisten steckt, ist er in seiner Religionsphilosophie der neucalvinistischen Genfer Betrachtungsweise in der Methode, die Wahrheit der Religion aus gewissen, den Menschen innewohnenden allgemeinen Wahrheiten zu gewinnen, verwandt. Den supranaturalistischen Oberbau lehnt Rousseau ab. (S. 202.)

5. Rousseaus Gedanken von der Volkssouveränität haben mit dem Calvinismus nichts zu tun. Er hat für seine politischen

Digitized by Google

Anschauungen dem Calvinismus manche Anregung, aber nicht mehr, zu danken. (S. 159 u. 187.)

Charlottenburg. W. Sange.

144.

Mette, Siegfried, Napoleon und Moreau in ihren Plänen für den Feldzug von 1800. Ein Beitrag zur Strategie der beiden Feldherren. 8°. (Diss.) 82 S. Berlin, R. Trenkel, 1915. M. 2.—.

Bisher wurde immer angenommen, daß Napoleon nach seinem Staatsstreich vom 18. Brumaire 1799 zunächst geschwankt habe, ob er mit der bei Dijon ganz im stillen versammelten „Reservearmee" über die Alpen nach Italien ziehen sollte — wie es nachher tatsächlich geschah — oder sie gegen Deutschland verwenden. Demgegenüber weist Mette darauf hin, daß der große Feldherr, von der „Prädominanz" des deutschen Kriegsschauplatzes als des nächsten Weges auf Wien überzeugt, ursprünglich keine andere Absicht gehabt haben könne als die Reservearmee gegen Deutschland einzusetzen. (Die „Note sur la campagne prochaine" vom 18. Februar 1800, aus der die Anschauung von Napoleons ursprünglicher Absicht, nach Italien zu gehen, entsprungen sei, könne wegen der darin entwickelten schwächlichen Ideen über Kriegführung unmöglich, wie man behauptet habe, von Napoleon herrühren.) Nur seine noch ganz unsichere politische Stellung habe ihn schließlich gezwungen, sich mit der Reservearmee auf den minder wichtigen italienischen Kriegsschauplatz zu begeben und Moreau, den er schonen mußte, nicht nur den Oberbefehl in Deutschland zu überlassen, sondern auch zu dulden, daß dieser „Ermattungsstratege" an seinem kühnen, ihm für den deutschen Feldzug vorgeschlagenen Plan noch verhängnisvolle Korrekturen vornahm. So konnte er zwar bei Marengo die Früchte seines Umgehungsmarsches über die Alpen pflücken, aber zur völligen Vernichtung des Gegners und einem Vorstoß bis Wien „reichten seine Kräfte noch weniger als im Jahre 1797". — Die interessante Arbeit ist Herrn Professor Delbrück gewidmet.

Charlottenburg. Otto Herrmann.

145.

Fischer, Max, Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußentums. Gr. 8°. 79 S. Stuttgart u. Berlin, Cotta, 1916. M. —.60.

Demjenigen, der die Biographien Kleists von A. Wilbrandt oder O. Brahm und Steig „Kleists Berliner Kämpfe" kennt, vermag die vorliegende Schrift kaum etwas Neues zu bieten. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird höchstens dadurch erregt, daß der Verf. Adam Müller in ganz anderer, äußerst günstiger Beleuchtung erscheinen läßt, als es sonst der Fall ist. Aber der Leser muß hierin noch mit seiner Kritik zurückhalten, da F.

Digitized by Google

seine Auffassung von A. Müller in einem besonderen Buche demnächst eingehend darlegen und begründen will. Wenn er Kleists Verhältnis zum preußischen Staate, von dem nur, im Gegensatz zum Untertitel des Buches, auf wenigen Seiten gesprochen wird, so darstellt, als wenn Kleist eine gewisse Zeit seines Lebens diesen verachtet oder als Vaterland vergessen habe (S. 47 u. 72: „Die Not der Franzosenzeit hat ihm die Liebe und das Treugefühl gegen den heimischen Staat wieder erweckt"), so vermag Ref. dem ebensowenig beizustimmen wie dem zum Teil recht harten Urteil über Goethe. Es ist neben anderem, stets auch die Liebe zu seinem Heimatlande, die Kleist nirgends außerhalb von diesem sich heimisch fühlen läßt.

Charlottenburg. W. Sange.

146.

1848. Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Erinnerungen, Urkunden, Berichte, Briefe. Hrsg. von Tim Klein. 8°. 467 S. Ebenhausen-München u. Leipzig, Wilh. Langewiesche-Brandt, 1914. Kart. M. 1.80, eleg. geb. M. 3.—.

Das vorliegende Buch ist in mancher Beziehung recht eigenartig. Es entbehrt des Vorworts, Inhaltsverzeichnisses und Registers. Die einzelnen Abschnitte sind lediglich durch Überschriften in Majuskeln kenntlich gemacht, die Unterabteilungen durch verschiedenartigen Druck hervorgehoben. Daher wird, wer sich über den Inhalt des Werkes schnell orientieren will, genötigt sein, es Blatt für Blatt zu mustern.

„Dieses Buch nun will," wie auf dem Umschlagbogen zu lesen steht, „nichts beschönigend oder verschweigend, ohne Verbeugungen nach rechts oder links, ohne zu drehen und ohne zu deuteln, die Entstehung, den Verlauf und die Wirkung ‚des erfolgreichsten Mißerfolges' in unanfechtbaren Dokumenten darlegen, wie sie in Memoiren und Briefen im Laufe der Jahrzehnte zutage getreten sind." Aber auch, wie man nach dem Titelblatt ergänzend hinzufügen darf, in „Urkunden und Berichten". Freilich der „Urkunden", die das Buch bietet, sind nur wenige. Desto mehr enthält es Lieder und Verse von Uhland, Hoffmann v. Fallersleben, Georg Herwegh, Freiligrath u. a. und mehr oder weniger umfangreiche Auszüge aus Schriften von Görres, Paul Pfizer, Biedermann, Ludwig Häußer, Ranke und Treitschke, aus den „Preußischen Jahrbüchern", der „Voss. Zeitung" usw. Außerdem bietet es einzelne entlegene Stücke aus der „Friedländerschen Sammlung" und zwei bisher unbekannte Briefe aus der Handschriften-Sammlung der Berliner Stadtbibliothek.

Was die „Unanfechtbarkeit" der beigebrachten Lesestücke anlangt, so erregt ein nicht unerheblicher Teil von ihnen ernste Bedenken, namentlich soweit er Wolffs Berliner „Revolutions-

Digitized by Google

chronik" und der Memoirenliteratur entnommen ist. Von den Erinnerungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen z. B., die in ausgiebigster Weise herangezogen sind, wird man kaum behaupten können, daß ihr Inhalt „unanfechtbar" sei.

Der Sammlung geht eine kurze Charakteristik der „deutschen Revolution des Jahres 1848" voran. Dann folgt das 1. Kapitel: „Nach den Befreiungskriegen". Eine historische Übersicht, die Zeit von 1817—1840 umfassend, leitet es ein. Hier findet sich u. a. auch der bekannte, Schwarzenberg zugeschriebene, quellenmäßig aber nicht zu belegende Ausspruch „avilir, puis démolir". Ihr folgen, gewissermaßen als Leitspruch, die bekannten Strophen von Uhland „Noch ist kein Fürst so hochgefürstet" usw. Dann schließen sich in bunter Reihenfolge an: „Schilderung der Ereignisse auf der Wartburg" von Lorenz Oken (daß die Anregung zu dem Feuergericht von Jahn ausgegangen sei, wie der Verf. in einem Nachsatz S. 15 behauptet, ist nicht erwiesen); die Kabinettsorder vom 22. Mai 1815 und das Kabinettsschreiben König Friedrich Wilhelms III. vom 21. Mai 1818, Auszüge aus dem Briefwechsel von Friedrich Gentz mit Adam Müller. Dazwischen sind eingestreut: ein Brief Schleiermachers an Arndt vom 27. Januar 1819 aus Max Lenz' Geschichte der Universität Berlin, ein Brief und ein Bericht von Karl Ludwig Sand über Kotzebues Ermordung. Der Bericht trägt am Schluß die Erkennungsmarke: „Aktenauszüge aus dem Untersuchungs-Prozeß". Das Zitat ist in dieser Form zweideutig, namentlich für den, der sich nicht sogleich erinnert, daß unter diesem Titel eine Druckschrift vorliegt, die 1821 in Leipzig erschienen ist. Weiter folgen: „Deutschland und die Revolution" aus dem gleichnamigen Buche von Görres, Adam Müller an Friedrich Gentz, Freiherr vom Stein an Freiherrn von Gagern, kurze Mitteilungen über die „Karlsbader Beschlüsse" und über die „Zentral-Untersuchungskommission", Stein an Gagern, Gentz an Müller, Binzers Burschenlied, Gentz an Müller, Metternich an den badischen Minister Berstett, ein Abschnitt über das „Manuskript aus Süddeutschland", ein „Stammbuchblatt aus der Burschenschaft Jena 1821". Gemeint ist die Aufzeichnung eines Studenten Schmid aus Jena. Eine Burschenschaft gab es 1821 in Jena nicht. Die Germania, an die man vielleicht denken könnte, und die sich 1820 als geheime Verbindung aufgetan hatte, war damals bereits wieder aufgelöst. Es schließen sich ferner an: Auszüge aus Briefen des Prinzen Wilhelm von Preußen, Goethe über die Einheit Deutschlands, eine Äußerung Boernes, ein Abschnitt über „die Juden in Frankfurt a. M.", Auszüge aus den Erinnerungen des Generals Gerland, Rob. v. Mohls, Otto v. Corvins, aus Pfizers „Gedanken", dessen hübsches Gedicht „Deutsche Zukunft", Auszüge aus Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte usw. usw. bis zum Hoffmannschen Gedicht „Knüppel aus dem Sack".

Digitized by Google

Von ähnlicher, wechselnder Mannigfaltigkeit sind auch die folgenden 18 Abschnitte. Historische Übersichten aus des Verf. Feder leiten die einzelnen Kapitel ein und verbinden auch einzelne Lesestücke miteinander. Hierbei hat dem Verf. der 2. Band der ersten Auflage von Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte wertvolle Dienste geleistet. In welchem Maße, wird die folgende Übersicht dartun.

Gebhardt, II, S. 516.

. . . Von dort aus (Württemberg) hatte die Triasidee, die den beiden Großmächten den Bund des „reinen und konstitutionellen Deutschland" . . . entgegenstellte, ihren Ausgang genommen und in dem „Manuskript aus Süddeutschland" (1820), dessen Abfassung auf König Wilhelm zurückgeht, ihren Ausdruck gefunden . . . . [Anm. 1] Das „M. aus S." . . . war von Lindner auf Veranlassung des Königs verfaßt. In einer . . . Darstellung verteidigt es den Rheinbund und das Kontinentalsystem, . . . kritisiert die Karlsbader Beschlüsse aufs schärfste, schildert den Gegensatz zwischen dem abscheulichen Norddeutschland und dem herrlichen Süddeutschland in blühenden Farben und plädiert für Ausschließung der beiden Großmächte . . .

Klein, S. 31.

König Wilhelm I. von Württemberg . . . wollte eine „konstitutionelle" Trias Württembergs, Badens und Bayerns herbeiführen, um den beiden Großmächten Preußen und Österreich den Bund des „reinen und konstitutionellen Deutschland" entgegenzustellen. Um Stimmung zu machen, ließ er von dem Literaten L. Fr. Lindner das „Manuskript aus Süddeutschland" verfassen (1820) . . . Das Ms. verteidigt den Rheinbund und das Kontinentalsystem, verwirft die Karlsbader Beschlüsse, schildert den Gegensatz zwischen dem abscheulichen Norden und dem herrlichen Süden Deutschlands in blühenden Farben und schlägt den Ausschluß der beiden Großmächte aus dem Bunde vor.

Gebhardt, S. 526.

Das Hambacher Fest.

. . . Die Radikalen Wirth und Siebenpfeiffer laden zum 27. Mai 1832 auf das Hambacher Schloß bei Neustadt a. d. H. ein, „den deutschen Mai am Geburtstag der bayerischen Verfassung" zu feiern . . . ca. 25000 Menschen strömen zusammen. Am 27. findet ein Festzug unter . . . Vorantragung polnischer, deutscher und schwarzer Fahnen statt, radikale Reden werden gehalten . . . Man ging auseinander; wenige Tage später

Klein, S. 43.

Das Hambacher Fest
am 27. Mai 1832.

Die Radikalen Wirth und Siebenpfeiffer luden zum 27. Mai 1832 auf das Hambacher Schloß bei Neustadt a. d. H. ein, „den deutschen Mai am Geburtstag der bayerischen Verfassung" zu feiern. Etwa 25000 Menschen strömten zusammen. Der Festzug fand am 27. Mai statt; polnische, deutsche und schwarze Fahnen wurden vorausgetragen. Nach mehr oder weniger ausschweifenden Reden

Digitized by Google

erscheint noch Fürst Wrede mit Truppen, ohne eine Revolution zu finden.

Gebhardt, S. 553 f.

Mittel- und Kleinstaaten.

In Baden ... fand schon 27. Februar eine Volksversammlung statt ... Regierung und Kammern gaben sofort nach .... In Württemberg zeigt der König ... beruft aber dann ein liberales Ministerium ... In Bayern kam die erste Adresse mit Volkswünschen aus Nürnberg. In München richtete sich ... und kommt zum offenen Aufruhr ... In Hannover ... in Braunschweig ... und die üblichen Konzessionen wurden gemacht. Im Großherzogtum Hessen ging ...; der Großherzog ... übertrug Heinrich von Gagern das Ministerium ... In Nassau machte sich der Einfluß der erregten Odenwaldbevölkerung geltend ... In Kurhessen richtete sich die Bewegung ganz besonders gegen den Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. ...; in Hanau bildete sich eine provisorische Regierung und sandte ihm ein Ultimatum, sich binnen drei Tagen zu unterwerfen ... am längsten hielt sich die sächsische Regierung. Eine Deputation aus Leipzig um Preßfreiheit und Parlament wurde schroff zurückgewiesen ... Leipzig wurde zerniert und Preußens Hilfe angerufen. Auf die Wiener Nachrichten gab man den Widerstand auf.

Gebhardt, S. 561.

Tagelang tobte der Redekampf; am 23. erklärte Dahlmann sich namens des Ausschusses für einen Reichsverweser ..., und am 29. ging man auseinander. Wenige Tage später erschien Fürst Wrede, um die Revolution zu bändigen, — er fand aber keine vor.

Klein, S. 107 f.

Der März in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

In Baden gab die Regierung noch im Februar den volkstümlichen Forderungen nach ... In Württemberg kam ein liberales Ministerium ans Ruder ... In Bayern gingen die „Volkswünsche“ von Nürnberg aus. In München entstand ein offener Aufruhr. In Hannover und Braunschweig werden die üblichen Konzessionen gemacht. Im Großherzogtum Hessen wird Heinrich von Gagern Minister. In Nassau stehen die Bauern aus dem Odenwald auf ... In Kurhessen richtet sich die Empörung besonders gegen den Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. In Hanau bildet sich eine provisorische Regierung, die dem Kurfürsten ein Ultimatum von drei Tagen stellt. Er unterwirft sich in letzter Stunde ... Am hartnäckigsten widerstand der König von Sachsen. Eine Deputation aus Leipzig mit den populären Forderungen wurde schroff abgewiesen, Leipzig zerniert und die Preußen zu Hilfe gerufen. Auf die Nachricht vom Siege der Revolution in Wien gab man endlich nach.

Klein, S. 258 f.

Vom 19. Juni 1848 an tobte über diese Fragen die Redeschlacht in der Paulskirche. Am 23. Juni erklärte Dahlmann namens des

Digitized by Google

wurde Erzherzog Johann zum Reichsverweser . . . erwählt.

Gebhardt, S. 578 ff.

Die Schleswig-Holsteinsche Sache.

In den Herzogtümern wie in Dänemark . . . als Christian VIII. . . . am 20. Januar 1848 stirbt; sein Nachfolger Friedrich VII. . . . beruft eine Kommission aus Dänemark und Schleswig-Holstein zur Prüfung . . . Die Eiderdänen verlangen Einverleibung Schleswigs . . . Am 18. März versammeln sich in Rendsburg Notable des Landes und senden eine Deputation nach Kopenhagen, welche für beide Herzogtümer gemeinschaftliche Ständeversammlung, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Volksbewaffnung und Eintritt Schleswigs in den Deutschen Bund fordern soll. In Kopenhagen aber rufen stürmische Volksversammlungen nach der Einverleibung Schleswigs, und am 21. März kündigt sie der König an . . . Auf die Nachricht von der Berufung eines Ministeriums Lehmann regte . . . W. Beseler den Widerstand an, und er nebst Graf Reventlow-Preetz und . . . Prinz Friedrich von Noër bilden (23. März) eine provisorische Regierung. Das ganze Land erhebt sich . . . der Krieg beginnt, und der Herzog von Augustenburg ruft die Hilfe des Berliner Hofes an, die bewilligt wird . . . In der Instruktion [für Wildenbruch] erklärte er [der König] seine Stellungnahme nur aus dem Streben, eine republikanische Erhebung zu verhindern und wies die englische Vermittlung nicht zurück; die Dänen erklärten sich zu Unterhandlungen Ausschusses sich für einen Reichsverweser . . . am 29. Juni wurde Erzherzog Johann zum Reichsverweser gewählt.

Klein, S. 264 f.

Schleswig-Holstein.

König Christian VIII. von Dänemark stirbt am 20. Januar 1848. Sein Nachfolger Friedrich VII. beruft eine dänische und eine schleswig-holsteinische Kommission ein zur Prüfung der Verfassung . . . Die Eiderdänen verlangen die Einverleibung Schleswigs . . . am 18. März versammeln sich die Führer der deutschen Partei in Rendsburg und senden eine Deputation nach Kopenhagen. Diese soll vom König fordern: gemeinschaftliche Ständeversammlung, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Volksbewaffnung, Eintritt Schleswigs in den Deutschen Bund. In Kopenhagen fordern stürmische Volksversammlungen die Einverleibung des Herzogtums Schleswig in Dänemark. Am 21. März wird diese auch vom König angekündigt. Am 23. März bilden W. Beseler, Graf Reventlow-Preetz und der Prinz von Noër eine provisorische Regierung für die Herzogtümer. Das ganze Land steht auf, der Krieg beginnt, der Augustenburger ruft die Hilfe Preußens an. Friedrich Wilhelm IV. bewilligt sie . . . . In der Instruktion für seinen Gesandten von Wildenbruch erklärt der König seine Stellungnahme aus dem Streben, eine republikanische Erhebung zu verhindern; er weist die Vermittlung Englands nicht zurück. Die Dänen erklären sich zu unterhandeln bereit, überfallen aber die schleswig-holsteinischen Truppen bei Flensburg und besetzen Schleswig. Das ist für die

Digitized by Google

bereit . . ., überfielen aber (9. April) . . . die schleswig-holsteinschen Truppen bei Flensburg und zwangen sie zum Rückzug . . . Der Angriff vom 9. April und die Besetzung Schleswigs war für die preußischen Truppen das Signal zum Angriff. Am 10. überschritt Bonin die Eider, General von Wrangel übernimmt den Oberbefehl über die Preußen und das X. Bundeskorps (Hannoveraner) . . . am 23. siegt Wrangel am Danewerk bei Schleswig, am 24. bei Översee, besetzt Nordschleswig, ohne Widerstand zu finden; am 2. Mai nimmt er die Festung Fridericia ohne Schwertschlag und schreibt eine Kontribution aus zur Entschädigung für die Zerstörung des Ostseehandels und die gekaperten Schiffe. Von da an folgen während des Sommers nur unbedeutende Scharmützel.

. . . Zar Nikolaus wetterte gegen die Dienste, die sein königlicher Schwager angeblich der Revolution leistete, und reizte Schweden . . . zum Vorgehen gegen Deutschland . . . So war Preußen isoliert, und dessen Regierung wurde von drängenden Klagen der Ostseestädte über den Schaden der Blockade bestürmt, während die norddeutschen Staaten die von Wrangel verlangte Verstärkung nicht sandten. Unter solchen Umständen befahl das preußische Kabinett Wrangel, Jütland zu räumen, und sandte (22. Juni) den Grafen Pourtales nach Malmö zum König Oskar von Schweden.

Preußen das Signal zum Angriff. Am 10. April überschreitet Bonin die Eider, Wrangel übernimmt den Oberbefehl über die Preußen und das X. (Hannoversche) Bundeskorps . . . am 23. April stürmt Wrangel das Danewerk bei Schleswig, am 26. siegt er bei Översee und besetzt Nordschleswig ohne Widerstand; am 2. Mai nimmt er die Festung Fridericia ohne Schwertstreich und schreibt eine Kontribution aus für die Schädigung des Ostseehandels und für die gekaperten Schiffe. — Während des Sommers flaute der Krieg ab. Denn Preußen stand völlig isoliert. Zar Nikolaus war über seinen Schwager, den er an der Seite der Revolution gegen einen legitimen König kämpfen sah, ergrimmt und reizte Schweden gegen Preußen. Die deutschen Ostseestädte jammerten über die Blockade der Küsten. Die norddeutschen Staaten schickten dem General Wrangel keine Verstärkung . . . Friedrich Wilhelm IV. befahl die Räumung Jütlands und sandte am 22. Juni den Grafen Pourtales zur Unterhandlung an den König Oskar von Schweden nach Malmö.

In ähnlichem Verhältnis zueinander stehen:

Gebhardt, S. 571 ff. — Klein, S. 329 f.; — Gebhardt, S. 567, 570 Anm. 8. (Preußen bis zur Oktroyierung der Verfassung.) — Klein, S. 330, 332. (Berlin und Preußen bis zur Oktroyierung der Verfassung.); — Gebhardt, S. 578, Anm. 6 (Die Aufstände) — Klein, S. 425 (Aufstände in

Digitized by Google

Sachsen, Pfalz, Baden.); — Gebhardt, S. 595 f. (Schleswig-Holstein bis zur Wiederherstellung der dänischen Herrschaft.) — Klein, S. 595 f. (Schleswig-Holstein); — Gebhardt, S. 574, 576, Anm. 4 u. 5 (Das Ende des Frankfurter Parlaments.) — Klein, S. 420 f. (Das Ende der Nationalversammlung).

Unter den 65 Mitgliedern, die am 26. Mai aus der Nationalversammlung austraten, nennt Klein hier auch den Abgeordneten Simon. Er verwechselt ihn mit Simson. Simon gehörte noch dem Stuttgarter Rumpfparlament an. Vielleicht liegt auch bloß ein Abschreibefehler vor. Klein (S. 421) schreibt nämlich: „Am 20. Mai traten 65 Mitglieder aus, darunter Gagern, Simon, Mathy, Arndt, Dahlmann." Bei Gebhardt (S. 577, Anm. 5) ist zu lesen: „. . . traten am folgenden Tage 65 Mitglieder, darunter Gagern, Simson, Mathy, Beseler, Arndt, Dahlmann, . . . aus."

Hinzufügen darf ich noch, daß weder die Quelle (Gebhardt) an irgend einer Stelle genannt ist, noch die entlehnten Stellen als solche gekennzeichnet sind.

Auf Wissenschaftlichkeit hat das Werk keinen Anspruch. Das war wohl auch kaum beabsichtigt. Aber auch als Gabe für geneigte Leser erregt es im Hinblick auf seine Systemlosigkeit und die kritiklose Auswahl des beigebrachten Materials Anstoß. Immerhin soll nicht verkannt werden, daß das Buch mit Fleiß und Umsicht zusammengestellt ist und eine erstaunliche Belesenheit des Herausgebers verrät. Außerdem ist es vortrefflich ausgestattet und der Preis beispiellos billig.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

147.

Buol, M., Garibaldis Spaziergang von Marsala nach Neapel. Nach den Aufzeichnungen eines neapolitanischen Feldkaplans. 8°. 47 S. Innsbruck, Mar. Vereinsbuchhandlung, 1915. M. —.40.

Die kleine Schrift ist ein Auszug aus einem verschollenen Werke „Un Viaggio da Boccadifalco a Gaeta" des Feldkaplans Giuseppe Butta. Danach entsprachen die Leistungen Garibaldis, wie wir sie vornehmlich aus gleichfalls einseitigen Darstellungen seiner Freunde kennen, nicht ihrem Rufe. Nirgends fand er nennenswerten Widerstand; schnödester Verrat ebnete ihm die Wege. Mit Ruhm haben sich die neapolitanischen Truppen sicherlich nicht bedeckt, und im Grunde war alles faul in dem zum Untergange reifen Staate; ob aber die Generale Landi und Lanza und die Offiziere der neapolitanischen Marine bewußte Verräter und nicht nur elende Schwächlinge waren, darüber wird doch nur auf Grund anderer Dokumente Entscheidung getroffen werden können. Das günstige Urteil über das Königshaus, die Mannschaften des Heeres und der Marine, sowie das Volk überhaupt wird man ablehnen müssen. Die Süditaliener

Digitized by Google

haben schließlich ihre üblen Eigenschaften bis heute bewahrt. Das harte Urteil über Cavour darf von dieser Seite nicht überraschen; man wird gut tun, ihm die Auffassung eines anderen katholischen Geistlichen, des so vorbildlich sachlichen Franz Xaver Kraus, gegenüberzustellen.

Berlin. A. v. Janson.

148.

Wocke, Helmut, Arthur Fitger. Sein Leben und Schaffen. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Hrsg. von Max Koch und Gregor Sarrazin. Neuere Folge. 36. Heft.) 8°. X und 152 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1913. M. 4.50.

Wocke will „das Verständnis für Arthur Fitger verbreiten und vertiefen"; das erstere ist ihm gelungen, das letztere nicht. Auf die ungeschickte Biographie des Bremer Dichter-Malers folgt eine Charakteristik, der jegliche psychologische Vertiefung fehlt; woher eigentlich Fitgers Verbitterung stammte, wie er zu seiner pessimistischen Weltabgewandtheit, zu seinem Haß gegen alle Religion kam, ob etwa persönliche Erfahrungen und schmerzliche Erlebnisse der Bildung seiner misanthropisch anmutenden Lebensauffassung zugrunde lagen, alle diese Fragen, die sich ein Biograph doch in erster Linie stellen muß, sind bei W. nicht aufgeworfen. Ebensowenig befriedigen die Kapitel über Fitgers Werke. Dankenswert sind die Inhaltsangaben der Dramen, die aber mitunter unklar gehalten sind; auch hat der Verf. nur hie und da die Quellen angegeben, aus denen Fitger den Stoff schöpfte; ebenso fehlt eine zusammenfassende Darstellung des Dramatikers Fitger, seiner Stellung und seiner Bedeutung innerhalb der Dramatik des 19. Jahrhunderts. Am unvollkommensten ist das Kapitel über die Lyrik geraten; hier hätte der Verf. nicht verabsäumen dürfen, den Einflüssen, die der Lyriker Fitger erfahren hat, nachzugehen, fürwahr eine leichte und dankbare Aufgabe; denn Heine (auf den W. allerdings nur kurz hinweist), Leuthold, Scheffel, Geibel (besonders für die Balladen) haben die Patenschaft für Stimmung, Ausdruck und Stil Fitgers übernommen, und ihre Einflüsse sind oft mit Händen zu greifen. Als Dichter wird Fitger nicht lange fortleben, wie er denn auch schon heute größtenteils vergessen ist; dazu war er zu wenig originell in Gedanken und Ausdruck. Was er als Maler in der Kunstgeschichte zu bedeuten hat (das Beste an Wockes Buch ist die Übersicht über Fitgers Kunstwerke), wage ich nicht zu entscheiden; nur fürchte ich, daß eine spätere Zeit auch auf diesem Gebiet über ihn als Epigonen hinweggehen wird.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Digitized by Google

149.

Joachimsen, Paul, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. („Aus Natur u. Geisteswelt." 511. Bdchen.) 8°. 130 S. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. M. 1.50.

Eine der dankbarsten und schönsten Aufgaben der historischen Wissenschaft, eine, die zugleich den weitesten Leserkreis interessieren würde, wäre eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Aber so lockend sie erscheint — eine befriedigende Lösung hat sie noch nicht gefunden. Bezeichnend für die Entwicklung aber, die eben das Nationalgefühl bei uns in den letzten Jahrzehnten genommen hat, scheint mir, daß sich die Vorarbeiten zu dieser großen Aufgabe gemehrt, daß bedeutende Forscher sich mit diesem Problem eindringlich beschäftigt und z. T. auch sehr bedeutsame Leistungen hervorgebracht haben; ich erinnere nur an Fr. Meinecke, an die Biographen der Helden der Freiheitskriege und des weiteren 19. Jahrhunderts u. a. Vielleicht erwächst uns aus diesen Präludien und der Stimmung der Kriegsjahre die große wissenschaftliche Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins.

Inzwischen wird man gern zu dem oben angezeigten Büchlein greifen, das in kurzen Zügen und ohne den Anspruch, wissenschaftlich neue Ergebnisse zu liefern, eine sehr brauchbare Übersicht über diese Entwicklung, über das wechselseitige Verhältnis von Volk und Staat bietet. Im wahren Sinne des Wortes ist es ein Produkt des Krieges. In einem kurzen Vorworte schildert der Verf., wie ihn der Anblick der Bevölkerung eines großen Gebirgsdorfes am Fuße der Alpen am Tage der Mobilmachung, das in ihr sich äußernde bewußte Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit und der kräftig und selbstverständlich zum Ausdruck kommende Wille zur Abwehr aller Feinde des Reiches mit Glück und Stolz erfüllt habe. Den hier gewonnenen Eindruck hat er dann zu vertiefen gesucht durch Erforschung der Idee des nationalen Bewußtseins. So ist ihm das Thema seines Buches entstanden: „Wie ist aus der deutschen Kulturnation eine Staatsnation geworden, und wie verhalten sich beide zueinander?" Er sucht diese Fragen, weitergreifend als ihre Formulierung erwarten läßt, zu lösen, indem er in einem ersten Hauptteile die Ausbreitung des Volkstums und die Ausgestaltung des Nationalcharakters erforscht, und in einem zweiten die Wege zum Staate. Zweimal, sagt er, ist bei uns der Anlauf zu nationaler Kultur und zum nationalen Staate gemacht; und um das Werden des deutschen Wesens zu verstehen, sucht er den einen aus dem anderen zu entwickeln.

Es ist begreiflich, daß eine große Schwierigkeit für den Verf. in dem Umfange seines Büchleins liegen mußte. Wer dieses Thema in einem kurzen Aufsatze (wie etwa Dietr. Schäfer

Digitized by Google

in seiner von Joachimsen nicht erwähnten schönen Rede „Staat und Volk") behandeln will, muß auf Details so gut wie ganz verzichten und kann dafür die großen Linien der Entwicklung um so schärfer herausarbeiten; wer ein wissenschaftliches Buch darüber schreiben will, wird mit breiten Pinselstrichen malen und zugleich auch kleinste Einzelheiten, wissenschaftliche Begründung und Auseinandersetzung bringen dürfen und müssen und so die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinungen vor uns aufleben lassen können. Der Verf. sah sich in der Mitte zwischen beiden: er brauchte und konnte nicht so prägnant sein wie der erstere und nicht so reich malen wie der andere. Man wird sagen dürfen, daß er im allgemeinen die Schwierigkeit gut überwunden hat: der Gang der Entwicklung tritt im wesentlichen klar hervor, und die Einzelheiten sind mit Geschick ausgewählt. So kann das Büchlein namentlich für große Kreise der Gebildeten sehr belehrend und anregend wirken.

Mancher wird freilich auch Einwendungen machen. Man wird vielleicht an verschiedenen Stellen eine schärfere Formulierung bezw. Abgrenzung der Begriffe wünschen. Nur einiges mag hier hervorgehoben werden. In der oben zitierten Fassung des Themas wird der Ausdruck „Staatsnation" auffallen. Es ist nicht recht ersichtlich, warum der Verf. nicht das Wort „Nationalstaat" gebraucht hat (was er doch meint), sondern jenes Wort, mit dem Fr. Meinecke einen ganz anderen, m. E. recht passenden Sinn verbindet. Der Verf. unterscheidet überhaupt zwischen den beiden Wörtern nicht, wie er denn auch die Entwicklung Preußens zur Staatsnation (im Sinne Meineckes) nicht genügend als eine besondere Stufe des Fortschritts würdigt und gelten läßt (z. B. S. 47). Überhaupt scheint mir nicht alles ausgemünzt, was Meinecke in seinen scharfsinnigen Untersuchungen klargelegt hat. So tritt z. B. die merkwürdige Bindung des erwachenden National- und Staatsgefühls durch stark nachwirkendes kosmopolitisches Gedankengut zu wenig hervor.

Treffend sind die Bemerkungen S. 67 über einige bedeutende Reformer des deutschen Geistes. „In jedem von ihnen", sagt er, „kehrt sich eine Richtung des geistigen Lebens, die wir bisher vom Staate abgewendet oder ihm feindlich gefunden haben, dem Staate zu: in Arndt das alte Luthertum, in Schleiermacher der herrenhutische Pietismus, in Jahn der Teutonismus Klopstocks, in Wilhelm von Humboldt der Neuhumanismus." Der Verf. will damit nur einen gemeinsamen Zug hervorheben. Aber es ist immer gefährlich, das Wesen bedeutender Geister unter einer Formel zusammenzubringen — sie wird oder erscheint wenigstens zu leicht einseitig. Der Verf. hätte doch auch Arndts eigenartige politische Entwicklung streifen sollen, zumal sie typisch ist für die vieler anderer: vom Kosmopoliten zum Deutschen, zunächst noch mit fremdem, bei ihm schwedischem, Einschlag, dann zum reinen Deutschen, der das Heil Deutschlands von Öster-

Digitized by Google

reich erhofft, und schließlich zum Preußen. Bei Jahn hätte betont werden müssen, daß er trotz merkwürdiger Schrullen und Eigenheiten doch viel Wirklichkeitsgefühl besaß, mehr als mancher Größere, und daß bei ihm auch die innere Verbindung mit dem preußischen Staate sehr eng war, was auch für Schleiermacher gilt. Wenn W. v. Humboldt nur als die reinste Verkörperung des weltbürgerlichen Neuhumanismus und als der Begründer der Berliner Universität gezeichnet wird, so vermißt man einen Hinweis darauf, wie nahe er wenigstens zeitweise dem Begriffe des modernen nationalen Machtstaates gekommen ist. — Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts wären die politischen Parteien schärfer zu zeichnen gewesen, namentlich in ihrer Entstehungsgeschichte. Der Verf. scheint mir auch hier manchmal der Verführung erlegen zu sein (die, wie oben betont, ja sehr nahe lag), die Entwicklung auf zu einfache Formeln zu bringen, so daß die Verflechtung der Ideen und die Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungsformen und ihrer Träger nicht immer recht zum Bewußtsein kommen.

Mit dem, was auf den Seiten 115—129 über die neueste Entwicklung gesagt wird, dürfte mancher sich nicht überall einverstanden erklären; so ist z. B. die Bedeutung des „Jüngsten Deutschland“ oder Nietzsches zu einseitig-ungünstig gezeichnet. Aber gerade diese letzten Seiten regen doch auch zu lebhaftem Nachdenken und eigener zustimmender oder kritischer Stellungnahme gegenüber der Meinung des Verf. von den Aufgaben der Zukunft an. Und darin sehe ich vor allem die Bedeutung überhaupt des ganzen Buches, die durch die obigen kritischen Bemerkungen nicht herabgemindert werden soll: es kann für weite Kreise ein treffliches Bildungsmittel zum Verständnis der Vergangenheit und Gegenwart und für die Forderungen unserer Zukunft werden, und es ist zudem eine gute Vorarbeit für das zu erhoffende große Werk über das deutsche Nationalbewußtsein.

Bln.-Halensee, z. Z. Döberitz. Wilh. Steffens.

150.

Troeltsch, Ernst, Deutsche Zukunft. (Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte, Bd. 19.) Kl. 8°. 112 S. Berlin, S. Fischer, 1916. Karton. M. 1.—.

Ein Büchlein, das — nicht viele sind dazu so berufen wie Troeltsch — um das Verständnis des gegenwärtigen gewaltigen Völkerkampfes ringt; zwar sich bewußt bleibt, daß er reinen Machtcharakter trägt, doch die Behauptung der Feinde, es handle sich um einen Kulturkrieg, zum wertvollen Anlaß nimmt, die eigene von fremder Art zu scheiden.

Der Gegensatz, den unsere Feinde zwischen sich und uns stets als den wichtigsten in den Vordergrund rücken, läßt sich als Widerstreit der westlichen demokratischen Ideen, der voran-

Digitized by Google

geschrittenen politisch-ethisch-sozialen Entwicklung Amerikas, Frankreichs, Englands gegen das als unfrei angesehene Deutschland bezeichnen; selbst Rußland, das sich noch bekehren werde, sei ein weniger gefährlicher Feind der Völkerfreiheit als Deutschland. Diese (von den Feinden als Rückständigkeit empfundene) Andersheit der deutschen geistigen und politischen Welt in ihrer geschichtlichen Notwendigkeit und Berechtigung zu begreifen, weisen die feinsinnigen Untersuchungen Troeltschs den Weg. Diese Andersheit wird erblickt: erstens in der (zugegebenen) Unausgeglichenheit des jungen deutschen, erst seit einem Jahrhundert in die modernen politisch-sozialen Bewegungen hineingezogenen Staates (die in der Zukunft einer größeren Einheitlichkeit im Sinne mancher für den Westen längst selbstverständlichen Errungenschaften wird weichen müssen), zweitens in dem durch die geschichtliche Entwicklung und geographische Lage Deutschlands bedingten Zwang, durch die Aufrechterhaltung einer starken zentralen Autorität die Folgerungen der westlichen Freiheitsideen einzuschränken (mindestens bedeutet der deutsche Staat ein ebenso in sich geschlossenes System der Organisation eines Volkes wie irgend ein anderes System der Regelung des Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft, Massenwillen und Regierung); drittens aber liegt die Andersheit in einer spezifisch deutschen, von der französischen, englischen und amerikanischen abweichenden Auffassung der modernen Freiheitsidee: denn durch ihre Wurzelung in verschiedenen Artungen des Gesamtlebens unterscheiden sich auch die Freiheitsbegriffe der großen Nationen. Der Herausarbeitung dieser drei Punkte, der Auseinandersetzung mit ihnen ist der Hauptteil des Aufsatzes gewidmet. Wir verweilen, Raummangelshalber, nur beim dritten etwas länger. Der englische Freiheitsbegriff, das „Ergebnis mittelalterlich-ständischer Überlieferungen, die sich mit dem spröden Individualismus puritanischer Frömmigkeit und Freikirchlichkeit in der großen englischen Revolution verbunden haben", zeigt als (auch parlamentarisch sichergestellten) Grundzug die Unantastbarkeit und Bewegungsfreiheit des einzelnen, die Initiative und Verantwortlichkeit zweckmäßigen Handelns, die Freiheit des Glaubens und Meinens vom Staatszwang. Die streng rationalistische französische Freiheitsidee, das Erzeugnis der sich gegen Königtum und Kirche erhebenden Bourgeoisie, erstrebt die Gleichheit (nicht die Unabhängigkeit) der Individuen. Mit dieser rein weltlichen Gleichheitsidee verbindet sich ein generöser Enthusiasmus, der in der Verbreitung der Menschenrechte, der rationalen Verfassung und des Antiklerikalismus eine welterlösende Mission der Vernunft zu vollbringen gewiß ist. Die amerikanische Freiheit bedeutet Freiheit von staatlichem und kirchlichem Zwang, ist persönliche, sich im wesentlichen auf wirtschaftlichem Gebiete betätigende Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, kompensiert durch eine außerordentliche Macht der gesellschaftlichen Sitte, der

Digitized by Google

christlichen Gläubigkeit und der uniformierenden Presse. Demgegenüber zeigt sich die deutsche Freiheit, sofern sie gestaltende Mitwirkung an der Bildung des Staatswillens ist, als „freie, bewußte, pflichtmäßige Hingabe an das durch Geschichte, Staat und Nation schon bestehende Ganze"; Fürst, Beamte und Bürger sind Organe des einen souveränen Ganzen und bringen es in pflichtgemäßer Hingabe ununterbrochen hervor. Diese Freiheit ist nicht Gleichheit, sondern ein Dienst des Einzelnen an seinem Ort. Des weiteren aber hat die deutsche Freiheitsidee seit langem die Richtung auf individuelle und persönliche Selbstbildung genommen: der deutsche Kosmopolitismus ist im Grunde nur die deutsche Innerlichkeit mit ihrer Bereicherung aus allen erreichbaren Quellen, der deutsche Humanismus im Grunde nur die Übernahme des Ideals der individuellen Geistesfreiheit und Beweglichkeit aus der Antike. Besitzt die französische Freiheitsidee die Intoleranz des fanatischen Dogmas, das sie nötigenfalls mit Feuer und Schwert ausbreitet, wünscht die englische alle einzelnen Völker möglichst zu parlamentarischer Selbstregierung und freier Selbstbestimmung zu bringen, so verbürgt die deutsche, auf die Völkerwelt übertragen, ein System gegenseitiger Achtung und freier Entwicklung der Völkerindividualitäten nebeneinander.

Mit diesen, erstmalig in der Wiener „Urania" Ende 1915 vorgetragenen Gedanken über die deutsche Idee der Freiheit ist in dem Bändchen eine zweite Abhandlung über Privatmoral und Staatsmoral vereinigt. Überzeugend wird die für die Zielbestimmung wesentliche Lage Deutschlands zu Beginn und während des Krieges dargetan: nicht um einen schnellen Kampf, der im wesentlichen den früheren Zustand wiederherstellen soll, handelt es sich mehr, die Verteidigung muß Neubildung und Fortschritt der politischen Machtstellung werden mit allem, was dazu gehört. Die Bedenken zu überwinden, die sich hieraus ergeben könnten, ist die Unterscheidung von Staats- und Privatmoral befähigt. Troeltsch verfolgt diese Unterscheidung von Kant über Fichte, Hegel, Ranke und v. Treitschke bis zur jüngsten Kriegsliteratur Ruedorffer, Fr. Klein, Ed. Meyer und Meinecke und zeigt dann selbst die notwendige Verschiedenheit von staatlicher und privater Moral in mehrfachen Argumenten auf. Eines davon: des moralische Handeln der Einzelpersonen aufeinander setzt den gegenseitigen guten Willen zu demselben, wo er nicht vorhanden ist, die staatliche Rechtsordnung voraus, für das gegenseitige Verhältnis der Staaten aber fehlt eine derartige, die persönliche Moral ermöglichende Rechtsordnung und deren Erzwingbarkeit. Ein anderes: das moralische Handeln der Einzelpersonen vollzieht sich in den Perspektiven und Horizonten der Einzelperson und allenfalls kleiner Gruppen, der eigene und fremde Wille ist übersehbar und berechenbar; der Staat dagegen muß in weiten Perspektiven und Horizonten denken, die anderen Staaten als Erzeugnisse langer Geschichte und als Voraussetzungen

Digitized by Google

unbegrenzbarer Zukunftswirkungen nehmen, er steht „der Masse und zugleich den Jahrhunderten“ gegenüber. Schließlich: es gibt nicht bloß ein sittliches Verhältnis von Person zu Person, sondern auch zu der überindividuellen sittlichen Gemeinschaft des Staates, welche die Voraussetzung jenes Gegenübers ist. Der Staat selbst aber steht fremden Staaten nicht gegenüber wie Einzelperson der Einzelperson, sondern wie eine überindividuelle Willenseinheit der andern. Da sie jedoch eine unendliche Tätigkeits- und Aufgabenfülle unter sich in der Ordnung und Entwicklung ihrer Glieder haben, so dürfen und müssen sie auch den Lebens- und Entwicklungstrieb ihrer Völker in sich aufnehmen, müssen, wie alles Lebende, wachsen und fortschreiten und ihnen die Lebensbedingungen für große Zukunftzeiten sichern. Der geistvollen Analyse ins einzelne nachzugehen, ist hier unmöglich, so verlockend dies gerade hinsichtlich der Troeltschschen Anwendung der vorhergehenden Gedankenreihen auf den Weltkrieg und die verschiedenen parteipolitischen und religiösen Standpunkte auch wäre. Wir raten dringend zur Lektüre des Aufsatzes selbst, der, wie der erste, reichen Genuß und Anregungen gewährt.

Wien. Oskar Kende.

151.

Burgeß, John William, Der europäische Krieg. Seine Ursachen, seine Ziele und seine voraussichtlichen Ergebnisse. 8°. VIII u. 170 S. Leipzig, S. Hirzel, 1915 [1]). M. 2.—.

Der Verf. ist in Deutschland, besonders in Berlin, nicht unbekannt. Er hat Ende der 70er Jahre in Berlin studiert und ist später als Austauschprofessor auf kurze Zeit nach Deutschland zurückgekehrt; er war bis vor kurzem Lehrer des Verfassungs- und Völkerrechts an der Columbia-Universität in Neuyork und erfreut sich in Amerika wie auch in Deutschland eines wohlverdienten Rufes als hervorragender Gelehrter in seinem Fache. Infolge seines zweimaligen Aufenthalts in Deutschland ist er ein warmer Freund deutscher Art und deutschen Wesens. Ich möchte dies auch besonders Prof. Dr. Konrad Bornhak gegenüber bemerken, der sich kürzlich in Berliner Blättern recht scharf gegen die Zulassung ausländischer Studenten an den deutschen Universitäten und gegen die Vereinbarung mit Amerika über die Austauschprofessoren gewandt hat. Man würde ihm gern beistimmen, wenn er sich gegen die Auswüchse erklären würde, die die Zulassung ausländischer Studenten an den deutschen Universitäten in den letzten Jahren vor dem Kriege vielfach gezeitigt hatte; man wird ihm aber nicht beistimmen können,

---

[1]) Das Buch ist eine vom Verfasser selbst besorgte Übersetzung eines vor ungefähr Jahresfrist in Amerika in englischer Sprache erschienenen Buches.

Digitized by Google

wenn er, wie es in seinem Aufsatze geschah, gleich das Kind mit dem Bade ausschüttete [1]).

In meiner Anzeige halte ich mich nicht an die Reihenfolge des Buches, sondern gehe in streng chronologischer Folge vor. Der Verf. geht bei seinen Betrachtungen über die Ursachen des Europäischen Krieges von der Kolonial- und Handelspolitik Bismarcks aus. Da dieser die Hauptaufgabe der deutschen Politik darin gesehen habe, Deutschlands Stellung als eines kontinentalen europäischen Staates zu sichern, habe er auf die Expansionsbestrebungen der deutschen Handelswelt und der deutschen Kolonialfreunde eher hemmend als fördernd gewirkt und sie nur so weit gewähren lassen, als dadurch nach seiner Meinung die kontinentale Lage und die kontinentalen Interessen des Landes nicht gefährdet wurden. Auch nach seinem Abgange sei an diesem Grundsatz noch lange festgehalten worden. Man vergleiche freilich, zur Widerlegung dieser Anschauungen, Deutschlands Kolonialerwerb der Bismarckschen Zeit mit seinem Erwerb in der nachbismarckschen Zeit und gelange so zu dem Schlusse, daß man sich später in bezug auf die Kolonialpolitik zu ganz andern Grundsätzen bekehrt habe. Dieser Vergleich sei falsch. Wolle man die Frage untersuchen, ob die deutsche Kolonialpolitik in der nachbismarckschen Zeit als eine expansive zu betrachten sei, so müsse man die Kolonialerwerbungen Deutschlands mit denen der andern Kolonialvölker in dieser Zeit vergleichen. Von 1890—1898 habe Deutschland, trotz seines schnellen Wachstumes als Industrie- und Handelsstaat, nicht mehr als 2000 Quadratmeilen Kolonialgebiet erworben, England, Frankreich und Rußland dagegen viele Hunderttausend Quadratmeilen. So betrachtet, erscheine der deutsche Kolonialbesitz recht klein und unbedeutend. Wenn Deutschland bei dem Wettbewerbe um die Aufteilung der Erde damals eine so große Zurückhaltung übte, so hat dies nach dem Verf. darin seinen Grund, daß Deutschlands Diplomatie und die Leiter seines Außenhandels schon erkannt hatten, daß Außenhandel auch ohne Kolonien zu bestehen imstande ist, ja vielleicht vorteilhafter ohne sie sein kann, vorausgesetzt, daß alle Länder ihre Türen offen halten. Obgleich also gerade Deutschland England am wenigsten Konkurrenz bei der Erwerbung neuen Kolonialbesitzes machte und gerade Englands heutige Verbündete als viel stärkere Mitbewerber auf diesem Gebiete auftraten, so verfolgte England doch gerade Deutschlands Bemühungen, sich Absatzgebiete für seine Industrie zu erwerben und zu sichern, mit ganz besonderem Argwohn, während es Rußland und Frankreich bei ihren kolonialen Erwerbungen ziemlich ruhig und unbesorgt zusah. Seit 1901 wurde dies freilich anders. Auch Rußlands

[1]) Nebenbei möchte ich noch bemerken, daß wir ohne den Einfluß der Herren, die einst in Deutschland studiert haben, heute vielleicht sämtliche Balkanstaaten auf der Seite unserer Gegner haben würden.

Digitized by Google

Politik in Asien (Persien) und Frankreichs Politik im Sudan (Faschoda) erregten Englands Mißbehagen. Deshalb war es Englands Bestreben, Frankreich vom Sudan und Rußland von Persien abzulenken. Beiden mußten andere Ziele gewiesen werden. Dies gelang auch der Diplomatie Englands. Rußlands Aufmerksamkeit wurde von Persien auf den Balkan abgelenkt und Frankreichs Aufmerksamkeit vom Sudan auf Marokko; zugleich wurde aber damit Deutschland schwer getroffen, das sich die Aufgabe gestellt hatte, seinem Handel dadurch neue Absatzgebiete zu erschließen, daß es sich zum Schützer der noch unabhängigen muhamedanischen Welt aufwarf. So hatten Rußland und Frankreich nicht nur aufgehört, Englands Kreise zu stören, sondern sie störten auch noch Deutschlands Kreise und fühlten sich dadurch nicht mehr als Englands Nebenbuhler, sondern als seine Verbündeten.

Jetzt galt es, um das Einkreisungswerk zu vollenden, auch noch Italien dem Bündnis mit Deutschland zu entfremden, indem man ihm ein Lockmittel vorhielt, das es auch Deutschland entfremden mußte, weil dadurch wiederum Deutschlands Politik, sich zum Beschützer der noch selbständigen muhamedanischen Welt aufzuwerfen, gestört wurde, das zugleich aber auch Italien davon abhalten mußte, sich in Zukunft mit England zu entzweien, weil dann sein neuer Gewinn gestört wurde. Dies Lockmittel war Tripolitanien. So hatte England gegen den Bund der Mittelmächte drei Bundesgenossen geworben, als der Österreichisch-serbische Konflikt eintrat, der nur das Schlußglied in der englischen Einkreisungspolitik bildete. Von dem Tage an, an dem der Mord in Serajewo geschah, steuerte Sir Edward Grey bewußt auf den von ihm schon lange vorbereiteten Krieg hin. Die Antwort des deutschen Botschafters auf Greys Anfrage über Deutschlands beabsichtigte Stellungnahme in dem Konflikte, der deutsche Staatssekretär des Äußeren halte daran fest, daß die Regelung der Frage ausschließlich zwischen Österreich und Serbien stattzufinden habe, und daß keineswegs eine Einmischung von außen stattfinden dürfe, hält Burgeß für den einzigen möglichen korrekten Standpunkt; daß England sich Rußlands Standpunkt zu eigen machte, der Österreichs Haltung Serbien gegenüber als herausfordernd und sittlich verwerflich bezeichnete, ist ihm ein Beweis dafür, daß England und Rußland die Gelegenheit benutzen wollten, den seit langem vorbereiteten Krieg gegen die Mittelmächte zu entfachen.

Die fast dramatischen Vorgänge aus den ersten Tagen des August schildert der Verf. an der Hand des englischen Weißbuchs, einer doch gewiß unparteiischen Quelle, folgendermaßen: Am 1. August fragte der deutsche Botschafter in London bei Grey an, ob England sich verpflichten wolle, neutral zu bleiben, wenn Deutschland verspräche, nicht in Belgien einzufallen; Grey antwortete, daß er es nicht versprechen könne. Darauf ersuchte

Digitized by Google

der Botschafter ihn dringend, ihm die Bedingungen anzugeben, unter denen England neutral bleiben würde, und stellte die Bereitwilligkeit Deutschlands in Aussicht, sogar die Unantastbarkeit Frankreichs und der französischen Kolonien für den Fall zu gewährleisten, daß England neutral bleibe, doch Grey weigerte sich, Englands Neutralität unter irgend welchen, sogar von England selbst angegebenen Bedingungen festzulegen, und fügte hinzu, dieser Bescheid sei ein endgültiger.

Bei den entscheidenden Verhandlungen im Ministerrat und im Parlament, so berichtet B. weiter, erwähnte Grey nichts von dem Anerbieten des deutschen Botschafters und von dessen dringender Anfrage an ihn, ebenso unterschlug er ein Telegramm des Deutschen Kaisers an König Georg vom 1. August, das denselben Inhalt hatte.

Hier möchte ich ergänzend einschieben, daß Grey sich in jenen entscheidenden Tagen auch noch einer anderen hochbedeutsamen Unterschlagung schuldig gemacht hat, wie aus einer Anklageschrift eines Engländers gegen Grey ersichtlich ist, die Mitte Juni 1915 erschienen ist. Auf Betreiben Deutschlands hatte Österreich sich bereit erklärt, die Versicherung abzugeben, daß es bei dem strafgerichtlichen Vorgehen gegen Serbien keine Gebietserweiterung anstrebe; die deutschen Botschafter in Petersburg und in London hatten dies den Höfen, bei denen sie akkreditiert waren, mitgeteilt und daran die Erklärung geknüpft, daß Dentschland mit Österreichs Zustimmung die Gewähr dafür übernehme, daß Österreich sein Versprechen halten werde. Auch von dieser Mitteilung des deutschen Botschafters ihm gegenüber erwähnte Grey nichts in den entscheidenden Verhandlungen. Burgeß sowohl wie der Engländer nennen die von ihnen berichteten Unterschlagungen strafwürdig und sind der festen Überzeugung, daß der Ministerrat und das Parlament nicht für den Krieg gestimmt haben würden, wenn sie die von Grey unterschlagenen Tatsachen erfahren hätten; beide sind der vollen Überzeugung, daß Grey die Tatsachen unterschlug, weil er nur so hoffen konnte, den Beschluß der Kriegserklärung herbeizuführen.

Zum Schluß möchte ich noch einer Stelle des Buches Erwähnung tun, die für die Geschichte der Universität Berlin von Interesse ist. Burgeß erzählt: „Ich erinnere mich deutlich eines Gespräches mit Treitschke im Jahre 1878, in dem er mir sagte, die orthodoxe Nationalökonomie sei nicht gut an der Berliner Universität vertreten; ein junger Lehrer (der junge Lehrer war ein halbes Jahr jünger als Treitschke), Adolf Wagner, mit sozialistischen Neigungen leite die Studenten irre, und die philosophische Fakultät habe ihn gebeten, als Gegengewicht gegen Wagners Einfluß eine Vorlesung über die Nationalökonomie zu halten, auf die er sich jetzt vorbereite. Burgeß' Mitteilungen schließen hier ab. Da man aus ihnen die falsche Vorstellung gewinnen könnte, Treitschke sei immer ein Anhänger der ortho-

Digitized by Google

d oxen Schule geblieben, so möchte ich seine Mitteilungen ergänzen. Die Vorbereitung auf die Vorlesung über die Nationalökonomie, die ein Gegengewicht gegen Wagner sein sollte, hatte ein ganz merkwürdiges Ergebnis; aus einem Saulus wurde ein Paulus. Der Vorbereitung zur Vorlesung über die Nationalökonomie verdankte die Universität eine der schönsten Vorlesungen, die Treitschke später mit einer gewissen Regelmäßigkeit an der Universität hielt, nämlich die über Politik, und, als es sich 1882 um die Schaffung einer zweiten ordentlichen Professur für Volkswirtschaftslehre an der Universität Berlin handelte, wurde, auf gemeinsames Betreiben von Wagner und Treitschke, Gustav Schmoller berufen, der 1875, als Antwort auf Treitschkes Schrift „Der Socialismus und seine Gönner", das offene Sendschreiben „Über einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirtschaft" an Treitschke erlassen hatte. Hingewiesen sei noch auf das 3. Kapitel, in dem der Verf. ein außerordentlich treffendes Bild des englischen und des deutschen Wirtschaftssystems entwirft und aus ihm für England die Notwendigkeit herleitet, „den Konkurrenten mit physischer Gewalt zu vernichten", mit dem er wirtschaftlich den Konkurrenzkampf nicht mehr aufzunehmen vermochte, und auf das 4. Kapitel, in dem der Verf. darlegt, welche Dienste der preußisch-deutsche Militarismus seit den Tagen Friedrichs des Großen der nordamerikanischen Union geleistet, und welches Unrecht ihr seit eben dieser Zeit der englische Navalismus zugefügt hat.

Berlin-Schöneberg. Eugen Fridrichowicz.

152.

Matthias, Adolf, Kriegssaat und Friedensernte. 8°. 53 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1915. M. —.80.

Matthias zieht eine Parallele zwischen Vergangenheit und Zukunft: er stellt fest, was uns die Zeit nach 1870 nicht gebracht hat, und tröstet sich mit der Aussicht auf dasjenige, was uns der künftige Friede bringen könnte. Er entwirft die Umrisse seiner Zukunftshoffnungen mit Rücksicht auf die schönen Gesinnungen und Antriebe, die seit Kriegsbeginn hervorgetreten sind und erfreulicherweise noch jetzt andauern. Die Einmütigkeit des ganzen Volkes, die Eintracht der Regierung mit den Parteien und der Parteien untereinander, der gewahrte Burgfrieden im öffentlichen und die Einfachheit der Empfindungen wie der Lebenshaltung im privaten Dasein erregen seine Anteilnahme nicht weniger als das Streben nach Sprachreinheit, das Abtun der öden Ausländerei und die Steigerung des religiösen Empfindens. Der Leser kann nur mit Matthias wünschen, daß diese geistige und sittliche Haltung uns verbleibe und über den ehrenvollen und sicheren Frieden hinaus andauere.

Charlottenburg, z. Z. Liegnitz. Erich Bleich.

Digitized by Google

153.

Franz, Wilhelm, Heiliges Vaterland, vergiß es niemals wieder, niemals. Gr.-8°. 196 S. Berlin SW 11, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, 1915. M. 2.—.

Das Buch enthält eine Sammlung von Aussprüchen und Gedanken über die große Zeit, die unser Volk durchzumachen hat. Die Einheit, die dieser Krieg zwischen allen Parteien und Konfessionen gezeitigt hat, spiegelt sich auch hier in der weitgreifenden Auswahl wieder. „Nur die Besten kommen zu Worte, jeder nach seiner Art, aber alle in echt deutschem Sinne. Um so leichter wird es sein, beim Lesen sich auf einen einzigen Menschen einzustellen, damit die Vielheit der Beiträge von selbst zur Einheit wird. Diese Einheit hätte eine tausendmal wiederholte genaue Hinzufügung von Fundstelle, Verfasser, Ort, Zeit usw. in unerträglicher Weise zerrissen, ganz abgesehen davon, daß einem andern Hauptzweck dieses Buches damit nicht gedient worden wäre: Jeder Leser soll nämlich mit eigenem Urteil den Wert oder Unwert eines Gedankens nachprüfen, unbeeinflußt durch den Namen einer Person oder die Bezeichnung des Ursprunges.“ Trotzdem wäre es ganz wünschenswert, irgendwie nachsehen zu können, wer denn der Verfasser dieses oder jenes Beitrages ist. Im ganzen ist das Buch interessant zu lesen.

Berlin-Friedenau, z. Z. im Felde. Hans Philipp.

154.

Reich, Hermann, Das Buch Michael. Gr.-8°. X u. 329 S. Berlin, Weidmann, 1916. Geb. M. 4.—.

Trotz der Ablehnung der „Verhimmlung des Deutschtums“, die Lenschau (Sokrates, Z. f. d. Gymn. Berlin, Weidmann 1916, S. 55) in der Verherrlichung der gesammelten Kriegsaufsätze und Gedichte findet, wird man R.s Buch als ein fleißiges und eigenartiges Zeugnis der Zeitgeschichte dankbar begrüßen. Denn wenn auch die Zusätze des Herausgebers, ebenso wie der Titel, etwas schwulstig und öfters irreführend sind, und wenn auch nicht „alles aus freudigem, naiven Kinderherzen herausgeschrieben“ ist (S. 5), so findet doch der kritische Leser, der die ersten 119 Seiten mit den Ausführungen Reichs überschlägt, bei den eigentlichen Verfassern, den Schülern und Schülerinnen der deutschen Schulen, anschauliche und schlichte Schilderungen eigener Erlebnisse vom 1. August 1914 bis zum Ende des ersten Kriegsjahres. Wie gewandt ist der Aufsatz des vierzehnjährigen Obertertianers des Lichterfelder Schillerrealgymnasiums über seine Heimkehr aus Zürich z. Z. der Mobilmachung (S. 120), wie wichtig sind die wahrheitsgetreuen Mitteilungen des fünfzehnjährigen Altonaer Untersekundaners über die russischen Truppentransporte bei Riga am 1./2. August 1914 (S. 122), wie ergreifend wirkt die Bitte des sechzehnjährigen Steglitzer Untersekundaners (S. 149), ins

Digitized by Google

Heer eintreten zu dürfen! Und dazu das Gedicht: „An meine Mutter“ (S. 150) mit dem rührenden Schluß: „Mutter, ich hör' die Kanonen schon; Mutter, was weinst Du um Deinen Sohn?“ Ein siebzehnjähriger Unterprimaner des Münchener Ludwigsgymnasium beschreibt einen Gang über das Schlachtfeld von Dieuze-Vergaville am 24. August 1914 (S. 175): „Viel Wald und dazwischen weites, kahles Hügelland, das ist das Charakteristische des großen Lothringer Schlachtfeldes. Im weichen Boden sah man überall die Spuren der hier vorgedrungenen Infanterie und Artillerie. Einzelne Patronenhülsen, dann Ladestreifen, blutige, zerrissene Hemden und Unterbeinkleider, die wahrscheinlich zum Verbinden benutzt worden waren, und durchschossene Stiefel und Schuhe . . . die ersten Gräber. Die ersten deutschen Toten, sie lagen auf dem Gesicht, alle liebreich mit Zeltbahnen zugedeckt.“ „Dort wo der Wald aufhörte, erwartete uns das Furchtbarste, was man sich überhaupt denken kann.“ Wie klar schildert ein dreizehnjähriger Goslarer Mittelschüler das Unterseeboot (S. 219), ein fünfzehnjähriger Berliner Oberrealschüler das Crossener Gefangenlager (S. 224) und wie drollig sind viele kindliche Zeichnungen! Sachlicher und erfreulicher ist Reichs Besprechung der „Kriegsaufsätze in höheren Schulen“, die in der ausführlichen Beschreibung der Sonderausstellung des Zentralinstitutes (unter dem Titel: „Schule und Krieg“, Weidmann 1915) S. 53—56 gegeben ist.

Berlin. Philipp Bersu.

155.

Lulvès, Jean, Die Stellung des Papsttums im Weltkriege 1916. (Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, hrsg. von Ernst Jäkh, 76. Heft.) 8°. 48 S. Stuttgart, Dt. Verlagsanstalt, 1916. M. —.50.

Die vorliegende Schrift ist die Umarbeitung und Erweiterung eines Artikels, den das Novemberheft der „Deutschen Revue“ (1915) gebracht hat. L. hat in dieser Zeitschrift seit Kriegsbeginn eine ganze Reihe von Untersuchungen über die politischen Probleme Italiens veröffentlicht. Er hat vor dem 23. Mai 1915 mit Hilfe des genannten Organs den überhitzten Söhnen des Südens den historischen Nachweis beizubringen versucht, daß ihnen weder von Frankreich noch von England noch von Rußland jemals Heil widerfahren sei. Der Eifer und die Umsicht, mit der das Material dieser Arbeiten zusammengetragen ist, verleihen ihnen auch für die wissenschaftliche Ausbeutung einen Wert, wenn dabei die publizistische Tendenz gebührend in Anschlag gebracht wird.

In dem hier anzuzeigenden Aufsatz über das Papsttum tritt der politische Zweck weniger offenkundig hervor. Es wird die Entwicklung der „römischen Frage“ bis zur Besetzung Roms

Digitized by Google

verfolgt, wobei namentlich betont wird, daß die Piemontesen damals bereit gewesen seien, den Leoninischen Stadtteil dem Papst zu überlassen. L. erörtert sodann den völkerrechtlichen Charakter des Garantiegesetzes. Eine internationale Garantie durch die katholischen Mächte haben die Italiener abzuwehren verstanden. Wieviel reizbarer war doch schon das Nationalgefühl geworden seit den Tagen, da Humboldt den deutschen Bund unter ausländische Garantie stellen wollte! Eine Übersicht über die Vorschläge zur besseren Sicherung des Papsttums, die in der Literatur seit 1870 auftauchen, beschließt die Abhandlung.

Berlin-Lichterfelde. Eduard Wilh. Mayer.

156.

Neubauer, Theodor Th., Zur Geschichte der mittelalterlichen Stadt Erfurt. (Sonderabdruck aus Heft XXXV der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt.) Gr. 8°. 95 S. Erfurt, A. Stenger, 1914.

Der vorliegende Sonderabdruck enthält nur einen kleinen Teil einer umfangreichen Arbeit über das mittelalterliche Erfurt. Nach dem Studium dieses Teiles muß man auf das lebhafteste bedauern, daß die ganze, nach den vorliegenden Kapiteln als sehr wertvoll anzusprechende Arbeit zerrissen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wird.

Von der Abhängigkeit Erfurts von Mainz ausgehend, zeichnet N. die Entwicklung der Stadt zur Selbständigkeit, mit der eine kräftige Ausdehnungspolitik und tüchtiger Ausbau des gewonnenen Gebietes Hand in Hand gehen, was wieder auf die Entwicklung des städtischen Gemeinwesens stark zurückwirkt. Eine Schilderung der städtischen Zustände beschließt das 1. Kapitel. Den Grund für den Aufschwung sieht N. in der Geldkraft der Stadt und in einer durch sie ermöglichten bedeutenden militärischen Kraftentfaltung, die im einzelnen dargelegt wird (2. Kapitel). Daß trotzdem Erfurt seine bedeutende Stellung verlor, sucht N. mit Recht in der aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen erwachsenden Zwietracht der Bürgerschaft, die sich im Anfang des 16. Jahrhunderts in Revolutionen Luft macht, ohne zu einem Ausgleich und damit zu einem Wiedererstarken der städtischen Leistungsfähigkeit zu führen (3. Kapitel). Angefügt sind eine Reihe noch nicht veröffentlichter Urkunden, die wichtige Einzelzüge für die Geschichte der behandelten Zeit liefern.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

157.

Baltische Studien, hrsg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge, Bd. XVIII. Lex.-8°. XIII u. 182 S. Stettin, Léon Saunier, 1914. M. 6.—.

Den gehaltvollen, von Archivar Dr. Grotefend in Stettin

Digitized by Google

redigierten Band eröffnet eine von Friederichsen (Greifswald) angeregte Arbeit von Hans Kröcher: „Stettin, ein Beitrag zur modernen Stadtgeographie." (S. 1—55.) Nachdem topographische und geologische Fragen erörtert sind, wird die räumliche Entwicklung des Stadtbildes verfolgt. Unter dem Schutz des slawischen Burgwalls entstand eine slawische Siedelung, die vielleicht nachher z. T. durch die deutsche über siedelt worden ist. Von der Mitte des 13. bis ins 19. Jahrhundert hinein ist das Stadtgebiet im wesentlichen unverändert geblieben. In der Schwedenzeit (1631—1720), vor allem durch Gustav Adolf, wurde der mittelalterlichen Befestigung, die man bestehen ließ, ein neuer Befestigungsgürtel mit 9 Bastionen vorgelegt. 1677, bei der Belagerung durch den Großen Kurfürsten, ist das mittelalterliche Stettin zum großen Teil in Trümmer gesunken. Friedrich Wilhelm I. ließ den mittelalterlichen Stadtgraben zuwerfen und die 3 Forts Wilhelm, Leopold, Preußen erbauen. 1873 setzte die Entfestigung der Stadt ein. Es wird dann der Versuch gemacht, auf Grund einer 25-Minuten-Isochrone eine Verkehrsgrenze als natürliche Stadtgrenze festzulegen. Mit Erörterungen über Wachstum (1519: ca. 4- bis 5000 Ew.; 1720: ca. 6000 Ew.; 1803: ca. 13000 Ew.) und Sterblichkeit, über die räumliche Verteilung der Bewohner, Citybildung schließt die inhaltreiche Arbeit, der ein Literatur- und Kartenverzeichnis und mehrere Karten und Pläne beigegeben sind.

Martin Wehrmann verfolgt die „Beziehungen pommerscher Fürsten zu Florenz". (S. 57—81.) Sie sind zwar nur „geringfügig und äußerlich", bieten aber doch manches kulturell Interessante. Von 1498 (Bogislaw X.) bis 1609/10 (Ulrich) lassen sich Beziehungen nachweisen. Johann Friedrich sendet 1578 an den Großherzog Franz „crucem et globulos aliquos succini" und erbittet sich dafür als Gegengabe eins von den equi generosi, wie sie in Italien gezüchtet würden. Aus dem Tagebuch über die Reise von Philipp Julius von Pommern-Wolgast wird der Abschnitt mitgeteilt, der den Aufenthalt in Florenz (19.—27. Juni 1603) behandelt (S. 74—79): er gibt unterhaltende Schilderungen von Bauten, Kunstschätzen, Festlichkeiten usw.; „den 25. sein wir", so schreibt der Verfasser, Dr. Friedrich Groschow, der Präzeptor des 19jährigen Prinzen, „in das Pordello gangen, welches in die 20 Straßen und über 200 Häuser in sich begreift, an welchem Orte auch auf der Gassen schreckliche Gräuel zu sehen; muß dem Granduca einen großen Tribut geben". (S. 78.)

Von Franz Weber werden die „Annalen des Henricus Reineccius" veröffentlicht. (S. 83—115.) R. war seit 1658 Sacellanus und von 1681 an Pastor an der St. Peter- und Paulkirche in Stettin. Die fortlaufende Berichterstattung umfaßt die Jahre 1647—1671, wo die Annalen leider plötzlich abbrechen. Den Inhalt bilden im wesentlichen Schilderungen von Blitz- und Wasserschäden, Feuersbrünsten, Mißwachs, Teurung, Pestilenz usw.

Digitized by Google

„Über die politischen Zustände und die Verhältnisse in Kirche und Schule hören wir leider nicht allzuviel." Der Aufbruch von Karl Gustav nach Polen (1655), der Feldzug gegen Dänemark und der Friede von Roeskilde (1658), der Einfall der Kaiserlichen in Pommern (1659), der Tod von Karl Gustav (1660), die Huldigung von 1663, das Vorgehen gegen die Prediger in der Mark Brandenburg (1665) werden erwähnt.

Die letzte Abhandlung, von Martin Wehrmann: „Bischof Marinus von Kammin (1479—1482). Ein Italiener auf dem Kamminer Bischofsstuhle" (S. 117—160) behandelt zunächst den Streit um das Kamminer Bistum von 1468—1479. Das bisher nur teilweise bekannte Schreiben vom 20. 1. 1479, in dem Marinus den Herzog Bogislaw X. von seiner Ernennung zum Bischof von Kammin durch Sixtus IV. benachrichtigt, wird mitgeteilt (S. 126—128). Der 2. Abschnitt schildert die Persönlichkeit und die Schicksale des M. bis zum Jahre 1479: der als Kollektor des Türkenzehnten berüchtigte Italiener, „de ghyrmage des dudeschen sulvers und goldes", war als Humanist und Gelehrter nicht unbedeutend. Im 3. Abschnitt wird die Tätigkeit des M. im Kamminer Bistum verfolgt. Bogislaw X., der auf Begründung einer Landeskirche hinarbeitet, bringt die Leitung der pommerschen Kirche wieder in Abhängigkeit vom Landesherrn. Streitigkeiten mit dem Domkapitel führen dazu, daß das Kapitel 1481 die vorläufige Absetzung des Bischofs ausspricht (Abschnitt 4). Der letzte Abschnitt hat zum Gegenstande den Aufenthalt des M. in Rom bis zu seinem Tode (Juli 1482). Die Beilagen 1—4 bringen Urkunden des M. (Mai-September 1480); auch eine Abbildung seines Siegels ist beigefügt.

Den Beschluß des Landes bilden der 76. Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde (1. Mai 1913 — 30. April 1914), der Bericht der Historischen Kommission für die Provinz Pommern über die Sitzung vom 9. März 1914, der Bericht von E. Walter über Altertümer und Ausgrabungen in Pommern im Jahre 1913 und der 20. Jahresbericht über die Tätigkeit der Kommission zur Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Pommern in der Zeit vom 1. Oktober 1913 bis zum 30. September 1914. Eine Reihe von guten Abbildungen ist beigegeben: ein Epitaph der Familie v. Wedel von 1615 aus Kremzow (Nr. 1) der Abendmahlskelch aus Groß-Poplow von 1506 (Nr. 2—5), ein Faksimile der Gründungsurkunde der Kirche in Batzwitz (Kreis Greifenberg) von 1440, 2 Abbildungen aus der Marienkirche in Greifenberg nach der Wiederherstellung.

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Zickermann.

Digitized by Google

158.

Mitteilungen aus der livländischen Geschichte. XXI. Band. 1. Heft. Mit 8 Tafeln u. 3 Abbildungen im Text. 8°. 99 S. Riga, Nicolai Kymmels Buchhandlung, 1911. M. 3.—.

Dieses Heft der von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga herausgegebenen „Mitteilungen" enthält drei Abhandlungen aus sehr verschiedenen Gebieten. Die erste ist ein Bericht über Gräberfunde bei Wenden (Livland) von Dr. Ernst Kiwull. Die Altsachen, unter denen sich interessante Gewandreste finden, stammen aus der Wende des 10. und 11. Jahrhunderts. Die sie an sich trugen, waren wahrscheinlich Letten und Lettinnen. Denn es ist anzunehmen, daß an der Fundstelle damals Letten wohnten. Der zweite Aufsatz: „Der Streit zwischen dem Erzbischof Wilhelm und dem Rigaischen Domkapitel wegen der erledigten Propstei 1561" von Harald Lange führt uns in jene Kämpfe ein, die die Abtrennung des alten Livland vom Deutschen Reiche zur Folge hatten. Ein Hohenzoller, der Bruder des Herzogs Albrecht von Preußen, Erzbischof Wilhelm von Riga, hat in dieser unglücklichen Zeit eine keineswegs rühmliche Rolle gespielt. Sein Ziel, Livland oder wenigstens das Erzstift Riga zu einem Herzogtum zu machen in Anlehnung an Polen, verleitete den heftigen, unüberlegten Prinzen zu gewagten Unternehmungen, die ihm selbst und Livland Verderben brachten. Hauptsächlich infolge solcher inneren Zwistigkeiten, wie sie der Erzbischof mit seinem Kapitel begann, konnte das Land sich gegen die andringenden Russen nur mangelhaft verteidigen. Es zerfiel und kam zerstückelt an Polen, Schweden und Dänemark. Im dritten Aufsatz: „Der Stadtplan als geschichtliche Urkunde", von Dr. Wilhelm Neumann, werden die Pläne mehrerer livländischen Städte darauf hin untersucht, ob die ältesten Teile der Anlage noch von den späteren zu unterscheiden seien, und welches die Gründe waren, die die bestimmte Form des Planes zuwege brachten. Wir sehen, daß die Altertums-Gesellschaft in Riga, unbeirrt durch die politischen Kämpfe, ihr Ziel, die wissenschaftliche Erforschung des alten Deutsch-Ordenslandes, im Auge behielt.

Frankfurt a. M., z. Z. Mitau. J. Girgensohn.

159.

Blok, P. J., Geschichte der Niederlande, verdeutscht von O. G. Houtrouw. V. Bd. Bis 1702. (Allgem. Staatengeschichte, herausg. v. K. Lamprecht, I. Abt., 33. Werk). 8°. 501 S. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1912. M. 14.—.

Der vorliegende Band umfaßt die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Zeit, in der die Niederlande den Höhepunkt ihrer politischen und wirtschaftlichen Blüte erreicht haben, in der sich aber zugleich der spätere Rückgang vorbereitet. Im Innern

Digitized by Google

kämpfen eine kaufmännische Aristokratie und das oranische Erbstatthaltertum miteinander um den entscheidenden Einfluß. Zunächst behält die erstere die Oberhand und erlebt unter dem ausgezeichneten Staatsmann Johann de Witt ihre Glanzzeit. Nach außen hin führen die Versuche der Engländer, den niederländischen Seehandel aus seiner herrschenden Stellung zu verdrängen und das Dominium maris zu erwerben (die Navigationsakte!) zu den beiden englischen Kriegen, deren Abschluß den Niederländern, dank den glänzenden Fähigkeiten ihrer Admirale Tromp und de Ruyter, noch einmal einen vollen Erfolg bringt. Im ersten Kriege mit Frankreich gelangt nach dem Sturze de Witts und seiner Partei der oranische Prinz Wilhelm III. an die Spitze. Indem dieser 1688 mit der Statthalterwürde die englische Krone vereinigt, entsteht eine auf den vereinigten Kräften zweier protestantischen, Handel und Seefahrt beherrschenden, Nationen beruhende Macht, die den Kampf mit der alles überragenden Macht des katholischen Frankreich aufnimmt und Europa vor der Unterwerfung unter den Willen Ludwigs XIV. bewahrt. Für die Niederlande im besonderen wird freilich dadurch ein Verhältnis geschaffen, das sie später in das Schlepptau der englischen Politik bringt.

Die Zeit de Witts behandelt das 7. Buch, die Zeit Wilhelms III. das 8. Buch des ganzen Werkes.

Zweimal im Laufe der Erzählung macht der Verf. halt, um in glänzend geschriebenen kulturgeschichtlichen Kapiteln (Buch 7, Kap. 4; Buch 8, Kap. 5) das Zuständliche des betreffenden Zeitabschnittes dem Leser vor Augen zu führen.

Auch dieser Band reiht sich würdig an seine Vorgänger.

Oldenburg. Dietrich Kohl.

160.

Dukmeyer, Dr. Friedrich, Die Deutschen in Rußland. (Zeitspiegel, hrsg. von H. Mühlbrecht, Heft 10.) 8°. 104 S. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht, 1916. M. 2.—.

Nach dem beigelegten buchhändlerischen „Waschzettel" kennt der Verfasser „die von ihm der Betrachtung unterzogenen Gegenstände aus eigener Anschauung und hat auch die Literatur in vieljährigen Studien durchforscht und verwendet". Leider merkt man in seiner Abhandlung von letzterem wenig, von ersterem gar nichts. Ganz lehrreich sind die Proben aus russischen Schriftstellern, die in ihren literarischen Werken deutsche Personen auftreten lassen. Auch die recht zufällige Zusammenstellung aus russischen Kriegsschriften der jüngsten Zeit ist nicht ohne Interesse, wenn sie auch nichts Neues bietet. Die eigentlich geschichtlichen Abschnitte 1—4 dagegen sind aus einigen höchst anfechtbaren größeren Werken ohne eine Spur von Kritik zusammengeschrieben und verraten stellenweise eine völlige Un-

Digitized by Google

kenntnis russischer Verhältnisse. Den Abschnitt über die Balten kann man kaum anders als ein Pamphlet gegen das Deutschtum der Ostseeprovinzen bezeichnen. Es genügt, D.s Methode zu kennzeichnen, wenn man liest, wie er einzelne Sätze aus den Schriften Julius von Eckhardts, Schirrens und Seraphims herausnimmt, um ausgerechnet diese baltischen Patrioten als Kronzeugen für die Rückständigkeit und Selbstsucht des Adels und der Geistlichkeit in den Ostseeprovinzen zu benutzen. Für die Zwangslage der kleinen deutschen Schar, den Abstand gegenüber Letten und Esten scharf zu wahren, wenn man nicht in ihnen untergehen wollte, hat er kein Verständnis. Die staunensreiche Kulturarbeit, die trotzdem an diesen Völkern von den Deutschen geleistet worden ist, kennt er nicht oder — will er nicht kennen. Denn in anderem Zusammenhang redet er doch plötzlich von der „in deutsch-lutherischem Geist geleiteten vortrefflichen lettischen Volksschule". Es hieße, eine neue Schrift schreiben, wenn man all die schiefen Urteile über das Baltikum richtig stellen wollte. Auf den Abschnitt über die Kolonisten einzugehen verlohnt sich nicht, da seine zahlreichen Unrichtigkeiten nicht dem Verfasser, sondern dem von ihm ausgeschriebenen Werk von Hantzsch (Die deutsche Auswanderung, in Helmolts Weltgeschichte IX) zur Last fallen.

Die Schrift Dukmeyers ist also so gut wie wertlos. Wenn ich ihr an dieser Stelle einige Worte widmete, so geschah es nur, um vor ihr zu warnen. Denn aus solchen Broschüren entstehen gar zu leicht allgemeine Urteile.

Berlin-Dahlem. Gerhard Bonwetsch.

161.

Keßler, O., Die Ukraine. Beiträge zur Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft. 8°. 63 S. München, J. F. Lehmann, 1916. M. 1.20.

Über die Ukraine besitzen wir schon seit 1914 eine grundlegende Arbeit von dem Lemberger Geographen Stefan Rudnyckyj. K. vermag infolgedessen uns nichts Neues zu sagen, doch ist seine Arbeit wegen der Sachlichkeit, mit welcher der Stoff bearbeitet ist, durchaus zu begrüßen. In mancher Hinsicht ist K. ausführlicher als Rudnyckyj, und das ist besonders in Rücksicht auf die große allgemeine Unkenntnis über die Ukraine und das ukrainische Volk gewiß ein Vorteil zu nennen. Hervorheben möchte ich in dieser Beziehung vor allem die Kapitel über die Kirche, über die Kultur der Ukraine, über die Fremdvölker und die deutschen Kolonisten in der Ukraine. Recht ausführlich werden auch Handel, Industrie und Volkswirtschaft behandelt; zahlreiche statistische Angaben werden gegeben. Dem Buch ist eine übersichtliche Karte beigegeben.

Berlin-Schmargendorf, z. Z. im Feld. P. Ostwald.

Digitized by Google

162.

Roth, Dr. Karl, Geschichte Albaniens. 8°. 144 S. Leipzig, Bruno Volger, 1914. Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Der Verfasser, der schon in der Göschensammlung eine Geschichte von Byzanz und eine Geschichte der christlichen Balkanstaaten veröffentlicht hat, legt hier eine Geschichte „Albaniens" vor. Es ist wichtig, hier darauf hinzuweisen, daß in der Tat der größte Teil des Werkchens nur von Albanien, nicht aber von den Albanern handelt, denn nach einer kurzen Einleitung (S. 3—9), wo einiges über das Volk gesagt ist, folgt eine verhältnismäßig ausführliche Darstellung der Kämpfe der Byzantiner, Bulgaren, Serben, Venedigs, der Anjous usw. um das Land, wobei die Albaner nur sporadisch erwähnt werden. Man rauft sich um ihr Land, sie selbst spielen mehr eine leidende Rolle. Erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, seit dem Auftreten Karl Topias, erscheint das albanische Volk selbst handelnd auf der Bildfläche, erreicht unter Georg Kastriota im 15. Jahrhundert den Höhepunkt seines Heldenzeitalters und wird vom Verf. in seinen Geschicken bis zur Einsetzung des Fürsten Wilhelm von Wied begleitet.

Das Büchlein hat gewiß sein Verdienst und wird zur ersten Einführung gute Dienste leisten können. Dennoch glaube ich einige prinzipielle Bemerkungen für eine etwaige zweite Auflage machen zu sollen:

1. Will der Verf. ganz populär sein, dann lasse er die Literaturangaben ganz weg. Will er aber Literatur angeben, dann müßte eine systematische kleine Auswahl getroffen werden mit vollen Titeln, Verlag usw. Vereinzelte Zitate wie „Sathas IV", „Barozzi u. Berchet", Legrand u. a., ohne nähere Angaben, haben keinen Zweck. Auch Nennung von byzantinischen Chronisten ohne nähere Bezeichnung ihres Werkes, ihrer Person und Zeit ist wenig angebracht, vielleicht die Nennung überhaupt.

2. Stilistisch und in bezug auf Druckfehler könnte einiges gebessert werden.

3. Vereinzelte chronologische Verstöße oder Unklarheiten wären zu beseitigen. So S. 31 Boemund-Kreuzzug. S. 116—118 wäre umzuarbeiten, da dem Uneingeweihten eine falsche Vorstellung von der Aufeinanderfolge der Dinge beigebracht wird.

4. Konstantinopel war 1406 noch nicht türkisch (S. 83). S. 117. Die Russen drangen damals noch nicht in die Krim ein.

5. Wichtiger als die vorgenannten Einzelheiten erscheint mir folgendes: Die Zeiten der oben erwähnten Kämpfe fremder Herren um Albanien sind so verwirrt, daß aus der bloßen Schilderung in Worten niemand sich ein Bild machen kann. Soll der Leser einen Gewinn haben, dann wäre notwendig, daß einige genealogische Tabellen und Regentenreihen, ein Sach- u. Namenverzeichnis, sowie eine oder zwei Karten beigegeben würden,

Digitized by Google

auf denen die vielen im Text genannten, den meisten Lesern unbekannten Orte verzeichnet und die territorialen Verhältnisse für einige wichtigere Epochenjahre fixiert würden. Denn nur so läßt sich bei den kaleidoskopartigen Verschiebungen der Herrschaftsbereiche überhaupt ein faßbares Bild gewinnen.

6. Endlich möchte ich anregen, daß ein größeres Kapitel über die völkischen Verhältnisse, Sprache, Sitten, Gebräuche usw. eingeschoben werde. Man sollte doch z. B. etwas vom albanischen Clan (fis), von Blutrache und Friedensschluß (Beza), von den wirtschaftlichen Dingen, der Übermacht der Clanhäuptlinge u. a. hören, alles Dinge, die zum Verständnis der albanischen Geschichte durchaus notwendig sind. Auch die Ausbreitung des Volkes seit dem 14. Jahrhundert nach Jahrhunderten der Passivität, seine merkwürdige Rolle innerhalb des Osmanischen Staates, dem es 36 Großwesire, über 100 Janitscharenagas geliefert hat [1]), wäre wohl ausführlicher zu fassen. Wenn Bedenken gegen eine Vergrößerung des Umfanges vorliegen, so würde eine Kürzung des eingangs gekennzeichneten Abschnittes über die Kämpfe fremder Machthaber um Albanien vielleicht Raum dafür schaffen können.

Alle diese Wünsche sollen nur zeigen, wie ich mir das Ideal eines solchen Büchleins vorstelle; sie wollen nicht den Anschein erwecken, als ob die Arbeit abgelehnt würde. Nach einer Bemerkung in dem vom Verlage dem Buche beigelegten „Waschzettel" ist der Verf., der auch die Regierung des Fürsten Wilhelm „quellenmäßig darstellen" wollte, durch den Weltkrieg, „der auch ihn zu den Waffen rief", an der Ausführung dieses Planes gehindert worden. Vielleicht hat diese Tatsache auch auf das Werk, wie es vorliegt, schon eingewirkt. — Hoffen wir, daß der arbeitsfreudige Verf. nach glücklicher Rückkehr aus dem Kriege uns eine, den obigen Ausführungen einigermaßen angenäherte Neubearbeitung des Gegenstandes bietet. Wie freilich das letzte Kapitel, das statt der Regierung des Fürsten Wilhelm zu schreiben sein wird, aussehen wird, wer wollte das heute schon sagen?

Teschen. Moritz v. Landwehr.

163.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen hrsg. v. J. W. Nagl, Jakob Zeidler u. Eduard Castle. 2. Bd. 1. Abt. 1750—1848. Mit 1 farb. Tafel, 17 Beilagen u. 142 Abb. im Text. Gr. 8°. XVI u. 1117 S. Wien, C. Fromme, 1914. M. 24.—, geb. in Lwd. M. 27.50.

Der vorliegende 2. Band der bekannten Literaturgeschichte muß mit großer Genugtuung begrüßt werden. Vieles, was er

[1]) A. Wirth, Der Balkan, Stuttg.-Berl., Leipz., Union 1914. S. 249.

Digitized by Google

uns bietet, ist bisher ganz unbekannt gewesen. Ein reicher Born von Erkenntnis sprudelt aus dem mit Bienenfleiß von den Herausgebern und ihren Mitarbeitern zusammengetragenen stattlichen Buche.

Der Plan des Werkes mußte zufolge des zuströmenden Stoffes etwas geändert werden. Es bestand ursprünglich die Absicht, die Darstellung bis zur Gegenwart zu führen. Deshalb wurden einzelne Teile bis zur jüngsten Zeit geführt, während die Hauptdarstellung doch mit 1848 abgebrochen wurde. Auch mußte über Galizien und die Bukowina, deren Bearbeitung erst verspätet dem Referenten übertragen worden ist, der Nachtrag über den früheren Zeitraum gebracht werden, da der 1. Band darüber Ungenügendes oder gar nichts gebracht hatte.

Den Inhalt des vorliegenden Bandes leitet ein Abschnitt „Alt-Österreich" ein, der das Jahrhundert 1750—1848 in allgemeinen Strichen schildert. Es folgt die Darstellung der Volksdichtung und der Volkssitten in diesem Zeitraum, sowie das Zeitalter der josephinischen Aufklärung; der Ausgang des Josephinismus und der Übergang in die vormärzliche Literaturblüte; vormärzliche Literaturblüte und Übergang in die neuere Zeit; die Zeit Grillparzers. In den einzelnen Abschnitten wird nicht nur die allgemeine österreichische Entwicklung überaus ausführlich geschildert, sondern es werden auch die besonderen Verhältnisse in den einzelnen Ländern eingehend berücksichtigt. In der Darstellung über Galizien und die Bukowina wird bis auf das 13. Jahrhundert zurückgegriffen und gezeigt, daß mit den deutschen Ansiedlern auch das deutsche Schrifttum, deutsche Sitten, Bräuche, Volkslieder, Oster- und Weihnachtsspiele, Theater usw. in diese Länder gekommen sind. Eine überaus wertvolle Beigabe sind die zahlreichen Bilder und Nachbildungen.

Die Bedeutung dieser Literaturgeschichte für den Historiker ist um so größer, als auf die geschichtlichen Verhältnisse und ihre Beziehungen zum Schrifttum stets entsprechende Rücksicht genommen wird.

Dem 3. Bande, dessen Bearbeitung schon in Angriff genommen ist, darf man mit Spannung entgegensehen.

Graz in Steiermark. R. F. Kaindl.

164.

v. Klocke, Friedrich, Das westfälische Geschlecht v. Klocke. Eine genealogische Studie zur Geschichte des Patriziats und Landadels von Soest und der Börde. Mit 3 Kunstbeil. u. 1 Abb. im Text. 4°. VIII u. 184 S. Görlitz, Kommissionsverlag von C. A. Starke, 1915. M. 10.—.

Das vorliegende Buch ist eine sehr anerkennenswerte, tüchtige Arbeit. Wie schon sein Titel besagt, dient es einer doppelten Aufgabe. Es ist einmal eine Familiengeschichte. Daneben ist

Digitized by Google

es aber durch die besondere Beachtung und Schilderung des sozialen Hintergrundes auch eine ständegeschichtliche Studie, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Patriziates und Landadels. (Vgl. Vorwort S. V u. VI.)

Der familiengeschichtliche Gesichtspunkt ergab die Einteilung. Im Kapitel I bespricht der Verf. das Ziel der Untersuchung und die Vorbedingung für ihre Durchführung. In einem entsprechenden Abschnitte (Kapitel V) faßt er die gewonnenen „Ergebnisse" kurz zusammen. Die Kapitel II bis IV bringen die Hauptteile: II „Name und Wappen", III „Die geschichtliche Entwicklung", IV „Die genealogischen Beziehungen" des behandelten Geschlechts. Der Name Klocke ist zweifellos von der Bezeichnung „der Kluge" abgeleitet. Das Wappen indessen, dessen Entwicklung sich in seinen einzelnen Stufen genau verfolgen läßt, ist ein sogenanntes „redendes", das nach dem Wortklang des Namen gebildet wurde und daher im Schilde 3 Glocken zeigt. Das Geschlecht Klocke erscheint urkundlich 1273 in Soest und gehörte dem Patriziat dieser ehemals bedeutenden Hansestadt Westfalens und dem späteren Stadt- und Landadel der Gegend bis auf die neueste Zeit an. Die Geschichte des Geschlechts ist durchaus von der Entwicklung des übergeordneten Standes bestimmt. Bis zum Ende des 16. Jhrh. sieht man es in ausgesprochen „patrizischer" Stellung. Die Mitglieder wirkten tätig, im privaten Leben meist als hansische Kaufleute, im öffentlichen als Ratsherrn und Richter in ihrer Vaterstadt. Später, als die Stadt und ihr Handel die alte Bedeutung verloren, saßen die Klocke nunmehr als zurückgezogene „Erbgesessene" in mäßigem Rentengenuß auf ihren städtischen Höfen, bis sie mit dem Beginn des 18. Jh. ganz auf ein schon vorher erworbenes Landgut in der Soester Börde übersiedelten und damit in den Landadel der Gegend eintraten. Von diesem Hauptstamm in der Heimat hatte sich vorher, im Beginne des 16. Jh., eine Baltische Linie abgezweigt, deren Begründer durch den Handel nach Riga kam und deren weitere Mitglieder sich bis in das Ende des 17. Jh. im Rigaer Patriziat nachweisen lassen. Etwas später, im 17. Jh., bildete sich durch die Aufnahme wissenschaftlicher Berufe seitens einiger Familienmitglieder des Soester Stammes ein kleiner Gelehrtenkreis in Speyer und Braunschweig, dessen bedeutendste Persönlichkeit der in der Geschichte der Nationalökonomie nicht unbekannte Kanzler Dr. Kaspar Klock, einer der Begründer der Finanzwissenschaft, war. Wird alles dies, die eigentliche Familiengeschichte, im III. Kapitel geschildert, so gibt das IV. des näheren die verwandtschaftlichen Beziehungen nach den verschiedenen Richtungen an, in der Stammtafel, den Ahnentafeln und der Nachfahrenliste (der Übersicht über die ermittelten gesamten Nachkommen in weiblicher Linie). Die genealogischen Beziehungen zu andern Geschlechtern erstrecken sich auf die dem Geschlechte ständisch verwandten Kreise, vor allem auf das Patriziat und den

Digitized by Google

Landadel. Eine Unmenge von Geschlechtern, insbesondere Westfalens und Niedersachsens, aber auch anderer Gegenden ist hier in genealogischen Verbindungen dargestellt.

Die ständegeschichtliche Seite der Studie kommt besonders in den allgemeinen Ausführungen zum Ausdrucke, die den einzelnen Abschnitten des III. Kapitels vorausgeschickt sind. Sie wird aber auch sonst überall betont, wie z. B. in den zusammenfassenden Ausführungen am Schluß der Unterabschnitte des IV. oder am Ende des V. Kapitels. Im III. Kapitel auf S. 17 bis 21 ist in kurzen Zügen ein Umriß vom Soester Patriziat bis zum Ausgang des 16. Jh. entworfen und auf S. 35 bis 39 das Wesen des späteren, ausgesprochenen Stadt- und Landadels von Soest und der Börde geschildert. Das Soester Patriziat war ein sozial und politisch geschlossener Kreis, ein besonderer Stand, der sich von der übrigen Bürgerschaft der Stadt abhob, nach seiner Herkunft wie seiner Stellung dem Landadel und dem Sälzeradel der Umgebung entsprach und mit diesen Kreisen durch zahlreiche Verschwägerungen und wechselseitigen Austausch von Angehörigen verbunden war. Mit dem Ende des 15. Jh. bildete sich bei veränderten Zeitverhältnissen das Patriziat unter Aufgabe mancher der alten Wesenszüge zu einem ausgesprochenen Stadtadel um, der in Muße auf seinen Besitzungen lebte und allmählich ganz mit dem Landadel verschmolz. Dies geschah unter den hier vorliegenden, besonderen Verfassungsverhältnissen derart, daß dem Stadt- und Landadel von Soest und der Börde in dieser Verbindung durch Königl. Urkunde im Jahre 1800 eine eigene ritterschaftliche Uniform verliehen wurde.

Durch die Verbindung der Familiengeschichte mit der Ständegeschichte hat der Verf. der Arbeit nach beiden Richtungen hin einen bedeutenden Wert gegeben. In der Darstellung hat er überall die wesentlichen Züge besonders herausgearbeitet und gezeigt nicht nur, wie es gewesen, sondern auch, wie es geworden ist. Seine Ausführungen sind überall quellenmäßig belegt. Das VI. Kapitel bringt als „Anhang" die „Quellenangaben und Anmerkungen", die auf S. 122 bis 158 in 312 Anmerkungen die benutzten Archivalien und Bücher nennen und manche weiteren Einzelheiten und Ausblicke bringen. Ein 26 S. umfassendes Inhaltsverzeichnis, das den Beschluß macht, weist u. a. annähernd 2000 verschiedene Personen und Geschlechter usw. nach.

Der Verf., der ersichtlich mit großer Liebe zur Sache und außerordentlichem Fleiß gearbeitet hat, hat durch sein Werk die familiengeschichtliche und landesgeschichtliche Literatur nach alledem um ein wesentliches Stück bereichert. — Die Ausstattung ist des bekannten familiengeschichtlichen Verlages Starke würdig.

Bln.-Lichterfelde. Stephan Kekule v. Stradonitz.

Digitized by Google

165.

Piper, Otto, Abriß der Burgenkunde. 3. Aufl. (Sammlung Göschen, Bd. 119.). Kl. 8°. 126 S. m. 32 Abb. Berlin u. Leipzig, Göschen, 1914. M. 0.90.

Ein ausgezeichnetes Büchlein, das nicht genug jedem Freunde deutscher Vergangenheit zur allgemeinen Orientierung empfohlen werden kann!

Bekanntlich hatte Piper ein großes Werk über die Burgenkunde im Jahre 1895 zu München veröffentlicht. Die 3. Auflage, auf 827 Seiten angewachsen, erschien bereits im Jahre 1911. Der vorliegende Göschenband ist im wesentlichen ein Auszug aus dem Bande von 1911. Die einzige Ausstellung, die ich zu machen hätte, betrifft die nicht ausreichende Berücksichtigung der ostelbischen Lande. Wenn Piper auf S. 12 seines großen Werkes sagt, er glaube „die amtlichen Inventarien ziemlich vollständig berücksichtigt zu haben", nämlich Bergau und die „Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg", so ist das doch wohl nicht ganz zutreffend. In der Tat sind ja wohl Schlösser wie Plaue und Löcknitz in dem großen Register genannt. Doch eine beträchtliche Zahl von märkischen Burgen fehlt. So sei die Aufmerksamkeit des Verf. auf die Burgen der Bischöfe von Havelberg, Plattenburg und Wittstock, gelenkt, auf die malerische Ruine Greifenberg bei Güntersberg (Kreis Angermünde), endlich auf den Ursitz der Wedel, die Ruine Neu-Wedel (im Kreise Arnswalde). Und könnte nicht zuletzt unser alter Juliusturm in Spandau mit berücksichtigt werden? Vielleicht ließen sich in der 4. Auflage diese Lücken ausfüllen, und dies wäre umsomehr erwünscht, als das Büchlein wohl verdient, als praktischer Leitfaden z. B. den Jugendwehren in die Hand gegeben zu werden. Aber wenn dann Berliner Jungen bei ihren Ausflügen auf eine märkische Ruine stoßen, da möchten sie natürlich auch das eine oder andere dieser heimatlichen Baudenkmäler zum mindesten erwähnt finden. — Störend fiel mir hin und wieder der Gebrauch der Worte: „letzterer, derselbe, dieselbe" auf (z. B. S. 23), ferner eine lateinische Konstruktion Seite 51 unten. Doch das sind alles nur Kleinigkeiten, die dem Gesamtwerk nicht den geringsten Abbruch tun.

Eine wahre Herzensfreude war es für mich, im Schlußkapitel zu lesen, was der Verf. über die Wiederherstellung der Burgen schreibt. Wenn Otto Hintze in seinem großen Buch „Die Hohenzollern und ihr Werk" einmal von der Stammburg der Hohenzollern gesagt hat, daß Friedrich Wilhelm IV. sie mit großer Pracht, aber leider ohne Rücksicht auf die Erhaltung der alten baulichen Anlagen neu aufgebaut habe, so gilt dieses Urteil auch für die Restaurationen der neuesten Zeit. Nach dem Kriege wird das ja wohl hoffentlich aufhören, und zwar aus Mangel an Mitteln.

Berlin-Wilmersdorf. Willy Spatz.

Digitized by Google

166.

Sieveking, Heinrich, Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Grundriß der Geschichtswissenschaft zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, hergg. von Aloys Meister. Reihe II. Abt. 2.) 2. verbesserte Auflage. Lex. 8°. 104 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1915. M. 2.80.

Der große Aufschwung der wirtschaftshistorischen Forschung in den letzten Jahrzehnten hat lange das Fehlen jeder die wichtigsten Ergebnisse übersichtlich zusammenfassenden Darstellung vermissen lassen. Denn das große Werk des berühmten Wiener Nationalökonomen von Inama-Sternegg über Deutsche Wirtschaftsgeschichte geht, obgleich vier starke Bände umfassend, nur bis zum Ausgange des Mittelalters; Sombarts Deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und ebenso die kurzen Überblicke, in denen Pohle und Neuhaus dasselbe Thema in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ und in der Köselschen behandeln, kommen, von anderen Ursachen abgesehen, für den, der sich auf dem erwähnten Gebiete schnell Belehrung verschaffen will, schon deshalb selten in Betracht, weil sie nur die letzte Periode des einschlägigen Zweiges der deutschen Kulturentwicklung behandeln.

Um so mehr verdient es Anerkennung, daß Aloys Meister in dem umfangreichen „Grundriß der Geschichtswissenschaft“, den er seit 1906 herausgibt, auch für zweckentsprechende Behandlung der Wirtschaftsgeschichte gesorgt hat. Er ließ in ihm dies Fach für das Mittelalter durch Rudolf Koetzschke, der sich besonders durch seine Ausgabe der Urbare der Abtei Werden und durch Studien über die ostdeutsche Kolonisation bei den Fachgenossen einen guten Namen erworben hat, für die Neuzeit durch den Züricher Professor Heinrich Sieveking darstellen, den Verfasser einer Reihe vorzüglicher Schriften auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte und der praktischen Nationalökonomie. Beide haben die ihnen gestellte Aufgabe trefflich gelöst, sie aber in sehr verschiedener Art begrenzt.

Koetzschke beschränkte sich auf die Schilderung der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens, Sieveking erstreckte die Darstellung auf sämtliche Kulturstaaten. In der Tat ist, wie er selbst hervorhebt, „die deutsche Wirtschaft“ der Neuzeit, obgleich „auf manchen Gebieten selbständig und führend, doch nur als ein Teil der europäischen Entwicklung zu verstehen“. „Nicht nur die Möglichkeiten der eigenen Organisation wurden von außen bestimmt, die Willens- und Gedankenrichtungen der modernen Führer der Wirtschaft selbst fanden bei den Fremden ihren Ursprung.“ Daher habe „die neuere Wirtschaftsgeschichte von den in der Handelsherrschaft sich ablösenden Völkern auszugehen“.

Digitized by Google

Indessen hat Sieveking seine Arbeit, welche alle wichtigeren Ergebnisse der neueren Forschungen in knapper, aber anziehender Form zusammenstellt und vielfach auch neues hinzufügt, nicht in erster Linie nach Ländern und auch nicht nach rein chronologischen Gesichtspunkten eingeteilt. Er ordnete seinen Stoff vielmehr nach den für die wirtschaftliche Organisation maßgebenden Ideen und Erscheinungen, indem er ihn in vier Abschnitten brachte: „I. Der Merkantilismus, II. Die Grundlagen der modernen Verkehrswirtschaft, III. Die Entfaltung des modernen Kapitalismus, IV. Sozialismus und Kapitalismus".

Diese Einteilung ist auch in der jetzt vorliegenden, 1915 erschienenen, 2. Auflage der Schrift beibehalten. Auch innerhalb der vier Abschnitte ist die Reihenfolge, in der die Ereignisse und Gedankenrichtungen mitgeteilt werden, und größten Teils auch der Wortlaut unverändert geblieben; in Einzelheiten aber hat der Verf. die Darstellung vielfach erweitert und verbessert. Die Arbeit ist jetzt von 91 auf 104 Seiten angewachsen und nicht nur durch die seit 1907 veröffentlichten fremden Forschungen, sondern auch durch mancherlei eigene neue Erkenntnisse Sievekings bereichert.

An Umfang und Tiefe zugenommen hat namentlich die Besprechung der Ideen und Maßnahmen des Schotten Law (S. 23—28), die in den letzten Jahren außer durch Spezialuntersuchungen von Strub und Prato, auch durch unseren Autor selbst aufgeklärt wurden. Mit Recht weist der Verf. auch S. 7 die arg übertreibenden Behauptungen Sombarts bezüglich des Anteils der Juden an dem Aufkommen der kapitalistischen Wirtschaftsweise zurück. Ebenso zeigt er kurz, aber überzeugend, daß die bei manchen Juden sich findende „Verbindung von Tatkraft und Rechenmäßigkeit", die einen Hauptcharakterzug der modernen großen Unternehmer bildet, nicht, wie Sombart behauptet, „durch den Übergang aus der Wüste in die naßkalten Regionen des Nordens" zu erklären ist. Mit Recht führt unser Autor das verhältnismäßig frühe Auftreten der für erfolgreiche wirtschaftliche Tätigkeit notwendigen Eigenschaften bei Juden auf den Umstand zurück, daß ihre „Energie" auf das Wirtschaftsleben beschränkt wurde, weil „die Zähigkeit, mit der sie an ihrem Glauben festhielten", „sie von dem politischen und sozialen Leben ihrer Umgebung" ausschloß (S. 7).

Sowohl zum vollen Verständnis des in England, Preußen und Österreich von den Herrschern ausgeübten Bauernschutzes wie in bezug auf die Lehre vom Anwachsen und Rückgang der Volkszahl, die auch die Aufmerksamkeit der Historiker in hohem Grade verdient, sind die S. 31 Note 1 gegebenen Nachweise für die Tatsache wichtig, daß schon im 17. und 18. Jahrhundert schlechte Lage des Bauernstandes bei diesem die „Neigung" minderte, „ein Geschlecht aufzuziehen, das dem gleichen traurigen Lose verfallen schien". Trefflich sind auch die S. 3 gegebenen

Digitized by Google

Ausführungen über die Bedeutung der Parteikämpfe in den italienischen Städten für die Entwicklung des Frühkapitalismus und die Zusammenfassung der Ergebnisse der Forschungen Karl Pribrams über die Wirtschaftspolitik Kaiser Josephs II., die in Bd. 36 S. 97—101 dieser Zeitschrift besprochen sind (S. 42). Im übrigen sei aus den Zusätzen der neuen Auflage hier nur noch auf die über die neueste englische Sozialpolitik verwiesen, „wie sie besonders Lloyd George vertreten hat". Diese, die „in ganz anderer Weise als die deutsche eine Abkehr von manchesterlicher Gewerbefreiheit und eine Wiederaufnahme der früheren Wirtschaftsorganisation bedeutet" (S. 100), sollte m. E. auch deshalb in Deutschland nicht unbeachtet bleiben, weil sie infolge der Besorgnis des jenseits des Kanals herrschenden beweglichen und unbeweglichen Kapitals vor ihrem Anwachsen stark zum Ausbruche des Weltkrieges beigetragen hat.

Ebenso interessant wie zeitgemäß sind auch die schon in der früheren Auflage sich findenden, jetzt aber bedeutend erweiterten Ausführungen über die wirtschaftlichen Wirkungen der neuzeitlichen Kriege (S. 61f.), unter denen der Verf. namentlich die zwischen Frankreich und England im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts geführten für „einen Haupthebel des modernen Kapitalismus" erklärt. Erwähnung verdienen ebenso die treffliche Charakteristik der Fideikommisse (S. 100) und der Nachweis (S. 46), daß Adam Smith nur irrtümlich Staatsfeindschaft vorgeworfen wird. Nicht weniger als die Wirtschaftshistoriker dürfte diejenigen, die sich mit der Geschichte der Philosophie oder mit der Geschichte der Patrioten in der Zeit der Befreiungskriege beschäftigen, die instruktive Besprechung der Ideen Fichtes (S. 48f.) interessieren, der für „Freiheit der Persönlichkeit und gleiches Recht der Staatsbürger auf Ausübung aller Berufe" eintrat, aber „übersah, daß die Bewegung der Bevölkerung, der verschiedene Ausfall der Ernten, die Wandlungen der Technik und, was Preußen 1806 unliebsam aus seinen Träumen aufschrecken sollte, der Wettkampf der Völker jede Stabilität der Wirtschaft ausschließen".

Besonders müssen endlich noch die jetzt ausführlicher als in der 1. Auflage gegebenen Schlußbetrachtungen über „Neuere Richtungen" in der Nationalökonomie hervorgehoben werden (S. 101—104). Denn wir finden in ihnen auch sehr beachtenswerte Ausführungen über die Methode wirtschaftsgeschichtlicher Forschung, denen Entsprechendes auch in anderen Zweigen der Geschichtswissenschaft gilt, z. B. den Hinweis darauf, daß „der Historiker, so wenig wie ohne theoretische Grundbegriffe, ohne ethische Orientierung weiter kommt" (S. 102). Ebenso wird es mit Recht als schwerwiegendster Fehler der „früheren" Nationalökonomen und Wirtschaftshistoriker bezeichnet, „daß sie über allgemeinen Begriffen die Persönlichkeit der Wirtschaftenden vernachlässigten". (ibid.)

Digitized by Google

Übrigens hätte unter denen, die „eine gerechtere Würdigung der Führer der Wirtschaft, der Unternehmer“ ermöglicht haben, neben Ehrenberg auch Julius Wolf genannt werden sollen. Ungern vermißt man die Arbeiten dieses Forschers, namentlich seine Schrift „Sozialismus und kapitalistische Wirtschaftsordnung“, auch S. 92 in der Literatur über Karl Marx, der m. E. mit der Bezeichnung „einer der ersten“ Wirtschaftshistoriker etwas überschätzt wird. (Vgl. über die Bedeutung des berühmten Agitators als historischen Forschers von Below in Jahrbb. d. Nationalök. 3. Folge, Bd. 43, S. 561—592.) Zu bedauern ist auch, daß Sieveking die Ausführungen von Vogel in der Festschr. f. Dietrich Schäfer (Jena 1915) nicht mehr benutzen konnte. Dieser hatte S. 269 (vgl. auch S. 307) als Kennzeichen „für die Harmlosigkeit, mit der man durch die Tradition geheiligte Zahlen oft hinnimmt“, angeführt, daß unser Autor in der 1. Auflage seiner Schrift die 1634 entstandene „Kalkulation eines Phantasten“ — als solche erwies sie Vogel — über Zahl und Transportkraft der holländischen Flotte „den arglosen Lesern allen Ernstes und ohne ein Wort der Kritik“ vorführte, „um Hollands Handelsgröße zu beweisen“. Jene, ungefähr siebenfach übertreibende Schätzung finden wir auch auf S. 7, 8 der neuen Auflage unter Zufügung einer ebenfalls viel zu hohen Angabe aus den 70er Jahren des 17. Jahrhunderts. Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß von Sievekings sonstiger Sorgfalt und Genauigkeit beim Zitieren S. 13 Note 1 u. S. 69 Note 2 Ausnahmen bilden. Jedenfalls wird aber durch solche Versehen der Wert der vorliegenden Arbeit in keiner Weise beeinträchtigt.

Der Herausgeber des Grundrisses bezeichnet als die Aufgaben, welche sämtliche Beiträge zu erfüllen haben: Sie sollen „Studierenden wie Lehrern zur Einführung, Wiederholung und Vertiefung des historischen Studiums dienen“, „zur Mitarbeit, zum Vergleichen und Beobachten anspornen“ und ein „Nachschlagewerk“ bilden. Zu allen diesen Zwecken sind die vorliegenden „Grundzüge“ Sievekings vorzüglich geeignet.

Berlin. Carl Koehne.

Digitized by Google

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

424. Sitzung. Freitag, den 15. Oktober 1915. Zuerst leitete Geheimrat Dr. Bailleu die Sitzung. Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder ein Mitglied durch den Tod verloren: am 29. August fiel Oberlehrer Dr. Bruno Hennig auf dem Felde der Ehre.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Oberlehrer Prof. Dr. Hermann Barge in Leipzig; Dr. Nikos A. Bees in Berlin-Wilmersdorf, Assistent an der Berliner Universität und Generalsekretär der Internationalen Byzantiologischen Gesellschaft; Oberlehrer Dr. Walter v. Hauff in Berlin-Steglitz; Prof. Dr. Herbert Koch, Dozent an der Nationaluniversität in Buenos Aires; Oberlehrer Prof. Dr. Moritz Landwehr v. Pragenau in Wien; Oberlehrer Dr. Friedrich Wilhelm Taube in Merseburg; Privatdozent Dr. Gustav Wolf in Freiburg i. B.

Geheimrat Dr. Bailleu übermittelte dem 1. Vorsitzenden, Geheimrat Prof. Dr. Schäfer, und dem 3. Vorsitzenden, Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch, die seit der letzten Zusammenkunft der Gesellschaft das 70. Lebensjahr vollendet haben, nochmals die herzlichsten Glückwünsche der Gesellschaft.

Im Verlaufe des geschäftlichen Teiles wurde u. a. mitgeteilt, daß die Buchhandlung W. Weber (Berlin W 8, Charlottenstr. 48) inzwischen die Bücherei unseres verstorbenen Vorsitzenden und Ehrenpräsidenten, Prof. Dr. Ferdinand Hirsch, erworben hat. Die Bibliothek enthält eine sehr große Zahl von Schriften usw. aus den Gebieten der brandenburgisch-preußischen und der byzantinischen Geschichte. Ein gedruckter Katalog wird erst nach dem Frieden erscheinen können. Ein handschriftlicher Katalog steht schon jetzt in der Buchhandlung zur Verfügung.

Den wissenschaftlichen Teil leitete Geheimrat Prof. Dr. Schäfer. Das Wort erhielt nunmehr Archivrat Dr. Ernst Müsebeck zu einem Vortrage über „Ernst Moritz Arndts Stellung in den politischen Strömungen nach 1815". Ausgehend von den staatlichen und sozialen Problemen der französischen Revolution, legte der Redner dar, daß Arndt trotz seiner scharfen Ablehnung des reinen, naiv-natürlichen Individualismus, des kosmopolitischen Gleichheitscharakters und des despotischen Universalismus, wie er in Napoleon sich offenbarte, doch die geistige und politische Bedeutung der Ideen von 1789 in ihrer Vertiefung durch den deutschen Idealismus und die preußische Reform nie verkannt hat, ja daß seine publizistische Tätigkeit von 1806/15 gerade darin ihr Ziel sieht, die Verbindung jener drei Bewegungen für Deutschland, eine demokratische Monarchie zu verwirklichen. Auch die Mißerfolge auf dem Wiener Kongreß und im zweiten Pariser Frieden änderten an dieser Haltung nichts. Das beweisen seine Aufsätze in der von ihm während der Übergangsjahre 1815/16 zu Köln herausgegebenen Zeitschrift „Der Wächter". Demokratie ist ihm

Digitized by Google

nicht gleichbedeutend mit der Herrschaft der Masse, sondern er kennzeichnet damit eine Staatsform, in der alle herrschen können, denen Gaben der Herrschaft gegeben sind. Eingeschränkt wird sie in ihrer für den Bestand des Staates gefährlichen Beweglichkeit durch eine oberste Spitze, den Monarchen, den sich der Wille des Volkes selbst gesetzt hat, der deshalb unverantwortlich ist. Trotz seiner Gegnerschaft gegen die unbeschränkte Souveränität der Einzelstaaten, in der er ein schweres Hindernis für die einheitliche Machtform Deutschlands erblickte, trat Arndt nicht etwa nach 1815 in erster Linie für die Weiterbildung einer einheitlichen Verfassung ein, sondern für die Herstellung landständischer Versammlungen in den Einzelstaaten, für den Schutz aller Individualitäten des Stammes und der Landschaft nach einer Milderung der territorialen Souveränität, um so in der tätigen Mitarbeit des ganzen Volkes am politischen Leben den festen Unterbau einer demokratisch-volkstümlichen Ausgestaltung der Staatsidee zu gewinnen und dem Volke selbst das unablässige geistige Ringen um die Freiheit und die höchsten politischen Güter ins Gewissen zu schieben. Damit verlegte er die Frage von dem politisch-sozialen auf das ethisch-individuelle Gebiet in der Erkenntnis, daß die Eigentümlichkeit des deutschen Geistes darin bestehe, die menschliche Freiheit höher zu stellen als die politische; und er versuchte es nun, den Begriff der demokratisch-politischen Freiheit fester in dem Allgemeinmenschlichen zu verankern. Nach Arndts Anschauung deckt sie sich mit dem sittlichen Prinzip des Protestantismus. Nur der ethisch an den Staat gebundene Individualismus ist wahrhaft demokratisch, nur er kann die Teilnahme an dem politischen Leben auf sich nehmen, die im einzelnen inhaltlich festgelegt wird. So erfuhr der demokratische Begriff der Freiheit eine Einschränkung durch die monarchische Spitze und durch die scharfe ethische Formulierung. Schließlich wurde er noch begrenzt durch die Bedeutung, die Arndt dem Grund und Boden für das öffentliche Leben anwies. Ein unveräußerlicher Teil des Bodens sollte zu Majoraten für den Adel und den Bauernstand verwendet werden, doch so, daß nie das persönlich-korporative, sondern stets das sachliche, also gewissermaßen ein staatssozialistisches Element den Ausschlag gab. Eine Verwirklichung seiner Hoffnungen erwartete Arndt von Preußen, dessen Geltung als führende deutsche Macht er immer klarer erkannt hatte. Unbeirrt durch irgendein politisches Dogma oder durch eine doktrinäre Bündnispolitik sollte es allein seinen Interessen folgen, allein die zukünftige Macht Deutschlands im Auge behalten und so einen großen mitteleuropäischen Staat schaffen. Als den sichersten und allein möglichen Weg zu diesem Ziele sah er die Erziehung des Volkes durch sich selbst und durch den Staat für den Staat zu Bürgern, d. h. die demokratische Politisierung der Gemeinschaft in allen ihren Gliedern, deren notwendige Folge die Teilnahme des Volkes an der Regierung und Verwaltung, d. h. der gesetzmäßige Verfassungsstaat war; er beruhte auf einem gegenseitigen Übereinkommen zwischen Krone und Volk. Mit solchen Ideen gehört Arndt dem ethischen Liberalismus an, der sich in wesentlichen Punkten von dem naiv-natürlichen der französischen Revolution und dem doktrinär-abstrakten unterschied, der noch 1820 in Deutschland die Oberhand gewann. Trotz aller Beziehungen zur Romantik, trotz seiner Bedingtheit von der romantischen Lebenskunst gehört Arndt mit seinen Zielen doch dem klassischen Idealismus an; seine literarisch-publizistische Arbeit ist der Versuch, die human-ethischen und künstlerischen Ideale der Klassik für die Beziehungen des Einzelnen zur Gemeinschaft, d. h. für das politische Leben wirksam zu gestalten. So steht er in scharfem Gegensatz zu der bewußtlosen Einordnung der Massen, sei es in dem absoluten Polizeistaat der von der Aufklärung beeinflußten oder in dem naturgeschichtlich-altständischen Staat der von der Romantik geleiteten Reaktion. Arndt sieht in der demokratischen Monarchie nicht eine Beseitigung des Gegensatzes zwischen Volkswillen und Herrscherwillen, d. h. die Vollendung eines absolut gültigen Staatsideals, wohl aber die Mög-

Digitized by Google

lichkeit, in ihr geschichtlich stets eine Überbrückung der Gegensätze zu finden, d. h. zu gleicher Zeit die politisch-sittliche Freiheit des Volkes zu verwirklichen. Dieses Postulat stellt auch die Gegenwart an unser Volk. In der Annäherung an jenes Ziel verwalten wir ein Erbe, das der ins Politische gewandte klassische Idealismus uns hinterlassen hat.

An den Vortrag schloß sich eine kurze Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Mitglieder Stadtschulrat Dr. Reimann und Geheimrat Prof. Dr. Schäfer beteiligten.

425. Sitzung. Freitag, den 5. November 1915. Geheimrat Prof. Dr. Schäfer leitete die Sitzung. Seit der letzten Zusammkunft hat die Gesellschaft wieder mehrere Mitglieder durch den Tod verloren. Am 9. Oktober fiel Oberlehrer Dr. Paul Kopfermann auf dem Felde der Ehre. Am 19. Oktober verstarb unser an Vereinsjahren ältestes Mitglied, Oberlehrer a. D. Prof. Dr. Johannes Hermann, am 1. November Privatdozent Prof. Dr. Wilhelm von Sommerfeld.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Prof. Dr. Oskar Breitenbach in Fürstenwalde a. Spree; Gymnasialoberlehrer Prof. Emil Herr in Mülhausen (Elsaß); Archivvolontär Dr. Otto Kolshorn in Berlin-Neukölln.

Unsern verewigten Mitgliedern Oberlehrer Dr. Bruno Hennig und Oberlehrer Dr. Paul Kopfermann wurden von Archivassistent Dr. Richard Wolff und Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schäfer längere warmempfundene Nachrufe gewidmet.

Im Laufe des geschäftlichen Teiles richtete Prof. Johannes Heinrich an die Mitglieder aufs neue die Bitte, durch Übernahme geeigneter Vorträge geschichtlichen und allgemein bildenden Inhalts auch künftig die Bestrebungen des „Hauptausschusses für Leibesübungen und Jugendpflege“ wirksam zu unterstützen.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles hielt Archivvolontär Dr. Otto Kolshorn, in der Hauptsache auf Grund eines reichen ungedruckten Quellenmaterials, einen Vortrag über das Thema: „Generalfeldmarschall Mackensen. Eine Würdigung seines Lebens und seiner Taten“. Mackensen stammt väterlicherseits aus einer einfachen bürgerlichen niederdeutschen Landwirtsfamilie. Doch auch feingeistige Talente weist die Familiengeschichte auf, so am Ende des 18. Jahrhunderts einen Privatdozenten Wilhelm Mackensen in Kiel. Die Vorfahren mütterlicherseits, „Rink“, waren ein schlichtes sächsisches Forstgeschlecht. Erst mit den beiden Großvätern des Feldmarschalls begann der äußere Aufstieg der Familie. Doch ist unter seinen Ahnen kein Offizier zu finden. Schon der Geburtsort, der nicht weit von den Schlachtfeldern Torgaus und Wartenburgs lag, wies den Knaben früh auf die Zeiten hin, die später der Offizier als Grundlage für seine historischen Studien nahm: auf den 7jährigen Krieg und das Zeitalter der Befreiungskriege. Während des Besuches des Gymnasiums zu Torgau, wohin der 9jährige Knabe kam, nachdem er die Dorfschule zu Dahlenberg besucht hatte, fand der militärische Funke Mackensens weiteres Anfachen durch die große historische Vergangenheit Torgaus und nicht zuletzt durch die Tatsache, daß dänische Gefangene aus dem Kriege 1864 in Torgau interniert waren. Auch auf den Francke-Stiftungen zu Halle erhielt sich die militärische Begeisterung Mackensens. „Yorcks Leben“ von J. G. Droysen, die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ von Archenholtz und Wickedes „Deutsches Reiterleben und andere Husarengeschichten der Friderizianischen Zeit“ waren die Privatlektüre des Francke-Schülers. Als Primaner verließ er die Schule in Halle, um als Eleve in die praktische Landwirtschaft einzutreten. Sein militärisches Ideal wurde während seiner Einjährig-Freiwilligenzeit, die er bei dem 2. Leibhusaren-Regiment Nr. 2 in Lissa verbrachte, zur Wirklichkeit. Im Kriege 1870/71, der in seine Einjährigenzeit fiel, lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten durch glänzende Patrouillenritte, durch Umsicht und Tapferkeit auf sich, erwarb das Eiserne Kreuz und ward zum Leutnant befördert. Doch mußte er

Digitized by Google

nach dem Feldzuge wieder in den landwirtschaftlichen Beruf zurücktreten. Auf der Universität zu Halle hörte er die Vorlesungen G. Droysens über den Siebenjährigen Krieg und Gustav Schmoller. Im Jahre 1873 erreichte er endlich die Einwilligung des Vaters zum Eintritt in das 2. Leibhusaren-Regiment. Seit Beginn seiner militärischen Laufbahn tritt bei ihm die Erkenntnis zutage, daß aus der Kriegsgeschichte und in der Studierstube für die Führung der heutigen Millionenheere das Meiste zu lernen sei. So begann er bald nach dem Feldzuge gegen Frankreich seine umfangreiche Stoffsammlung für die Regimentsgeschichte der schwarzen Husaren. Viele handschriftliche Bände zeugen noch heute von seinem Fleiße und von seiner literarischen Begabung. Sein zusammenfassendes Werk „Schwarze Husaren" besprach kein Geringerer, als der zukünftige Kriegsminister Verdy du Vernois, der ja auch die Bedeutung Hindenburgs erkannte, in glänzender Weise. Der Generalstabsoffizier Mackensen war Mitarbeiter verschiedener militärischer Zeitschriften, so des „Militärischen Wochenblattes", des „Jahrbuchs für die deutsche Armee und Marine", der „Loebellschen Jahresberichte". Noch als kommandierender General setzte er seine literarische Tätigkeit fort und gab eine Zeitschrift „Der Leibhusar" heraus. Von seiner Leutnantszeit an arbeitete er an Hand der Originalakten des Geheimen Kriegsarchivs die großen Schlachten der preußischen Kriegsgeschichte durch, und selbst, als er an der Spitze des 17. Armeekorps stand, konnte man ihn abends an seinem Schreibtisch auf Grund der Akten des 7jährigen Krieges und der Befreiungskriege seine Studien treiben sehen. Noch im Frühjahr 1913 hielt er im Westpreußischen Geschichtsverein einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag „Westpreußen und die Leibhusaren". Hand in Hand mit seinen Forschungen ging die Lösung taktischer Arbeiten, die er so hervorragend zu lösen verstand, daß der alte Feldmarschall Graf Moltke ihn gerade deshalb als Hauptmann in den Generalstab aufnahm. Hier arbeitete Mackensen zwei Jahre in der russischen Abteilung und machte sich mit den Heeren der Balkanstaaten vertraut. Manche taktische Studie liegt uns heute vor. Später wurde er der erste Adjutant des Generalstabschefs Graf v. Schlieffen, des großen Militärschriftstellers und Lehrers der Operationen von Millionenheeren. In dieser Stellung durfte er unserm Kaiser kriegsgeschichtliche Vorträge halten, und hat das auch während seiner Flügeladjutantenzeit fortsetzen dürfen. Als Kommandeur der Leibhusaren hat er besonderen Wert auf die kriegsgeschichtlichen Übungen seiner Offiziere gelegt und auf die Lösung taktischer Aufgaben. Das gleiche Bestreben zeigte sich bei dem inzwischen in den erblichen Adelsstand erhobenen kommandierenden General des 17. Armeekorps in Westpreußen. Er versäumte es in seiner Stellung nie, an den kriegsgeschichtlichen Vorträgen der Garnison teilzunehmen, und wußte aus den unter seiner Führung stehenden Kaisermanövern vieles zu lernen. Die Pionierdienstvorschriften aller Waffen, die die erste Vorbereitung zum heutigen Schützengrabenkrieg waren, sind die Folgeerscheinung dieser von ihm geleiteten Manöver. Nach solcher Vorbildung war es klar, daß in einem Kriege das 17. Armeekorps unter seiner Führung glänzende Erfolge zeitigen würde. Konnte Mackensen bereits in die ersten Kämpfe in Ostpreußen mit seinem Armeekorps eingreifen, so war es ihm vergönnt, bei Tannenberg, vielleicht der größten Schlacht der Weltgeschichte, einen Hauptanteil an dem siegreichen Verlauf der Schlacht mit seinem Armeekorps davonzutragen. Bei der Besiegung der Rennenkampfarmee leistete er mit seinen Truppen in der Schlacht bei Angerburg und Goldap die Hauptaufgabe und trieb die Russen aus Ostpreußen hinaus. Beim ersten Vorgehen gegen Warschau gelang es Mackensen, dem inzwischen eine größere Heeresgruppe zugeteilt war, die schwierigste Aufgabe für einen Heerführer, die Loslösung vom Feinde, fast ohne Verluste zu vollenden. Die ihm unterstellte 9. Armee brach durch ihre Siege bei Wlozlawec, Lodz, Lowicz die Kraft der immer von neuem vorstoßenden „russischen Dampfwalze". Nach seiner Abberufung als Generaloberst an

Digitized by Google

die Spitze der neugebildeten 11. Armee kam seine größte Tat, die die Wende des Weltkrieges brachte: der Durchbruch von Gorlice-Tarnow. Es erfolgte das Aufrollen der russischen Karpathenfront, die Einnahme Przemysls und Lembergs, das Einsetzen der „Zange" vom Süden her, bis die Operation, die am Tage von Großgörschen begann, am Tage der Schlacht an der Katzbach durch die Einnahme der Festung Brest-Litowsk ihren Abschluß fand. Bald stellte der Generalfeldmarschall der Tat von Gorlice einen neuen Durchbruch der feindlichen Front würdig an die Seite. Er überschritt, angesichts der gut befestigten Stellungen des Feindes, die Donau und nahm Belgrad. Wie an den Durchbruch in Galizien reihte sich ein Erfolg nach dem anderen dieser Eroberung der ersten serbischen Hauptstadt an. Der Vortragende sprach zum Schluß die Hoffnung aus, daß das deutsche Volk, nachdem es Kenntnis von dem Lebensgange des großen Heerführers Mackensen erlangt hätte, begeistert auch diesem großen Heerführer zujubeln würde, der unserem Geschlechte gezeigt hat, daß es möglich sei, auch aus den einfachsten Verhältnissen sich zu den höchsten Würden emporzuringen.

Der Vortrag, an den sich keine Aussprache knüpfte, ist inzwischen in bedeutend erweiterter Form unter dem Titel: „Unser Mackensen. Ein Lebens- und Charakterbild" im Verlage von E. S. Mittler & Sohn als Buch erschienen.

Nach dem Vortrage legte Oberlehrer Dr. Gerhard Bonwetsch den Mitgliedern zwei Urkunden vor, die in den ersten Septembertagen unter den Trümmern eines zum Kownoer Dom gehörigen Kirchengebäudes gefunden worden sind. Das eine Stück ist eine Kardinalsurkunde von 1493 für die „capella s. Nicolai in Cawna", das andere eine Schenkungsurkunde des „Stanislaus Stanislai capitaneus Samogithiensis" von 1528 für den „Bartholomeus Joannes de Cawno rector capellae in eccles. cathedr. Vilnensi."

Digitized by Google

Nachrufe für unsere verstorbenen Mitglieder.

Ludwig Keller †.

Am 9. März 1915 ist unserer Gesellschaft der Geh. Archivrat und Geh. Staatsarchivar Dr. Ludwig Keller durch den Tod entrissen worden.

Sein äußerer Lebenslauf war schlicht und geradlinig wie sein Wesen. Am 28. März 1849 war er zu Fritzlar geboren. In seiner gedrungenen, kräftigen Gestalt, in seiner Sprache wie im Denken und Fühlen trug er unverkennbare Züge der hessischen Stammesart. Die große Bibliothek des Vaters mag wohl dahin gewirkt haben, daß der Jüngling sich zuerst dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften zuwandte. Bald aber widmete er sich, in Marburg und Bonn, der Philologie und Geschichte. Heinrich Nissen und Karl v. Noorden fühlte sich der junge Historiker vor allem für starke Anregungen zu Dank verpflichtet. Nachdem er promoviert hatte, trat er 1875 in den Archivdienst. Zeitweilig hat er wohl daran gedacht, sich der akademischen Laufbahn zu widmen; aber bald nahmen seine Interessen eine andere Richtung. 1881 wurde er Vorstand des Kgl. Staatsarchivs in Münster, 1888 Archivrat, 1895 wurde er an das Geh. Staatsarchiv in Berlin berufen, wo er seitdem gewirkt hat.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit hat er ununterbrochen und unermüdlich eine reiche private geübt. Seine Arbeitskraft war sehr groß, sein Interesse mannigfaltig entwickelt, seine Begeisterung für der Menschheit große Gegenstände, für das Wahre, das Gute und Schöne tief und nachhaltig, sein Wille, dafür zu wirken, unerschütterlich. Er war kein reiner Verstandesmensch; neben dem logischen Erfassen, dem streng sachlichen Urteil spielte bei seinen Arbeiten und seinem praktischen Wirken doch auch das Gefühl, eine gewisse Mystik, ein instinktives inneres Erleben eine nicht unbedeutende Rolle. Dadurch mag, wie das zu gehen pflegt, manchmal sein Urteil getrübt worden sein; aber in der Schwäche liegt doch auch hier die Stärke. Ohne diese ihm eigentümliche Organisation wäre ihm sicher manches richtige Ergebnis seiner Arbeiten verschlossen geblieben, wäre er auf geistigem und sozialem Gebiet nicht mit in die Reihen der Führenden getreten.

Kellers wissenschaftliche Arbeiten, die mit einer Dissertation über den 2. punischen Krieg und seine Quellen (1875) begonnen hatten, kamen dann vorzüglich der Zeit der Reformation und Gegenreformation zugute. In den Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven hat er 3 Bände über die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein veröffentlicht (1881—95), die, als Ganzes genommen, eine reiche Fundgrube darstellen und die Forschung über diesen Gegenstand wesentlich erleichterten. Teils gingen diesem Werk voraus, teils begleiteten es verschiedene Arbeiten, die bestimmt waren, neues Licht über ältere Reformationsbestrebungen, über die Wiedertäufer und andere Parteien zu verbreiten. Ich nenne aus

Digitized by Google

der großen Anzahl der hierher gehörigen Schriften nur die größeren: 1880 erschien die „Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reichs zu Münster", 1882 widmete er Johannes Denck, einem Apostel der Wiedertäufer, eine Monographie. In den 1885 und 1886 veröffentlichten Schriften „Die Reformation und die älteren Reformparteien" und „Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen" in der Biographie von Joh. Staupitz und in verschiedenen Lebensbildern von Waldensern in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" suchte er den unmittelbaren Zusammenhang der Wiedertäufer mit älteren Reformsekten, vornehmlich den Waldensern, zu erweisen. Sein letztes Ziel dabei war, wie er selbst einmal sagt, „die geistigen Zusammenhänge der getrennt marschierenden, aber vereint schlagenden organisatorischen Erscheinungsformen des Humanitätsgedankens zu betonen".

Kellers Ansichten sind vielfach angegriffen worden und er hat wohl auch in manchem über das Ziel geschossen. Aber es ist doch sein Verdienst, das ganze Problem energisch zur Diskussion gestellt zu haben, und die Grundergebnisse seiner Forschungen haben auch bei maßgebenden wissenschaftlichen Männern, z. B. bei Harnack und Troeltsch, Anerkennung gefunden.

In anderen Schriften und Abhandlungen ist dann Keller der Geschichte des Humanitätsgedankens noch weiter nachgegangen und hat nachzuweisen gesucht, daß die Ideenwelt der Humanität unter wechselnden Namen — von den neuplatonischen Akademien und altchristlichen Gemeinden über Mystiker und Häretiker, über Brüdergemeinden und Sozietäten bis in die Verbände der neuesten Zeit — feste Organisationen kultischen Charakters besessen habe, und daß deren Einfluß auf das Geistesleben größer gewesen, als man im allgemeinen angenommen. Wie weit dieser Versuch ihm im einzelnen gelungen, mag hier unerörtert bleiben. Nicht zu verkennen ist, wie bei diesen Studien der Geist Wilh. Diltheys stark auf ihn eingewirkt hat. Hierher gehören dann auch noch jene Arbeiten, in denen er die Geschichte und Bedeutung der Freimaurerei verfolgt und mit Glück beleuchtet hat. Als zugeordneter Großmeister der Großen Loge von Preußen an bedeutender Stelle stehend, hat er viel dazu beigetragen, irrtümliche Anschauungen zu zerstören und Interesse für das wertvolle Streben der echten Freimaurer zu erwecken. In zwei Büchern hat er seine vielfach geäußerten Ansichten zusammengefaßt; es sind: „Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben" (1911) und „Die Freimaurerei" (1914, in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt").

In allen diesen Arbeiten ging Keller der Geschichte der Humanitätsidee nach. Selbst ganz erfüllt von diesem Ideal, empfand er schmerzlich, wie fremd es der großen Mehrheit des Volkes in den 80er und 90er Jahren geworden war. Und nun zeigte sich die andere Seite seines Wesens, die ihn aus der Studierstube hinausdrängte ins Leben, zur öffentlichen Betätigung, zur Einwirkung auf die Zeitgenossen. Er verstand es, eine Anzahl von Gleichgesinnten zu sammeln. Sie alle waren überzeugt, daß die so mannigfaltig hervortretenden Schäden des moralischen, sozialen, staatlichen Lebens nur zur Gesundung geführt werden könnten durch eine Volkserziehung im Sinne des Idealismus, im Sinne unserer klassischen Zeit, eines Herder und Kant, Schiller und Goethe, Fichte und Schleiermacher. Um in diesem Sinne wirksam an der Erziehung des Volkes und des Menschengeschlechtes arbeiten zu können, ergriff Keller den Gemeinschaftsgedanken und regte zur Gründung einer Gesellschaft zu

Digitized by Google

gemeinsamer geistiger und praktischer Arbeit an. Das war ein glücklicher Plan; er fand vielseitige Billigung. Die 300. Wiederkehr des Geburtstages des Comenius gab die äußere Veranlassung. Im Juli 1891 wurde ein von führenden Männern der meisten gebildeten Nationen unterzeichneter Aufruf veröffentlicht; am 9./10. Oktober desselben Jahres fand in Berlin eine vorbereitende Versammlung statt, an der als Mitbegründer der Comenius-Gesellschaft, neben Keller, Männer teilnahmen wie Heinr. Bassermann, Paul Deußen, Wilh. Dilthey, Rud. Eucken, Kuno Fischer, Moritz Heyne, Wilh. Kahl, Friedr. Paulsen, Friedr. Nippold, Wilh. Oncken, O. Pfleiderer, Wilh. Rein, Freiherr von Soden, Theobald Ziegler und viele andere.

Nicht alle Hoffnungen und Wünsche haben sich erfüllt; der Hindernisse und Hemmungen waren viele zu überwinden. Aber ruhig und sicher steuerte Keller, von da ab bis zu seinem Tode Vorsitzender und spiritus rector, das Schifflein der Gesellschaft durch alle Fährlichkeiten hindurch. Unter seiner Leitung hat die Gesellschaft, die es von vornherein ablehnte, selbst Unternehmerin zu spielen, neue Methoden und Wege zur Förderung der Volkserziehung gefunden oder aufgenommen, sie in ihren Organisationen geistig durchgearbeitet, die so erwogenen Pläne in ihren Monatsheften und sonst vor der Öffentlichkeit vertreten und versucht, in den Kreisen, die zur praktischen Durchführung berufen schienen, Stimmung dafür zu machen. So sind z. B. — um nur einiges zu nennen — angeregt oder doch aufs eifrigste gefördert worden: die städtische Bücher- und Lesehallenbewegung, die Volkshochschulkurse, die Arbeiterunterrichtskurse, die Errichtung von Volksheimen, Jugendheimen, Landerziehungsheimen und Frauenschulen, die Frage des staatsbürgerlichen Unterrichts, der künstlerischen Volkserziehung usw. Vieles ist auf allen diesen und anderen Gebieten durch die Comenius-Gesellschaft geleistet worden, nicht zum wenigsten durch die Tätigkeit ihrers Leiters; sein Tod hat hier vor allem eine empfindliche Lücke gerissen.

Keller hat gewiß in manchem geirrt — denn er war ein Mensch. Aber er hat den Begriff des Menschen in hohem Sinne gefaßt und als solcher gestrebt und gewirkt. Er hat an seinem Teile mitgearbeitet, das heilige Feuer des Idealismus im deutschen Volke wachzuerhalten und mit treuer Sorge zu schüren. Er war sich bewußt, daß das nur derjenige vermag, der in sich selbst den Tempel des Idealismus errichtet. So hat er unermüdlich auch am Reifen der eigenen Persönlichkeit gearbeitet, ihm war das Leben nur ein stetes Werden durch eigene Arbeit.

Nun ist er dahin gegangen. Diejenigen Mitglieder unserer Gesellschaft, die ihn näher kannten, werden ihm stets ein treues Andenken bewahren.

Berlin-Halensee, z. Z. im Feld. Wilhelm Steffens.

Johannes Hermann †.

Johannes Hermann stammte aus einer alten Gelehrtenfamilie. In Kursachsen saßen seine Vorfahren, meist Theologen und Lehrer, die sich bis in das 15. Jahrhundert zurück verfolgen lassen. Nur sein Großvater und sein Vater waren gewissermaßen aus der Art geschlagen, denn sein Großvater wirkte als sächsischer Notar, und sein Vater war Geschichtsmaler. Doch auch in den Gemälden des

Digitized by Google

Vaters zeigte sich eine starke theologische Richtung. Hatte er doch das Altargemälde in unserer Matthäikirche geschaffen. Er war ein durchaus ideal gestimmter Künstler, ein echter Jünger von Peter Cornelius. Die Deutsche Geschichte hat er in 15 Bildern dargestellt. Der Historiker Foß schrieb hierzu den Text, nachdem Leopold v. Ranke abgelehnt hatte.

Im Jahre 1842 wurde Johannes Hermann in Berlin geboren. Seine Mutter, eine geborene v. Schubaert, starb bereits, als er kaum 2 Jahre alt war. So mußten denn die beiden Schwestern, von denen die eine später die Gemahlin des bekannten Malers Pfannschmidt wurde, Mutterstelle vertreten.

Der kleine Johannes wurde ein Schüler des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, das damals in dem alten Gebäude aus dem 18. Jahrhundert, Ecke Friedrich- und Kochstraße, sein Heim hatte. Ferdinand Ranke, der Bruder des Historikers, waltete dort seines Amtes als Direktor. Es waren die besten Familien der Hauptstadt, die ihre Söhne ihm anvertrauten. Der Ministerpräsident Freiherr v. Manteuffel, der Justizminister Simons, die Familie Goldschmidt, nahe verwandt mit dem Staatsrat Kunth: das waren so die Kreise, aus denen sich die Mitschüler Hermanns rekrutierten. Glückliche Tage verlebte er damals in diesen Familien. In dem Jahre, wo er Unterprimaner war, starb Humboldt, dessen er sich noch wohl erinnerte, wurde das Schillerjubiläum gefeiert, und Hermann erzählt in seinen Jugenderinnerungen, wie damals Adolf Stahrs Biographie unter den Schülern verteilt wurde und die konservativen Eltern seiner Mitschüler durch gemeinsame Lektüre aus Wagners Staatslexikon dieses liberale Gift zu bekämpfen versuchten.

1860 bezog er die Universität, und zwar als Theologe, dem Wunsche seines Vaters folgend. Doch es war von vornherein klar, daß er, historisch gerichtet, wie er war, mit der damaligen positiven Schule nicht harmonieren konnte. Nachdem er das erste theologische Examen bestanden, wandte er sich ausschließlich der Historie zu. Aber mit seinem eigentümlichen Bildungsgange hängt zusammen, daß man ihn nicht als Schüler einer der Leuchten der Berliner Universität, etwa Rankes oder Droysens, bezeichnen kann. Seinen Doktor machte er in Philosophie, und zwar über Aristoteles. Böckh, gewiß ein strenger Richter, erkannte ihm das Prädikat „magna cum laude“ zu.

Die Freuden des Studentenlebens hat Hermann in seiner Art genossen. Er gehörte zu den Vätern des Akademischen Turnvereins, den er 1860 mitbegründete. Er ging dabei von der Anschauung aus, daß das Couleurtragen mit dem Leben in der Großstadt unvereinbar sei, Andererseits wollten er und seine Freunde auf das korporative Leben nicht verzichten, und endlich drängte es ihn, der Turnerei, der er von Jugend auf eifrig zugetan war, volles akademisches Bürgerrecht zu sichern. Damals war ja die neue Ära. Namen wie Jahn und Friesen wurden aus den Proskriptionslisten gelöscht. Und so war denn der A.-T.-V. ein Zeichen der Zeit.

Als junger Lehrer wirkte Hermann, nachdem er mit Glanz sein Staatsexamen bestanden und in nicht weniger als 9 Fächern, darunter Mathematik, sich als wohlbeschlagen erwiesen hatte, am Köllnischen Gymnasium, das damals noch im Köllnischen Rathause, zwischen Petrikirche und Mühlendamm, untergebracht war.

Im Jahre 1875 wurde im Südwesten Berlins das Askanische Gymnasium begründet. Der Altphilologe Woldemar Ribbeck, der Bruder des berühmten Leipziger Gelehrten, wurde der erste Leiter

Digitized by Google

der jungen Anstalt. Trefflich verstand er es, eine Phalanx von jungen Lehrern um sich zu scharen: den Tacitusforscher Andresen, den Topographen Roms, Richter; den Archäologen Trendelenburg, den Erforscher der Religionen Vorderasiens, Gruppe; den Physiker Poske, den Neuphilologen Mangold, den Mathematiker Schumann und endlich unsern Hermann, der den Geschichtsunterricht in den Oberklassen übernahm. „Kunst ist Weglassen", hat Max Liebermann einmal gesagt, und darin zeigte sich auch ein Teil der Hermannschen Pädagogik. Bei ihm gab es keine Mahnungen, kein Schelten, keine Strafen. Er trug stets frei vor. Nie erinnere ich mich, auch nur einen Zettel in seiner Hand erblickt zu haben. Was erzählte er uns nun? Sein Grundsatz war, stets die Schüler über die Quellen zu orientieren. Unendlich viel verdanken wir ihm in dieser Hinsicht. Er wies uns auf die Geschichtschreiber deutscher Vorzeit hin und regte uns an, die deutsche Ausgabe zu kaufen. Ihm verdanken wir einen Einblick in die Quellen zur Römischen Geschichte, und wenn mir noch heute die Stellen aus Sueton über die Kaiser, aus dem Briefwechsel des Plinius und Trajan über die ersten Christen, aus Tacitus' Annalen über die Brandfackeln des Nero usw. usw. wörtlich in Erinnerung sind, so verdanke ich es Hermann. Textkritik zu üben, haben wir bei ihm gelernt. Und das Eigenartige war, daß dieser Mann sich nie in Einzelheiten verlor, sondern stets den Blick auf das Ganze, auf das Universale gerichtet hielt. Er war ein Meister darin, Parallelen zu ziehen. Sein Unterricht in der alten Geschichte, der damals noch 2 volle Jahre umfaßte, war deshalb so außerordentlich fruchtbar, weil er Solonische Demokratie mit preußischem Wahlrecht, Gracchische Agrargesetze mit englischen Latifundien in innere Verbindung zu bringen verstand.

Hermann unterrichtete dann auch in Religion. Wie schon oben erwähnt, war er in der Quellenkritik zu Hause. Daneben ist er auch erstaunlich bibelfest im alten Sinne des Wortes gewesen. Von seinem Unterricht im Deutschen endlich möchte ich hier nur sagen: die Dramen, die wir bei ihm gelesen, wurden uns nie verleidet.

„Die Schule entläßt den Schüler mit den besten Wünschen zur Universität." In diesen wenigen Worten liegt eine gewisse Tragik, weil sie einen Bruch, einen Riß offenbaren. Und gerade Hermann hat diese Cäsur wohl oft genug mit einem gewissen Schmerze empfunden Er war eben ein Mann, der wohl dazu imstande gewesen wäre, junge Leute auf der Universität historisch zu leiten und ihr Mentor in der Geschichtswissenschaft zu sein.

Unter den Lehrern und Schülern des Askanischen Gymnasiums war Hermann der allbeliebte Mittelpunkt. Als er im September 1915, nach 40jähriger Tätigkeit, von seiner alten Schule Abschied nahm, haben ihm seine Kollegen in ergreifender Weise ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit zum Ausdruck gebracht!

Hermanns Lehrertätigkeit war mit dem Askanischen Gymnasium bei weitem nicht erschöpft. Er war am Viktoria-Lyceum und an höheren Mädchenschulen tätig. Er hat Oberlehrerinnenkurse und Fortbildungskurse für Volksschullehrer geleitet. Niemals hat er auch nur eine Woche Urlaub genommen. So mußte er denn auf eine ausgedehnte literarische Tätigkeit von vornherein verzichten, um so mehr, als der Plan, eine Professur in Jena zu übernehmen, sich nicht verwirklicht hatte. Seine historischen Studien erstreckten sich — davon legen seine Lehrbücher der Geschichte Zeugnis ab — über die gesamte Geschichte der Welt. Eines seiner Spezialgebiete

Digitized by Google

war die französische Revolution. Besonders fesselten ihn die Persönlichkeiten der Revolutionsmänner; mit Robespierre hat er sich eingehend befaßt und im Britischen Museum über ihn Studien gemacht. Bahnbrechend hat er auf unserem Gebiete als Mitbegründer der „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“ gewirkt. 1878 erschien der 1. Band, den er zusammen mit Ed. Meyer und Abraham herausgegeben hatte. Diesen „Jahresberichten“ ist er bis zu seinem Lebensende treu geblieben. Noch in seinen letzten Monaten hat er auf seinem Krankenlager mit nie versagendem Fleiße die Zettel zusammengestellt für den Bericht „Deutsche Geschichte von 1815 bis 1914“.

Die letzten Monate seines Lebens sind ihm durch die treue Pflege, die ihm die Seinen angedeihen ließen, verschönt worden. Mit lebhafter Teilnahme hat er, dessen beiden ältesten Söhne selbst in den Krieg gezogen waren, die Ereignisse der Jahre 1914/15 verfolgt. Er war von jeher ein Freund der Österreicher. Die letzte große Reise machte er Pfingsten 1914 nach Graz, um das Stiftungsfest des dortigen A.-T.-V. mitzufeiern. Eines der letzten Worte, die er sprach, war: „Deutschland und Österreich werden siegen“.

Am 19. Oktober 1915 ist Johannes Hermann nach langem Leiden sanft zur ewigen Ruhe eingegangen. Den meisten jetzigen Mitgliedern wird die Gestalt unseres heimgegangenen langjährigen Mitgliedes lebhaft vor Augen stehen, da er seit Ende 1911, seit der Reorganisation der Gesellschaft, beinahe in keiner Sitzung fehlte. Wenn der Vortragende geendet und die Diskussion begonnen hatte, verfehlte er es fast nie, aufzustehen und einzugreifen. In wohlgeformten, kunstvollen Sätzen, die aber nichts künstlich Gemachtes an sich hatten, äußerte er etwaige Bedenken oder seine lebhafte Zustimmung. Und immer wieder und wieder hatten wir alle Gelegenheit, seinen universalen Geist, die ungeheure Fülle seiner Kenntnisse zu bewundern. Seine Polemik hatte nie etwas Verletzendes oder Herbes. Wie der Prediger es so treffend bei der Feier auf dem Kirchhofe ausdrückte: stets waren es „Worte milder Weisheit, die seinem beredten Munde entströmten“. Jeder, der das Glück hatte, ihm näher zu treten, wird ihm ein dankbares, liebevolles Gedenken bewahren.

Berlin-Wilmersdorf. Willy Spatz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

428. Sitzung. Freitag, den 4. Februar 1916. Geheimrat Prof. Dr. Schäfer leitete die Sitzung.

Geheimrat Dr. Bailleu widmete unserm auf dem Felde der Ehre gefallenen Mitglied, Archivar Dr. Ernst Salzer, einen längeren Nachruf.

Als Mitglied wurde der Kandidat des höheren Lehramtes, Wilhelm Fietze in Berlin-Lichterfelde aufgenommen.

Prof. Dr. Koernicke wies auf die von ihm in früheren Sitzungen schon erwähnte Tätigkeit des zur Unterstützung und Beratung kriegsbeschädigter Akademiker gegründeten Akademischen Hilfsbundes hin; er teilte mit, daß voraussichtlich im März ein Berliner Ortsausschuß des Bundes begründet werden soll, und forderte zum Eintritt auf. Beitrittserklärungen bat er an die „Geschäftsstelle des Akademischen Hilfsbundes, Berlin SW 11, Prinz-Albrecht-Straße, Abgeordnetenhaus" oder an das Sekretariat des Studentenausschusses der Universität, Berlin, Unter den Linden, zu richten. Der Vorsitzende unterstützte diese Bitte in warmer Fürsprache durch einen Hinweis auf die Notwendigkeit dieser freiwilligen Hilfsarbeit.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles hielt Stadtschulrat Dr. Arnold Reimann einen Vortrag über das Thema: „Sebastian Franck als Geschichtsphilosoph". Sebastian Franck, so führte er aus, ist der einzige wirkliche Geschichtsphilosoph des 16. Jahrhunderts; er besaß den Mut, die Selbständigkeit und Folgerichtigkeit, die gesamten Tatsachen der historischen Welt nach den eigenartigen philosophischen Gesichtspunkten zu gruppieren, die nach seiner Ansicht die Idee der wahren Reformation erschlossen. Er nahm heftigen Anstoß an der Entwicklung der Lutherischen Bewegung zur Landeskirche und sah das Heil allein in der individuellen sittlichen Selbstentfaltung, dem religiös-moralischen Prozeß. Die sittliche Freiheit der Persönlichkeit als die wahre Offenbarung Gottes ist ihm der Prüfstein alles historischen Geschehens. Den Reformatoren galt die heilige Schrift als Norm des Glaubens und Handelns — ihm aber war oberster Satz, das religiöse Leben solle sich rein innerlich, unmittelbar, im Geist und in der Freiheit entfalten; jede äußere Autorität, auch die der Bibel selbst, sei daneben wertlos. Von dem einen Punkte der religiös-moralischen Erneuerung aus beleuchtet er Vergangenheit und Zukunft des ganzen Menschengeschlechtes. Da findet er denn, daß überall und zu aller Zeit sich der Kampf zwischen Adam und Christus, d. h. zwischen dem selbstsüchtigen Eigenwillen und dem auf Gott gegründeten Moralprinzip, immer von neuem wiederholt, daß aus diesen inneren Bewußtseinsvorgängen im ewigen Wechsel immer dieselben äußerlichen Formen von Kultus,

Digitized by Google

Staat und Gesellschaft hervorgehen, in denen die Geschichte abläuft, die Geschichte, die demnach nichts anderes ist, als das Wechselspiel göttlicher Weisheit und menschlichen Irrens, der ewige Kampf zwischen Geist und Fleisch, zwischen Christentum und Welt, Religion und Kirche, moralischer Freiheit und Gewissenszwang. Wie diese Ansicht aus seinen spekulativen Grundgedanken sich entwickelt und welche Stellungnahme zu den einzelnen historischen Problemen und Lebenskomplexen sie bedingt, wies der Vortragende ausführlich nach.

An den Vortrag, der später in den Schriften der Comeniusgesellschaft erscheinen soll, knüpfte sich eine kurze Aussprache, an der sich, außer dem Vortragenden, die Mitglieder Geheimrat Prof. Dr. Schäfer und Archivassistent Dr. Wolff beteiligten.

429. Sitzung. Freitag, den 3. März 1916. Geheimrat Prof. Dr. Schäfer leitete die Sitzung. Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder ein Mitglied durch den Tod verloren: den Oberlehrer Dr. Erich Wille, der auf dem Felde der Ehre fiel.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Prof. Dr. Philipp Bersu in Berlin; Dr. Willy Cohn in Breslau, z. Z. im Felde; Privatgelehrter Dr. Carl Erich Gleye in Berlin-Friedenau; Prof. Dr. Hermann Frankfurth in Berlin; Prof. Walther Reichart in Berlin-Friedenau; Dr. Hermann Schmidt, Professor a. d. Kgl. Haupt-Kadettenanstalt in Berlin-Lichterfelde; Kaiserl. Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann in Berlin.

Die Gesellschaft wählte die Mitglieder Dozent Prof. Dr. Koehne und Dr. Arthur Levinson zu Revisoren des Kassenberichts, der satzungsgemäß in der nächsten Sitzung vorzulegen ist.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles sprach Oberlehrer Dr. Hans Kania über „Die Persönlichkeit Friedrichs des Großen und unsere Zeit." Der Vortragende ging bei seinen Darlegungen aus von dem neu erwachten Interesse für Friedrich den Großen und seine Zeit. Gerade die Gegenwart habe ja so mancherlei Beziehungen zu dem Zeitalter des Großen Königs. Gewisse Ähnlichkeiten, wie in politischer Hinsicht der Einkreisungsgedanke, in strategischer die sogenannte innere Linie, ferner die taktische Defensive sind unverkennbar vorhanden. Bei den Wechselfällen des Krieges bietet uns vor allem das Verhalten des Königs in Glück und Unglück Trost und Halt. Er ist uns in politischer, strategischer, moralischer Beziehung das Vorbild. Kosers großes Werk über Friedrich faßt nun aber vorwiegend die Geschichte der Politik seines Zeitalters ins Auge; die Persönlichkeit des Königs tritt nach des Verfassers eigenem Eingeständnis demgegenüber zurück. Hier hat die Wissenschaft einzusetzen und eine neue große Auffassung der Persönlichkeit Friedrichs zu erarbeiten. Die Unsicherheit auf diesem Gebiete zeigt sich vor allem in einigen literarischen Arbeiten über die Person des Königs, die geeignet sind, die Beurteilung Friedrichs bei dem größeren Kreise der Gebildeten in falsche Bahnen zu leiten. Wenn Uhde den Herrscher als Herrenmenschen, Thomas Mann ihn als persönlich gänzlich unerfreuliches Werkzeug in den Händen einer höheren Macht hinstellt, so gehen alle diese Darstellungen auf eine einseitige Betonung der ungünstigen Seiten in Friedrichs Charakter, wie sie namentlich seit dem Siebenjährigen Kriege, verständlich genug, hervortreten, zurück. Diese, dem Herrscher ungünstige, durchaus einseitige Beurteilung hat ihre literarischen Vorläufer in den Büchern von Onno Klopp und F. Mehring. Diesen Anschauungen gegenüber betonte der Vortragende die unleugbar vorhandenen günstigen Seiten in Friedrichs Charakterbild und wies auf dem Gebiet seiner Kunstbetätigung nach, wie stark die innere Spannung im Geiste des Königs war, der, zwischen Neigung und Pflicht gestellt, sich für die Pflicht entschied. Von hier aus empfing auch die als Egoismus ausgelegte Anschauung des Herrschers, daß mit ihm im schlimmsten Falle der preußische Name untergehen möge, das rechte Licht. Seine gewaltige, uneigennützige

Digitized by Google

Arbeit für das Staatswohl nach dem Siebenjährigen Kriege muß auch als eine bedeutende sittliche Leistung ihm zugute geschrieben werden. Der Vortragende suchte durch diese und andere Ausführungen zu zeigen, welche Probleme sich bei der Erforschung der Persönlichkeit des großen Mannes der Wissenschaft bieten und nach welcher Richtung hin eine Lösung möglich sein dürfte. Er schloß mit einem Hinweis auf die bereits in dem Werke Arnheims über den Hof des Kronprinzen und der Volzschen Ausgabe der Werke Friedrichs vorliegenden, für unsere Gebildeten bestimmten Grundlagen, aus denen die Öffentlichkeit eine neue Auffassung von der Gesamtpersönlichkeit des Königs gewinnen könne. Die Wissenschaft aber müsse darangehen, ein wissenschaftlich begründetes, geschichtlich treues Gesamtbild des Herrschers zu schaffen, das in das Volksbewußtsein übergehen könne.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Vortragenden, die Mitglieder Dr. Arnheim, Dr. Gleye, Prof. Dr. Koernicke, Privatdozent Prof. Dr. Rieß, Geheimrat Prof. Dr. Schäfer und Geheimrat Dr. Schuster beteiligten.

430. Sitzung. Freitag, den 7. April 1916. Geheimrat Dr. Bailleu leitete die Sitzung. Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder ein Mitglied durch den Tod verloren: den Amtsgerichtsrat Dr. iur. Richard Béringuier, 1. Vorsitzenden des Vereins für die Geschichte Berlins. Er erlag im Felde plötzlich einem Herzschlage.

Der vom Schatzmeister der Gesellschaft, Geheimrat Dr. Schuster, vorgelegte Kassenbericht ist von den Mitgliedern Dozent Prof. Dr. Koehne und Dr. Levinson geprüft und für richtig befunden worden. Die beantragte Entlastung wurde mit Dank erteilt.

Als Mitglied wurde Archivar Dr. Hermann Haering in Karlsruhe (z. Z. in Berlin) aufgenommen.

Das im Felde befindliche Mitglied Dr. Hans Philipp hat zur Begutachtung einige Fundgegenstände (aus römischer Zeit?) eingeschickt, die beim Sappenbau vor Lievin in einem Grabe entdeckt wurden.

Sodann sprach Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann über den „Versuch der Neutralisierung Mittelafrikas“, den der Reichskanzler Fürst Bismarck 1884 auf der Kongokonferenz in Berlin unternommen hat. Der Vortragende wies nach, welche Ziele recht verschiedener Art der Kanzler und König Leopold von Belgien damals verfolgt haben. Dem letzteren kam es nicht allein darauf an, den Gefahren zu begegnen, die seinen kolonialen Plänen fortgesetzt von der Eifersucht Englands und Frankreichs drohten, sondern auch darauf, für Belgien einen Kolonialbesitz, der es notgedrungen früh oder spät mit anderen Staaten in Streitigkeiten verwickeln mußte, überhaupt möglich zu machen. Der einzige Weg dazu war, die Kongokolonie ebenso durch Neutralisierung außerhalb der Welthändel zu stellen, wie das bei Belgien selbst der Fall war. Bismarck kam es anderseits nicht allein darauf an, Belgiens Neutralität unter allen Umständen sicherzustellen, sondern auch Deutschlands neuen Kolonialbesitz möglichst vor der Hineinziehung in europäische Verwicklungen zu behüten. Er benutzte daher Leopolds Pläne, um auch für Ostafrika und den größten Teil Kameruns, als Teile des Kongobeckens, den Genuß der Sicherstellung vor künftigen kriegerischen Gefahren zu erreichen, der dem Kongostaat von den Mächten verbürgt wurde. — Nur leider zeigte sich schon damals, daß der belgische König ein doppeltes Spiel spielte. Während er auf der einen Seite sich Bismarcks diplomatische Kunst zunutze machte, verschaffte er sich hinter seinem Rücken gleichzeitig selbständig eine Garantie seiner Kolonie von Frankreich, indem er ihm das Vorkaufsrecht zusicherte. Er ahmte damit bewußt Hollands Beispiel nach, das für seine Kolonien die Bürgschaft Englands besitzt. Bismarck hat über diesen Streich Leopolds hinweggesehen, da er ihm damals in den Kram paßte. Aber der belgische König hat, wie die während des Krieges in Belgien

Digitized by Google

gemachten Aktenfunde beweisen, seine hinterhaltige Politik auch später fortgesetzt. Kaum kam er mit der Zeit zu der Überzeugung, daß ein Zusammenstoß Deutschlands und Englands sich vorbereite, so traf er Maßregeln, um das dabei, wie ihm klar war, stark bedrohte Belgien vor dem Schicksal Deutschlands unter allen Umständen zu retten. Er war nämlich offenbar von vornherein davon durchdrungen, daß Deutschland dem Zusammenwirken Englands, Frankreichs, Rußlands und Italiens, das immer deutlicher am politischen Horizont sich bemerkbar zu machen begann, auf die Dauer nicht widerstehen können werde. Sobald er diese Überzeugung gewonnen, war es sein Streben, sich die Freundschaft und Hilfe der anderen Seite zu sichern und damit nicht allein seine Kolonie sich zu erhalten, sondern auch Belgiens Gebiet zu erweitern und zu befestigen. Auf Grund zahlreicher neuer, in dem belgischen Geheimarchiv gefundener Aktenstücke konnte der Vortragende interessante Belege für Belgiens Politik und die Entwicklung der ganzen, für die Geschichte des Weltkrieges so wichtigen Angelegenheit beibringen.

An den Vortrag knüpfte sich eine kurze Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Mitglieder Dr. Arnheim und Prof. Markull beteiligten.

Digitized by Google

Nachrufe für unsere verstorbenen Mitglieder.

Wilhelm von Sommerfeld †.

Wilhelm von Sommerfeld, geboren am 14. September 1868 zu Stettin, stammte aus einer ursprünglich in Schwiebus ansässigen Patrizierfamilie, die seit 200 Jahren dem preußischen Staate eine größere Anzahl bedeutender Offiziere und Beamten gestellt hat. Seine Gymnasialbildung erhielt er auf der Klosterschule zu Roßleben. Mit 18 Jahren bestand er das Abiturientenexamen. Er besuchte zuerst die Universitäten Lausanne und Genf, dann die von Göttingen, Leipzig und Berlin. Als Lehrer verehrte er besonders Wilhelm Arndt in Leipzig und Gustav Schmoller in Berlin. Von seiner Doktorarbeit (1894), welche die Beziehungen zwischen den Deutschen und den pommerschen Slawen bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts behandelte, ließ er als Dissertation nur den Anfang drucken. Später veröffentlichte er sie vollständig unter dem Titel: „Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern." Sommerfeld gibt hier keine systematische Darstellung der Vorgänge, welche die Germanisation und Kolonisation Pommerns hervorriefen, sondern erzählt in chronologischer Reihenfolge die Beziehungen zwischen den deutschen und den pommerschen Slawen und erörtert gelegentlich der geschilderten Ereignisse erst die Probleme der Kolonisation. Seine Darstellung gewann dadurch den Vorteil, daß sie das Vordringen der Kolonisation nach der Zeitfolge genau geben konnte. Gerühmt wurden von der Fachkritik an seinem Buche vor allem die überaus sorgfältige Behandlung der Quellen und die gewandte Darstellung.

Mit seiner Erstlingsarbeit hat Sommerfeld sofort dasjenige Gebiet betreten, dem er auch später treu geblieben ist: die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation, wobei allerdings an Pommerns Stelle mehr und mehr die Mark Brandenburg trat. In den Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg erschien 1904 der 1. Teil des Werkes: „Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter." Unter dem bescheidenen Titel verbarg sich in Wirklichkeit sehr viel mehr; denn es sollte eine vollständige Verfassungs- und Ständegeschichte für die Mark im Mittelalter bieten. Leider hat er nur den ersten Teil vollendet, der als erstes Buch die Verfassung der Mark in der ältesten (nordmärkischen) Epoche enthält und von dem zweiten Buch, der Askanierzeit, nur die ersten 4 Kapitel bringt. Im Gegensatz zu seiner Dissertation hat Sommerfeld diesmal seine Arbeit vollkommen systematisch angelegt. Die Gruppierung der einzelnen Kapitel ist ganz vorzüglich, die Darstellung, die sich auf ein sprödes und sporadisches Material gründen mußte, von erfreulicher Kürze und recht gewandt. Die Ergebnisse der Forschung sind von hoher Bedeutung. Sommerfeld gewann sie vor allem dadurch, daß er die großen Fortschritte der Methode auf dem Gebiete der Diplomatik und Verfassungsgeschichte systematisch in der besonnensten Weise auf die

Digitized by Google

märkischen Verhältnisse übertrug. Leider scheint keine Hoffnung vorhanden zu sein, daß der zweite Teil des Werkes, ja nicht einmal die fehlenden Kapitel des zweiten Buches, aus dem Nachlaß des Verstorbenen herausgegeben werden kann. Seine inzwischen (1894) erfolgte Habilitation an der Berliner Universität, die Ausarbeitung der Kollegien und andere Pflichten haben ihn an der Vollendung der Arbeit verhindert.

Einen weiteren Beitrag zur märkischen Verfassungsgeschichte hat Sommerfeld in der Delbrück-Festschrift 1909 unter dem Titel: „Zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Mark Brandenburg während des Mittelalters und der Reformationszeit" veröffentlicht. Er sucht hier vor allem zu zeigen, wie die eigenartige Stellung der brandenburgischen Kirche im Reformationszeitalter, namentlich die des Kurfürsten darin, aus Zusammenhängen zu erklären ist, die sich bereits im Mittelalter angebahnt haben.

In seinen Kollegien hat Sommerfeld nicht nur die verschiedensten Gebiete der preußischen Geschichte behandelt, sondern auch über englische und französische Geschichte gelesen. Er berücksichtigte dabei, seinem ganzen Wesen nach, besonders die Verfassungsgeschichte. Infolge seiner akademischen Lehrerfolge ward ihm vor einigen Jahren der Professortitel verliehen. Schon seit längerer Zeit hatte er allerdings mit schmerzhaften körperlichen Leiden zu kämpfen. Aber immer rang er sich wieder empor, um in treuer Pflichterfüllung seine Kollegien, die er mit so großem Erfolge begonnen hatte, weiter zu lesen und seine vielversprechenden historischen Forschungen zu vertiefen.

In unserer Historischen Gesellschaft, der er seit 1912 angehörte, ist Sommerfeld infolge seines leidenden Zustandes nur selten erschienen. Vielen Mitgliedern werden noch die lehrreichen Ausführungen erinnerlich sein, die er in der Sitzung vom 3. Mai 1912 an den Vortrag unsers auf dem Felde der Ehre inzwischen gefallenen Mitgliedes Archivar Dr. Hermann von Caemmerer über „Die Bedeutung der Dispositio Achillea von 1473" zu knüpfen wußte.

Am 1. November 1915 ist Wilhelm von Sommerfeld zu Blankenburg a. H. sanft entschlafen. Als ein ersehnter Gast, der Befreiung von schwerem, zuletzt unerträglichem Siechtum brachte, ist der Tod bei ihm eingekehrt. Der Nachwelt wird er vornehmlich als märkischer Geschichtsforscher im Gedächtnis bleiben. Wir aber werden darüber den liebenswürdigen Menschen von vornehmer Gesinnung, als der er sich uns immer gezeigt hat, nicht vergessen.

Berlin-Steglitz. Melle Klinkenborg.

Digitized by Google

Sitzungs-Berichte
der Historischen Gesellschaft zu Berlin.

---

431. Sitzung. Freitag, den 5. Mai 1916. Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch leitete die Sitzung.

Archivassistent Dr. Richard Wolff widmete unserm Mitgliede, Amtsgerichtsrat Dr. iur. Richard Béringuier, der im Felde plötzlich einem Herzschlage erlegen war, einen längeren Nachruf.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Dr. Joachim Kühn in Berlin; Dr. Eduard Wilhelm Mayer in Berlin-Lichterfelde; Afrikaforscher Paul Reichard in Charlottenburg; Redakteur Rudolf Rotheit in Berlin; Oberrealschuldirektor Prof. Dr. Paul Schwartz in Berlin.

Nach Schluß des geschäftlichen Teiles sprach Oberlehrer Dr. Hermann Dreyhaus über „Deutsche Kriegszeitungen in den Befreiungskriegen und im Weltkrieg". Er unterschied Kriegszeitungen im weiteren Sinne und Feldzeitungen. Da erstere für das Zeitalter der Befreiungskriege von der Forschung bereits erschlossen sind, streifte er sie nur kurz. Zu ihnen gehören H. von Kleists „Berliner Abendblätter", der von Niebuhr und Schleiermacher begründete „Preußische Correspondent", dessen Nachfolger, das „Tagesblatt der Geschichte", der „Rheinische Merkur" von Joseph Görres und das von A. von Kotzebue herausgegebene „Russisch-Deutsche Volksblatt". Alle sehen ihren Hauptberuf darin, das deutsche Volk, allmählich von Osten nach Westen greifend, zum Freiheitskampfe aufzurufen. Sie können deshalb stets an demselben Orte erscheinen. Anders die Kriegszeitungen im eigentlichen Sinne, die Feldzeitungen. Diesen war das Hauptinteresse des Abends zugewandt. Feldzeitungen! — Soldaten sind nicht nur ihre Leser, Soldaten drucken sie auch, ja, sie verfassen sie sogar zum größten Teil. Der Vortragende gab ein Bild der Entwicklung dieser Feldzeitungen von ihren ersten Anfängen im Koalitionskrieg von 1794 bis zur Gegenwart. Bescheiden ist ihr erstes Auftreten. Noch in den Freiheitskriegen von 1813/15 haben sich bisher nur vier nachweisen lassen, worunter die von Varnhagen im Verein mit einigen Lützowern herausgegebene „Zeitung aus dem Feldlager" vielleicht die interessanteste ist. — Merkwürdigerweise ist es in den deutschen Einigungskriegen zu keiner Feldzeitung gekommen, sogar nicht während der langen Belagerung von Paris. Erst im Chinafeldzuge 1900/01 feierte sie in der „Pekinger Deutschen Zeitung" fern der Heimat eine Auferstehung. Zur vollsten Entfaltung gelangten die Feldzeitungen jedoch erst in diesem Weltkriege. Nahezu 50 lassen sich bis jetzt schon nachweisen. Und immer wieder tauchen noch Neuerscheinungen auf. Als älteste Feldzeitung bezeichnet sich selbst die „Kriegszeitung der Feste Boyen und der Stadt Lötzen", in der Zeit der Russennot gegründet. Im übrigen erscheint der Osten ziemlich spät mit Feldzeitungen auf dem Plan, was sich teilweise durch die schlechten Verkehrsbeziehungen zur Heimat erklärt, teilweise auch durch den langwährenden Bewegungskrieg. Nach diesem aber rührt er sich mächtig. Wohl jeder Armeeverband hat jetzt sein eigenes Organ.

Digitized by Google

Das bedeutendste ist die in Wilna erscheinende „Zeitung der 10. Armee". Nicht nur älter, auch reicher in ihrer Ausstattung sind die Feldzeitungen des Westens, deren bekannteste und beste, die „Liller Kriegszeitung" und der „Champagne-Kamerad", sich auch in der Heimat schon viele Freunde erworben haben. Ihnen inhaltlich ebenbürtig, zwar nicht so reich ausgestattet und weitverbreitet, sind die „Kriegszeitung der 4. Armee", „Der Schützengraben", „Kriegszeitung der 7. Armee", „Champagne-Kriegszeitung" und vor allem der „Landsturm" in Aalst, Belgien. — Alle Namen an diesem Platze zu nennen, ist nicht möglich. Die Zahl ist zu groß. Doch sind sie uns in ihrer Mannigfaltigkeit ein Beweis von der herrlichen Stimmung unserer Truppen, die inmitten eines so schweren Kampfes noch soviel Muße finden, daß sie in ihren Zeitungen den Daheimgebliebenen mitteilen können.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner und Herrn Dr. Rassow (als Gast), die Mitglieder Dr. Haering, Geheimrat Prof. Dr. Lenz, Prof. Markull, Dr. Rachel, Stadtschulrat Dr. Reimann und Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch beteiligten.

Nach Schluß des wissenschaftlichen Teiles richtete Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch noch an den inzwischen erschienenen Ehrenpräsidenten Geheimrat Prof. Dr. Max Lenz, der zum erstenmal seit seiner Übersiedelung nach Hamburg wieder an einer Sitzung der Gesellschaft teilnahm, eine kurze Begrüßungsansprache.

432. Sitzung. Freitag, den 2. Juni 1916. Geheimrat Dr. Bailleu leitete die Sitzung.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder ein Mitglied durch den Tod verloren. Am 21. Mai entschlief im 85. Lebensjahre unser ältestes Ehrenmitglied, der k. k. Hofrat Prof. Dr. Franz Ilwof in Graz (Steiermark).

Als Mitglied wurde Dr. Wolfgang Stammler, Privatdozent an der Technischen Hochschule zu Hannover, aufgenommen.

Der erste Punkt der Tagesordnung betraf die Beteiligung der Gesellschaft an der Veranstaltung von geschichtsunterrichtlichen und bildungsgeschichtlichen Vorträgen und Übungen im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht.

Der Berichterstatter, Geheimrat Prof. Dr. Rethwisch, führte aus, daß die geschichtsunterrichtlichen Vorträge eine Ergänzung zu dem bieten sollen, was die Oberlehrerprüfung an akademischer Vorbildung voraussetzt. Als geeignete Vortragsgegenstände bezeichnete er: Geschichte der Staats- und Gesellschaftsverfassung; Geschichte der Volkswirtschaft; Kunstgeschichte; Prähistorie; Vergleichende Literaturgeschichte; Vergleichende Religionsgeschichte; Philosophie der Geschichte; Geschichte ausländischer moderner Kulturvölker; Kriegsgeschichte; Überblick über den Stand der Geschichtserkenntnis. Andere Themen können hinzukommen. Die Behandlung hat allemal „nach Maßgabe des Unterrichtsbedürfnisses" zu erfolgen. Dem Vortrag schließt sich eine „Besprechung" an.

Die Übungen zur Vorbildung der Kandidaten sollen eine fachseminarische Ergänzung der Oberlehrerseminare bilden. In den Übungen ist Bedacht zu nehmen insbesondere auf: Stoffauswahl; Quellenbenutzung; Anschauungsmittel; Gruppenbildung (z. B. Längs- und Querschnitte, Parallelen); Vortragsart. Außerdem ist Kenntnis zu vermitteln vom Entwicklungsgang des Geschichtsunterrichts.

Nur die eine Seite der Erziehungswissenschaft bildet die, die es mit der Anwendung der Psychologie und Ethik auf die Theorie der Erziehungskunst zu tun hat. Die andere Seite ist die Bildungsgeschichte. Für diese sind Vorträge und Übungen im Zentralinstitut ein dringendes Bedürfnis.

Gegenstand der Vorträge ist das Bereich der Geschichte und Verfassung des Unterrichtswesens. Die Behandlung hat die Wechselwirkung zwischen der pädagogischen Theorie und der Schulpraxis zu verfolgen und den Zusammenhang mit der kulturellen Gesamtentwicklung zu beachten.

Digitized by Google

In den bildungsgeschichtlichen Übungen findet Anleitung zu eigenem Studienbetrieb in der Weise der Historischen Seminare statt.

Die Mitglieder der Historischen Gesellschaft sind gebeten, Meldungen zur Übernahme von Vorträgen und Übungen, zu denen sie selbst oder andere, von ihnen gewonnene Herren, bereit sind, an den Vorstand der Gesellschaft zu richten.

An den Bericht schloß sich eine längere Aussprache.

Oberlehrer Dr. Bonwetsch erklärte: Das Bedürfnis für solche Kurse ist zweifellos vorhanden. Der Geschichtslehrer wünscht a) unterrichtet zu werden über wesentliche Fortschritte in der Geschichtsforschung und Geschichtserkenntnis; b) in Gebieten, die er nicht aus eigenen Studien heraus beherrscht, durch zusammenfassende Darstellungen die Kenntnisse aufzufrischen, die er mehr erlernt als verarbeitet hat; c) durch Übungen seine wissenschaftliche Arbeitsmethode frisch zu erhalten. Daraus ergibt sich die Forderung a) nach Vorlesungen über Gebiete, in denen wesentliche Fortschritte der Wissenschaft vorliegen; b) nach der Darstellung größerer Zusammenhänge; c) nach quellenkritischen Übungen. Die Punkte a) und b) werden gelegentlich vereinigt werden können. Zu warnen ist dabei vor allzu großer Spezialisierung, vor allem der Sonderbehandlung einzelner historischer Nebengebiete, wie sie in Vorschlag gebracht waren. Das ist nur für Übungen zu empfehlen.

Direktor Prof. Dr. Friedrich Cauer erklärte: Allerdings muß die politische Geschichte unbedingt im Vordergrunde des Unterrichts stehen; je besser aber der Lehrer mit anderen Gebieten vertraut ist, desto weniger ist er in Gefahr, unverarbeiteten Stoff aus diesen Gebieten auszukramen. Auch das Studium der politischen Geschichte ist wohl zu sehr auf die preußisch-deutsche Entwicklung beschränkt gewesen; vor allem ist eine bessere Kenntnis der jetzt mit uns verbündeten Staaten zu wünschen.

Privatdozent Prof. Dr. Hofmeister betonte die Notwendigkeit klarerer und eindringenderer Herausarbeitung der Zusammenhänge der gesamtgeschichtlichen Entwicklung.

Außerdem beteiligten sich noch Dr. Kolshorn und Privatdozent Dr. Vogel an der Aussprache.

Einstimmig wurde folgender Beschluß angenommen: „Die Historische Gesellschaft erklärt sich mit den im Bericht vom 2. Juni 1916 über die Veranstaltung von geschichtsunterrichtlichen und bildungsgeschichtlichen Vorträgen und Übungen im Zentralinstitut usw. ausgesprochenen Wünschen einverstanden und ist zur Mitwirkung in diesem Sinne bereit".

Den zweiten Punkt der Tagesordnung bildete eine Aussprache über die Erhaltung und Umgestaltung „der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft".

Geheimrat Dr. Schuster, der im Auftrage der Gesellschaft die „Jahresberichte" herausgibt, gab als Berichterstatter zunächst einen kurzen Rückblick auf ihre Entstehung und Entwicklung und zeigte alsdann, daß ihr bisheriges Bestehen lediglich ein Verdienst des Verlags und seiner unbegrenzten Opferwilligkeit sei. Nun aber habe ihr der Krieg, vielleicht auf lange Zeit hinaus, ein Ziel gesetzt. Damit seien die „J B G." an einem entscheidenden Wendepunkte ihres Daseins angelangt. Da der Wunsch nach ihrer Erhaltung allgemein sei, komme es darauf an, Mittel und Wege zu finden, die es dem Verlag ermöglichen, bei erheblich geringeren Opfern das Unternehmen weiterzuführen. Diese Möglichkeit glaubt der Ref., auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen als Herausgeber, hauptsächlich in einer Verminderung des Umfanges der „J B G." zu erblicken. Demgemäß empfahl er: 1. Aufgabe des Grundsatzes der Vollständigkeit. Literarische Erscheinungen, die des wissenschaftlichen Charakters entbehren, sollen fortan von der Verzeichnung ausgeschlossen werden; 2. Beseitigung der Territorial- und Provinzialreferate; 3. Beseitigung der Auslandsreferate oder Ersatz der fremden Bearbeiter durch deutsche Berichterstatter. 4. Aufgabe des § 72 „Kirchengeschichte", des sehr teuren Registers nach dem

Digitized by Google

Vorbilde der „J B. für das höhere Schulwesen“ und Kürzung anderer §§, z. B. des § 9 (Römer). Diese Maßnahmen würden uns in den Stand setzen, an Stelle der bisherigen 2 Bde. von durchschnittlich 74—100 Bogen einen Band im Umfange von 40—45 Bogen herauszugeben. Dem Unternehmen würde dadurch die Lebensfähigkeit gesichert werden, ohne daß die Wissenschaft dabei zu schaden käme.

Der Mitberichterstatter, Archivassistent Dr. Wolff, betonte die Notwendigkeit einer größeren Einheitlichkeit der Berichterstattung in den „J B G.“, demzufolge die Territorialberichte und die Auslandsberichte als selbständige Berichte fortfallen müßten und ihr materieller Inhalt in den nach chronologischer Zeitfolge anzuordnenden Hauptberichten über die allgemeine Geschichte aufzunehmen sei. Nicht eine bibliographisch vollständige, alles umfassende Berichterstattung über den Gesamtbereich der Geschichte sei zu fordern, sondern ein für die deutschen Geschichtsforscher allgemein orientierender Jahresbericht, der alles Entbehrliche und anderwärts bereits Gebotene fortlasse.

Privatdozent Prof. Dr. Hofmeister gab zu, daß eine Einschränkung des Umfangs der J B G. notwendig sei. Mit den Vorschlägen auf Streichung der Alten Geschichte, der Territorialgeschichte und des Registers oder auf völlige Umgestaltung der Disposition erklärte er sich nicht einverstanden, billigte dagegen durchaus die Forderung, die Beziehung zur deutschen Forschung in den Vordergrund zu stellen und die ausländischen Mitarbeiter zu beseitigen. Nach seiner Ansicht sei die Beschränkung des Umfangs in erster Linie durch strengere Sichtung der Manuskripte von Seiten der Redaktion, durch Ausscheidung alles nicht eigentlich Historischen und nicht streng Wissenschaftlichen (besonders aus den allgemeinen Kapiteln), wenn nötig auch durch Übergang zu reiner Bibliographie anstelle der jetzigen Referate oft zweifelhaften Wertes zu erreichen. Die Existenzberechtigung der „J B G.“ scheine ihm eben daran zu hängen, daß sie einen Überblick über das Gesamtgebiet historischer Produktion zeitlich und räumlich ermögliche.

Dozent Prof. Dr. Koehne schloß sich dem Wunsche auf Kürzungen an, namentlich für den Bericht über klassisches Altertum, wollte aber nicht, daß er ganz gestrichen werde. Dem Vorschlage, die Berichte durch Bibliographien zu ersetzen, trat er entgegen und berief sich darauf, daß für manche Teile Deutschlands solche Bibliographien bereits erscheinen, z. B. für den Oberrhein durch die Badische Historische Kommission. Außerdem empfahl er, einen Versuch mit dem buchhändlerischen Sondervertrieb einzelner Beiträge, z. B. denen über Deutsche Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte, Reformationszeit und Neueste Zeit zu machen. Schließlich brachte er einen Antrag auf Behandlung der ganzen Frage durch einen besonderen Ausschuß ein und erklärte sich mit den von Geheimrat Dr. Bailleu vorgeschlagenen Kürzungen des Antrags einverstanden.

Direktor Prof. Dr. Cauer sprach sich gegen die völlige Streichung der Alten Geschichte aus, empfahl aber, diesen Teil der Jahresberichte auf eine Übersicht über solche Erscheinungen zu beschränken, die auch für einen auf anderen Gebieten heimischen Historiker Interesse haben.

Auf Vorschlag von Geheimrat Dr. Bailleu wurde einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die Historische Gesellschaft beschließt, die Herausgabe der Jahresberichte der Geschichtswissenschaft in veränderter Form fortzusetzen. Ein Ausschuß soll über die Einzelheiten der Veränderung beraten und der Gesellschaft über seine Vorschläge Bericht erstatten.“

Die Gesellschaft wählte Oberlehrer Dr. Bonwetsch, Direktor Prof. Dr. Fr. Cauer, Privatdozent Prof. Dr. Hofmeister, Dozent Prof. Dr. Koehne, Verlagsbuchhändler Dr. Vollert, Archivassistent Dr. Wolff und den Vorstand zu Mitgliedern des Ausschusses.

Den letzten Punkt der Tagesordnung bildete eine Aussprache über eine Ausgestaltung der „Mitteilungen aus der historischen Literatur“.

Digitized by Google

Dr. Arnheim, der im Auftrage der Gesellschaft die „Mitteilungen“ herausgibt, schlug folgende Neuerungen vor, die 1917 in Kraft treten sollen:

a) Jedes Heft soll mit einer umfangreicheren Anzeige eines Geschichtswerkes von allgemeinem Interesse oder mit einer zusammenfassenden Besprechung mehrerer Schriften gleichen oder ähnlichen Inhalts beginnen.

b) Jedes Heft soll am Schlusse ein Verzeichnis der inzwischen eingetroffenen Rezensionsexemplare bringen.

c) Jedes Heft soll eine Zeitschriftenschau enthalten, in der ganz kurz auf die Bedeutung und den Inhalt derjenigen Aufsätze, Briefveröffentlichungen, Urkunden usw. hingewiesen wird, die nicht nur von rein örtlichem Interesse sind, und in denen wirklich etwas Neues zu finden ist. Da die Gesellschaft jetzt in verschiedenen Teilen Deutschlands und sogar in Österreich Mitglieder besitzt, die an den „Mitteilungen“ als Mitarbeiter tätig sind, dürfte auch die Berücksichtigung wichtigerer Provinzialzeitschriften möglich sein. Was die Beschaffung des Zeitschriftenmaterials betrifft, so werden einige Verleger wohl ein Rezensionsexemplar einsenden. Die allgemeinen Zeitschriften werden wohl von einzelnen Mitgliedern bezogen und sind außerdem auch sonst leicht zugänglich. Andere Mitarbeiter werden wohl als Mitglieder historischer Provinzialvereinigungen die Veröffentlichungen der betreffenden Gesellschaft erhalten. Diejenigen Mitglieder, die an der Zeitschriftenschau mitarbeiten wollen, werden ersucht, dem Schriftleiter möglichst bald mitzuteilen, über welche Zeitschrift ihres geschichtlichen Sondergebiets sie regelmäßig zu berichten wünschen.

Privatdozent Prof. Dr. Hofmeister macht den Vorschlag, die Sonderabdrücke der einzelnen Referate in den „Mitteilungen“ einzeln abzuziehen, falls technisch nichts im Wege stünde. — Verlagsbuchhändler Dr. Vollert erwidert, daß die Erfüllung dieses Wunsches auf technische Schwierigkeiten stoßen und eine Erhöhung der Kosten verursachen würde.

Dozent Prof. Dr. Koehne schließt sich dem Wunsche nach Sammelreferaten an der Spitze der einzelnen Hefte an. Er empfiehlt ferner die Veröffentlichung geeigneter, in der Gesellschaft gehaltener Vorträge als „Beilagen“ zu den „Mitteilungen“. Diese Beilagen müßten aber auch besonders verkäuflich sein.

Die Gesellschaft erklärte sich mit den Vorschlägen Dr. Arnheims einverstanden. Die Erörterung der von Prof. Dr. Koehne gegebenen Anregung wurde wegen der vorgerückten Stunde auf eine spätere Sitzung verschoben.

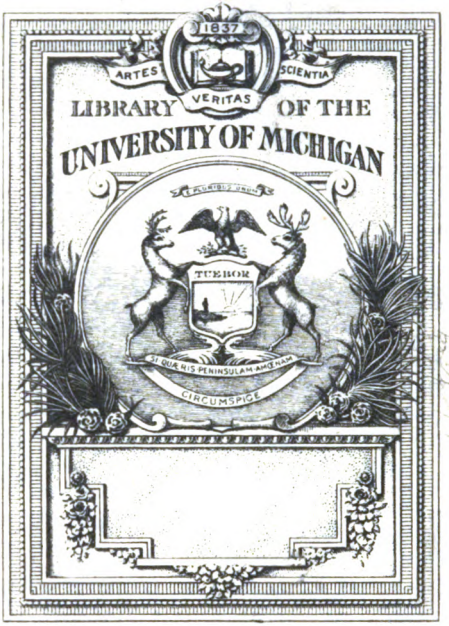
Digitized by Google

Digitized by Google

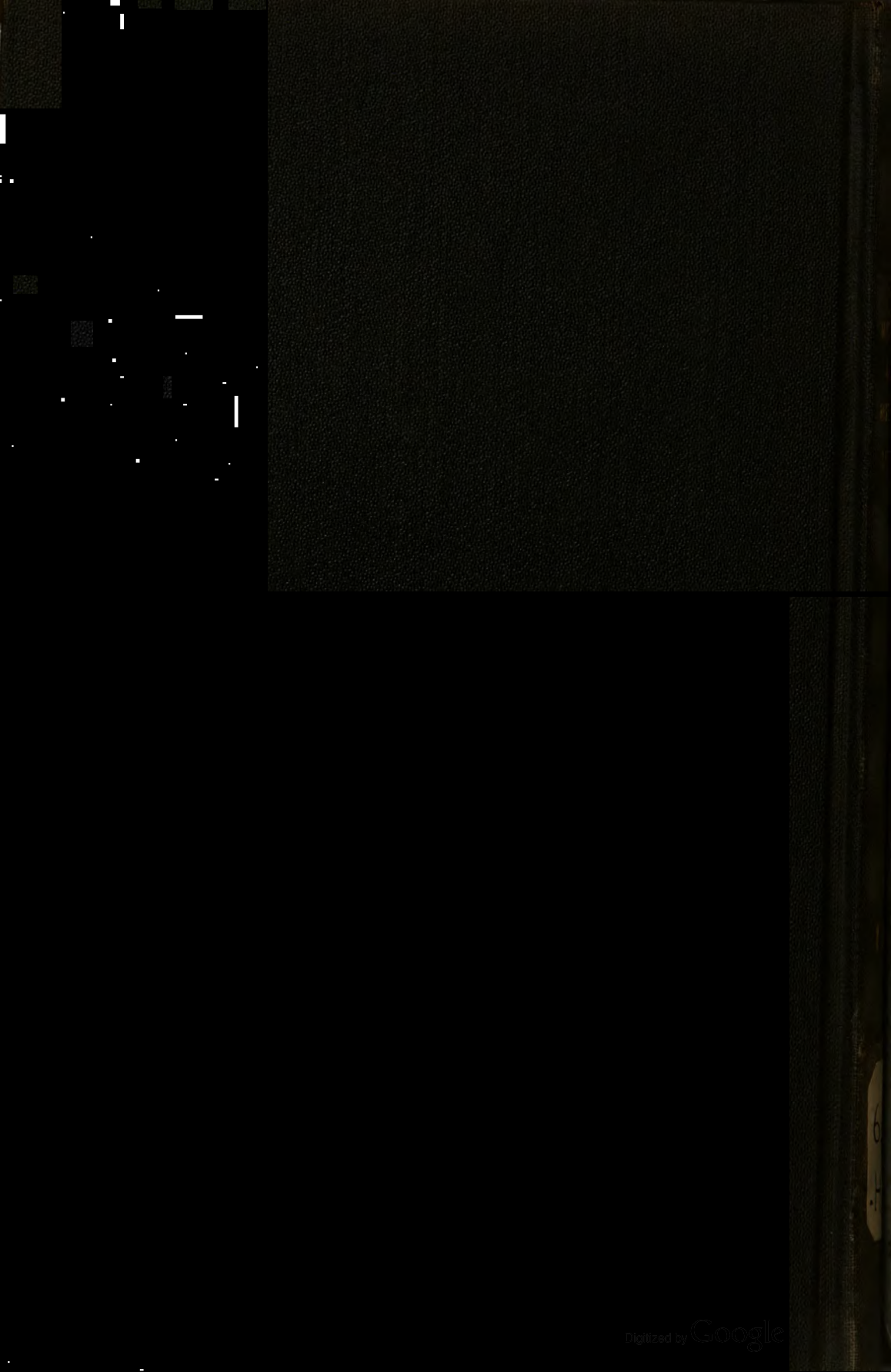
Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07805 4312



Digitized by Google


Digitized by Google